Das Buch vom Doktor Luther

von

Armin Stein

from John Meyer, Chicago, Ill.

Armin Stein,

Das Buch vom Doktor Luther.

Martinus Luther D.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a/S.

Das

Buch vom Doktor Luther.

Von

Armin Stein.

(H. Nietschmann.)

Zweite, vermehrte Auflage.

Mit dem Bildnis Dr. Martin Luthers gestochen von A. Krauße
und zahlreichen Abbildungen, nach Originalen von Lucas Cranach, Graf Harrach,
W. Lindenschmit, A. Noack, Fr. Stoltenberg, Trenkwald,
Wanderer, K. Weigand u. a.

CONCORDIA THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY
FORT WAYNE, INDIANA
134154

Halle a. S.
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1904.

Der evangeliſchen Chriſtenheit.

Vorrede.

Ich hatte es mir abgewöhnt, Vorreden zu meinen Büchern zu schreiben. Zwei Gründe bestimmten mich dazu. Der größere Teil der Leser liest nur das Buch und nicht die Vorrede; da kann ich mir also die Mühe sparen. Der andere Teil liest nur die Vorrede, aber nicht das Buch, und redet doch nachher darüber, nämlich um es zu rezensieren. Da hat also die Vorrede vollends keinen Zweck.

Bei dem vorliegenden Buch indessen sehe ich mich doch genötigt, zu meiner alten Gewohnheit zurückzukehren, hier sind einige einleitende Bemerkungen am Platz.

Ich kann mir denken, daß bei der Ankündigung einer neuen Lutherbiographie manch einer verwundert den Kopf schüttelt und denkt, davon hätten wir nun gerade genug auf Lager. So habe ich auch erst gedacht, bin aber von einem, der die Sache aus dem Grund versteht, eines andern belehrt worden.

Derselbe hat nämlich nach eingehender Durchsicht der gesamten Lutherliteratur die Entdeckung gemacht, daß es immer noch an einer Lutherbiographie fehlt, die für das Volk und die reifere Jugend geschrieben ist.

Von den kleineren Arbeiten erfüllen ja wohl eine ziemliche Anzahl diesen Zweck, aber die größeren und ausgeführteren Lebensbilder unsres Reformators sind nicht an die genannte Adresse gerichtet, auch nicht diejenigen darunter, welche auf dem Titel ausdrücklich die Bemerkung „fürs Volk" tragen. Echt volkstümlich von den großen Lutherbiographien ist eigentlich nur das Werk von Martin Rade, ja ein wahres Muster von Popularität und Anschaulichkeit, aber es leidet an einem Fehler, welcher ihm den Eingang in das Volk erschweren dürfte: es ist zu groß und zu breit. Wer hat in unsrer hastigen, schnelllebigen Zeit den Mut und die Geduld, drei dicke Bände von mehr als hundert Bogen durchzulesen, wenn's nicht studienhalber geschieht?

Bei alledem würde ich aber doch nicht aus eigner Initiative zur Feder gegriffen haben, zumal ja in meinen „Deutschen Geschichts- und Lebensbildern" Martin Luther zum öftern auftritt. Ich bin vielmehr der Aufforderung meines Herrn Verlegers gefolgt, und diese Aufforderung hat mir die nötige Freudigkeit zu der Arbeit gegeben.

Auch hier wieder habe ich zu meiner biographischen Darstellung die Methode gewählt, welche das historische Material in novellistische Form gießt. Ich betrachte die Lebensgeschichte meines Helden nicht, wie die hergebrachte biographische Methode es tut, von hinten, sondern von vorn, so daß der Leser alles gleichsam erst werden sieht und Schritt vor Schritt miterlebt. Ich hoffe auf diese Weise meinen Stoff recht plastisch gestalten und viele einzelne Momente in die rechte wirksame Beleuchtung stellen zu können. Es bleibt dem Urteil der geneigten Leser überlassen, wie weit mir dieser mein Versuch gelungen ist, denn als einen Versuch nur betrachte ich der Größe des Gegenstandes gegenüber meine Arbeit und bitte um ein lindes Gericht.

Daß der geschichtlichen Treue dadurch Abbruch geschehen sei, wird kein Sachkundiger behaupten; höchstens könnte jemand vom Standpunkte einer abstrakten, an den traditionellen literarischen Darstellungsformen festhängenden Ästhetik an dieser Art der Geschichtsdarstellung mäkeln; aber solche Mäkelei ficht mich nicht an und andere Leute auch nicht. —

Ceterum censeo: es tut not, immer wieder von dem Doktor Martinus zu schreiben und den von römisch-jesuitischem Haß mit Schmutz Beworfenen immer wieder in das rechte Licht zu stellen.

Die Beharrlichkeit, mit welcher die dummdreiste römische Falschmünzerei das Bild des größten deutschen Mannes entstellt und namentlich seit dem Jahre 1883 die schamlosesten Lügen über den ergießt, den man nach vier Jahrhunderten noch fürchtet, muß uns Veranlassung geben, der evangelischen Christenheit unverdrossen immer von neuem zu sagen, wie der Doktor Martinus eigentlich ausgesehen hat, damit die Lästermäuler endlich einmal gestopft werden.

Und daß das geschehen werde, ist unsre gewisse Zuversicht. Luther hat gesungen:

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und keinen Dank dazu haben.

Das ist bis jetzt eingetroffen, wird auch weiterhin eintreffen nach der Verheißung des Herrn Matthäi 24, 35. Und wir setzen hinzu: Immer

werft nach dem, der uns das Wort Gottes gesagt hat, mit Schmutz und Steinen, ihr Männer von Rom, immer übt euch weiter in der Kunst, die gewaltsam in der Unwissenheit gehaltene Menge zu belügen und zu betrügen, es wird euch alles nichts helfen: eure noble Kampfesweise, von der gebildeten Welt bereits gerichtet, wird gewißlich auch noch des ganzen Volks Verurteilung erfahren, und ihr werdet nur dazu helfen müssen, die Lichtgestalt des deutschen Propheten desto heller und klarer hervortreten zu lassen. Der ihn gesandt hat, wird ihn auch beschützen und von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr zu Ehren bringen.

Den Luther sollt ihr lassen stahn
Und keinen Dank dazu haben!

Amen.

Halle, in der Adventszeit 1887.

Armin Stein.

Geleitschein zur zweiten Ausfahrt.

Mag auch seit der Zeit, daß ich dies mein Buch habe ausgehen lassen, manches gute Wort weiter über Martin Luther geredet worden sein, es sind inzwischen auch böse genug gefallen, ja so böse, daß alle vorige Verlästerung des Gottesmannes dagegen in Schatten tritt. Unter solchen Umständen darf man nicht müde werden, von ihm zu zeugen, muß der Christenheit aufs neue klargemacht werden, wie viel Ursache sie hat, dem Herrn zu danken, daß er ihr solchen Propheten gegeben, der die Kirche aus der babylonischen Gefangenschaft des Papsttums herausgeführt und der Welt zur Erkenntnis der Wahrheit geholfen. Und mag einer nun in Prunk und Pracht daherfahren, mag er mit hohen Worten menschlicher Weisheit von dem Doktor Martinus reden, oder nur schlicht und einfältig von ihm erzählen, wie's dem Volke frommt, es ist einerlei: wenn nur überhaupt das Wort für ihn genommen und das von den Römlingen gesponnene Lügengewebe zerrissen wird, daß die Lichtgestalt des Großen in Israel aufs neue vor aller Welt Augen erscheint, den Herzen zu Erhebung und Trost und Stärkung des Glaubens. —

Aber mehr noch. Leider nicht bloß gegen Rom, sondern auch noch nach einer andern Seite muß Luther zu Worte und zu Ehren kommen. Unsre Zeit, die religiös zerfahrene und kirchlich zerklüftete, unsre Zeit, in welcher eine toll gewordene Wissenschaft mit verwegenen Behauptungen die Harmlosen irremacht und mit rauher Hand an den Fundamenten des Christenglaubens rüttelt, diese Zeit nötigt die evangelische Christenheit mit allem Ernst, *sich wieder auf ihre Ursprünge zu besinnen*, sich klarzumachen, wie es zu einer evangelischen Kirche gekommen ist und um was es sich im evangelischen Glauben handelt. Das aber kann nicht besser geschehen, als indem man den Werdegang und das Lebenswerk des Mannes betrachtet, dem die unter dem Papsttum entartete Kirche ihre Wiedergeburt verdankt.

So steht Luther da, in jeder Hand ein Schwert haltend und Streiche führend beide nach rechts und nach links. Schier 400 Jahre hat er seinen Mann gestanden und bewiesen, daß sein Werk aus Gott ist — so werden auch wohl die folgenden Jahrhunderte von ihm und seinen Siegen zeugen, zur Ehre Gottes des Vaters und zum Preis unsers Herrn Jesu Christi.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Buch.

Stilles Werden.

			Seite
1.	Kapitel.	Freude und Sorge	3
2.	„	In harter Zucht	7
3.	„	Gerettet	14
4.	„	Auf der Hochschule	20
5.	„	Verschwunden	25
6.	„	Im Kloster	31
7.	„	Licht in der Nacht	40
8.	„	Auf dem Katheder	45
9.	„	In der heiligen Stadt	50
10.	„	Der Herr Doktor	54

Zweites Buch.

Sturm und Drang.

11.	Kapitel.	Schwüle Luft	63
12.	„	Wetterleuchten	68
13.	„	Es schlägt ein	73
14.	„	Ein feindlicher Anschlag	79
15.	„	Mönch und Kardinal	85
16.	„	Samtpfötchen	91
17.	„	Ein hitziges Gefecht	98
18.	„	Vorwärts	105
19.	„	Gebannt	112
20.	„	Kaiser Karl	119
21.	„	Hindurch!	126
22.	„	Geächtet	137

Drittes Buch.

Hartes Ringen.

23.	Kapitel.	Im Reich der Lüfte	147
24.	„	Der Abgott zu Halle	152
25.	„	Der Geächtete im Kampf mit dem Gewaltigen	159
26.	„	Des Propheten köstlichstes Geschenk an sein Volk	167

		Seite
27. Kapitel.	Eine Feuersbrunst	171
28. „	Auf dem Heimweg	176
29. „	Glorreicher Sieg	183
30. „	Weitere Neubildungen	190
31. „	Die schwerste Prüfung	199
32. „	Seltsame Sachen	207

Viertes Buch.
Auf der Höhe.

33. Kapitel.	Doktor und Bauer	219
34. „	Aus dem Tod errettet	224
35. „	Der gute Hirte	229
36. „	Der weise Ratgeber	235
37. „	Die Visitation	240
38. „	Die Protestanten	247
39. „	Luther und Zwingli	255
40. „	„Das ist mein Leib“	263
41. „	Ein zweifelhaftes Verträgnis	268
42. „	Gen Augsburg	271
43. „	Im Reich der Vögel	278
44. „	In Augsburg	287
45. „	Eine große Tat	291
46. „	Heim!	304
47. „	Schwertgerassel und Friedensgeläut	309

Fünftes Buch.
Lebensabend.

48. Kapitel.	Trauer und Trost	321
49. „	Im Kreis der Familie	325
50. „	Seltsamer Besuch	335
51. „	Ein Weihnachtsabend	343
52. „	Eintracht zwischen Nord und Süd	350
53. „	In Schmalkalden	353
54. „	Neue Siege	364
55. „	Der Betemeister	368
56. „	Noch ein Triumph	372
57. „	Tiefes Leid	380
58. „	Trüber Ausblick	386
59. „	In die Heimat	393
60. „	Ins ewige Vaterhaus	399

Erstes Buch.

Stilles Werden.

Erstes Kapitel.

Freude und Sorge.

Rauh und stürmisch war die Novembernacht. Schon den ganzen Tag zuvor war die Welt in dichten Nebel gehüllt gewesen, und frühzeitig hatten die Bürger von Eisleben den Kienspan entzünden müssen. Die Wetterfahne der uralten Petrikapelle kreischte und die Ziegel des löcherigen Daches klapperten, löste sich auch hier und da einer unter den Stößen des Windes und fiel prasselnd auf die Gasse nieder.

An einem der niedrigen Häuslein in der Nähe der Kapelle tat es um die zehnte Abendstunde laute Schläge mit dem hölzernen Klopfer, bis nach einer guten Weile das kleine Schiebefenster knarrte und eine weibliche Stimme herausfragte: „Wer ist da und was soll's?“

„Ein armes Eheweib begehret Euren Dienst, gute Frau“, rief es flehend von der Gasse hinauf. „Eilet Euch, denn die Not dränget hart.“

Das Fenster ward geschlossen, und nach kurzer Frist trat eine verhüllte Gestalt aus der Tür. „Es ist eine böse Nacht! Haben wir bis zu Eurer Wohnung weiten Weg?“

„Keine zweihundert Schritte“, war die Antwort.

„Wer seid Ihr?“ fragte die Frau im Fortgehen. „Eure Sprache ist mir fremd.“

Der Mann erwiderte: „Hans Luther nenne ich mich.“

„Den Namen habe ich in der Stadt noch nicht gehört“, meinte die Wehemutter nach etlichem Besinnen.

„Das glaub' ich wohl“, versetzte der Mann. „Bin ich doch noch nicht gar lange Zeit allhier in Eisleben ansässig. Habe mich mitsamt meinem jungen Weiblein aus meiner Heimat, dem Dörflein Möhra bei Salzungen aufgemacht, hoffend, allhier bessere Nahrung zu finden denn daheim. Das kleine Gütlein, so uns der Vater vererbt, nähret die Geschwister nicht alle; so habe ich, der älteste, dasselbe dem jüngsten gelassen

und bin gen Eisleben gewandert, daß ich allhier mein Brot unter der Erde suche."

„Werdet Ihr's auch finden?" fragte die alte Frau. „Ist der Fremden eine gar große Zahl herzugezogen, daß zu besorgen steht, es werde mancher nur knappe Arbeit haben."

Der Mann seufzte. „Ihr habet recht. Hatte besseres Schicksal für mich erhofft. Indes muß ich wohl vorerst noch bleiben, um meines Weibes willen."

„Ist es das erstemal, daß sie der Wehemutter bedarf?" fragte die Frau.

Der Mann bejahte. „Sie ist bis anher die ganze Zeit vor allem Leidwesen und Unfall bewahrt geblieben, hat auch eine gute, kräftige Natur und einen tapfern Sinn. — Sehet, da sind wir schon an unserm Losament!"

Er tat mit dem Klopfer drei Schläge gegen die Tür, da ging diese auf, und die beiden traten in das niedrige Stüblein, darin die Ehefrau des Bergmanns Luther lag.

Die Alte setzte sich zu ihr und redete sie freundlich herzhaft an. Das tat der Leidenden und sich verlassen Fühlenden wohl. Der Hans mußte das Nötige herbeischaffen, dann zog er sich still in den Nebenraum zurück und seufzte viel zum Himmel hinauf, sonderlich zu der heiligen Anna, die er sich zur Schutzpatronin erkoren.

Nach einer guten Weile ward er von der Alten entsendet, um aus der Apotheke einen Tee herbeizuholen. Er hatte große Mühe, den Apotheker aus dem Schlaf zu bringen, so daß bis zu seiner Wiederkehr fast eine Stunde verstrichen war.

Da trat ihm die Alte freundlich lächelnd entgegen und hielt ihm ein neugeborenes Kindlein dar, welches alsbald seinen Mund auftat und einen kräftigen Ton von sich gab, als wollte es den Vater begrüßen. Dieser nahm es mit Tränen auf seine Arme und drückte es behutsam an seine Brust. Er brachte vor Glückseligkeit keinen Laut hervor, bis er zu dem Lager seines Weibes tretend und den Säugling darauf niederlegend sprach: „O du meine herzallerliebste Grete, welch eine köstliche Gabe hast du mir beschert! Gelobet sei die heilige Anna und alle Heiligen! Siehe, mir hüpfet das Herz im Leibe, daß ich bin wie ein Kind."

Und nun war er der alten Mutter behilflich, so gut er's vermochte, das Kindlein zu baden, und vergaß in dem Taumel der ersten Vaterfreude alle Not und Sorge des Lebens. —

Andern Tags stand an dem Taufstein der Petrikapelle der Pfarrer mit zwei Personen, die sollten Zeugen sein der heiligen Handlung, welche an dem dargebrachten Kindlein zu vollziehen war. Und er las die Gebete aus dem Brevier, dann netzte er des Täuflings Stirn mit dem geweihten Wasser, indem er sprach: „Nach dem Heiligen des heutigen Tags sollst du genannt werden, Kindlein: Martinus, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Luthers Geburtshaus.

Die Wehemutter hatte wohl recht gehabt mit ihrer Vermutung, daß bei dem massenhaften Zuzug fremder Bergleute das Verdienst für den einzelnen nur knapp sein werde. Hans Luther hatte von vornherein nur kümmerlich auskommen können — jetzt, wo ihn die der Wöchnerin nötige Pflege von der Arbeit auch noch zurückhielt, blieb ihm nichts übrig, als bei den Nachbarn auf Borg zu gehen in Hoffnung besserer Zeiten. Nachdem Frau Margarete sich wieder erholt hatte und seiner Wartung nicht mehr bedurfte, arbeitete er mit doppelter Kraft, der stämmige, gedrungene Mann, um wieder emporzukommen; allein der Winter ging hin, ohne daß er einigermaßen Luft bekommen hätte. —

Es war an einem wetterwendischen Apriltag, als er gegen den Abend in seinem Sonntagswams zu seiner Frau in die Stube trat. „Grüß dich Gott, Grete“, sagte er heiter, indem er sich den Staub aus den Falten

schüttelte. „Der Gang ist nicht umsonst gewesen: ich denke, in Mansfeld wird uns ein besser Glück blühen. Ist zwar nur ein winzig Städtlein, aber der Bergbau stehet dort in gutem Flor. Rings um den Ort her lodern die Schmelzöfen. Es gibt da zweierlei: Erbfeuer und Pachtfeuer. Wer ein Erbfeuer sein eigen nennt, ist ein gemachter Mann. Dahin werden wir es nun wohl nimmer bringen, allein wo uns der Himmel bei Kräften und gutem Mut erhält, so gelingt es uns vielleicht einmal, einen Ofen in Zeitpacht zu bekommen, und alsdann sind wir aus dem Schlimmsten heraus."

„Du schaust so frohgemut drein, als müßte es alles wahr sein", lächelte Frau Margarete. „Das ist deine Art. Doch folge ich dir gern — schlechter denn dahier in Eisleben kann es ja für uns in Mansfeld auch nicht werden. Mögen nur die lieben Heiligen helfen, daß wir denen, welche uns mit Darlehen unter die Arme gegriffen, bald gerecht werden können, denn mit Hinterlassung übler Nachrede möchte ich nicht von hinnen weichen."

Hans legte tröstend die Hand auf die Schulter seiner Frau: „Die sieben Gülden, so wir noch schulden, werden ja bald abgestoßen sein, so wir noch sparsamer sind denn bis anher und uns noch mehr Entbehrungen auferlegen."

Frau Margarete sagte nichts, sah aber schmerzlich ihr Kindlein an und dachte bei sich: „Was sich die Mutter am Leib entzieht, das geht auch dem Kindlein ab." —

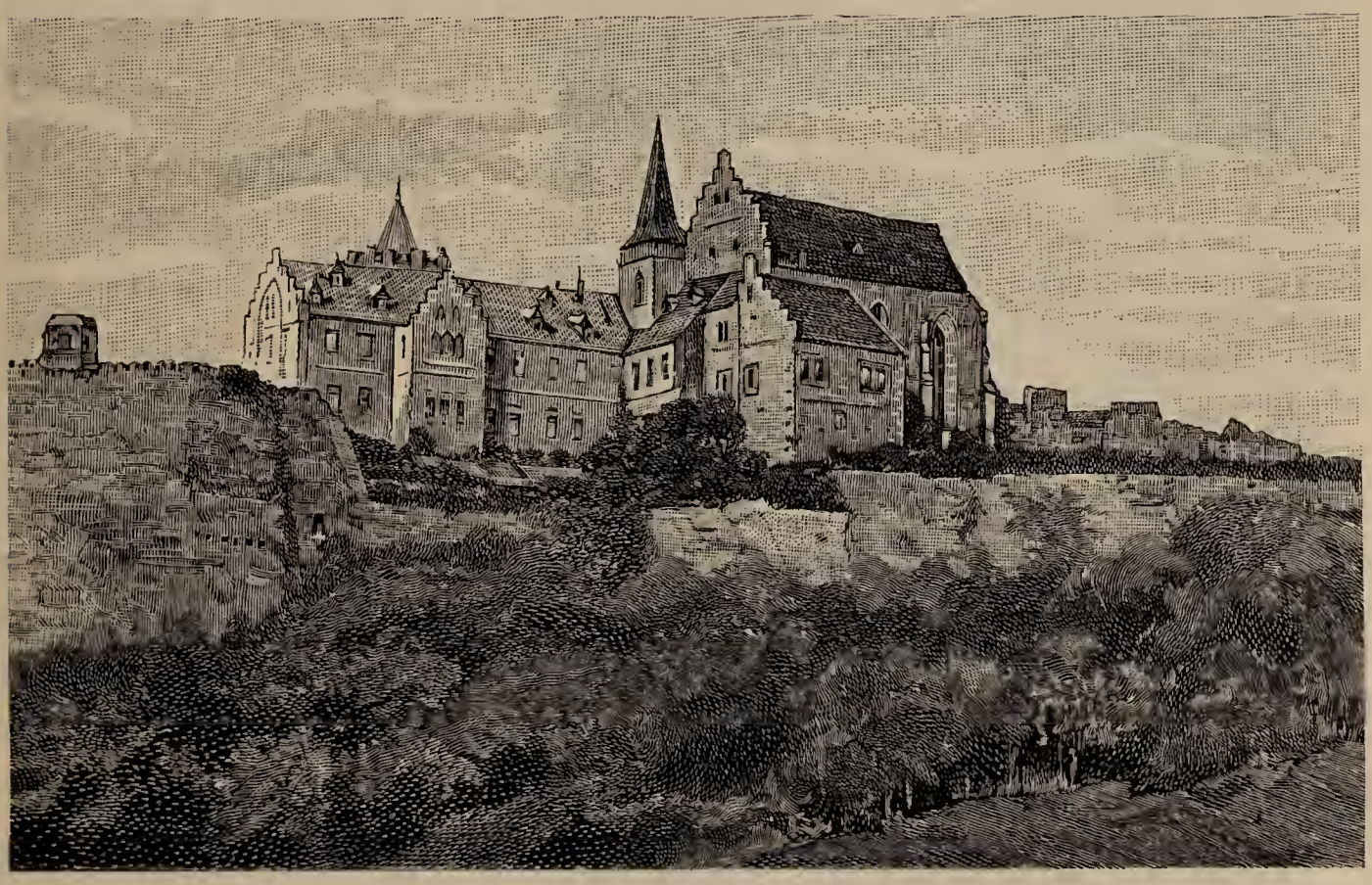
Der Kleine schien indes von dem Mangel, welchen sich die Eltern auflegen mußten, unberührt zu bleiben: die Wangen und die Ärmchen und die Beinchen rundeten sich immer mehr, und die großen, dunklen, leuchtenden Augen schauten so seelenvergnügt in die Welt hinein, als wäre die väterliche Hütte ein königliches Schloß und er ein geborener Prinz. —

An einem wunderschönen Maientag des Jahres 1484 bewegte sich ein mit etlichem Hausgerät bepacktes Wägelein aus der Stadt Eisleben in der Richtung auf Mansfeld dahin. Oben auf saß Frau Margarete, Hans Luthers Ehewirtin, ihr Söhnlein auf dem Schoß, während der Mann nebenher schritt, um nicht dem Rößlein durch das Gewicht seines Körpers die Last zu mehren, denn der Weg ging bergan. Ringsum prangte die Natur in ihrem schönsten Schmuck: die Auen dufteten und die Bächlein plätscherten und aus dem hellgrünen Buschwerk rief der Kuckuck, und die Sonne lachte freundlich von dem blauen Himmelszelt hernieder; da ging den Scheidenden das Herz auf, daß sie mit froher Hoffnung und Zuversicht der neuen Heimat entgegenzogen.

Zweites Kapitel.

In harter Zucht.

Dort, wo nach Osten zu das auslaufende Harzgebirge noch einmal den Boden schwellt, liegt zwischen Hügelketten eingeklemmt und durch einen Bach gespalten das Städtlein Mansfeld. Von der Höhe herab schaut das alte, dreigegliederte, feste Schloß der Grafen über die Stadt und die bewaldeten Höhen mit den lodernden hellgrünen Feuern der Kupferöfen. —



Schloß Mansfeld.

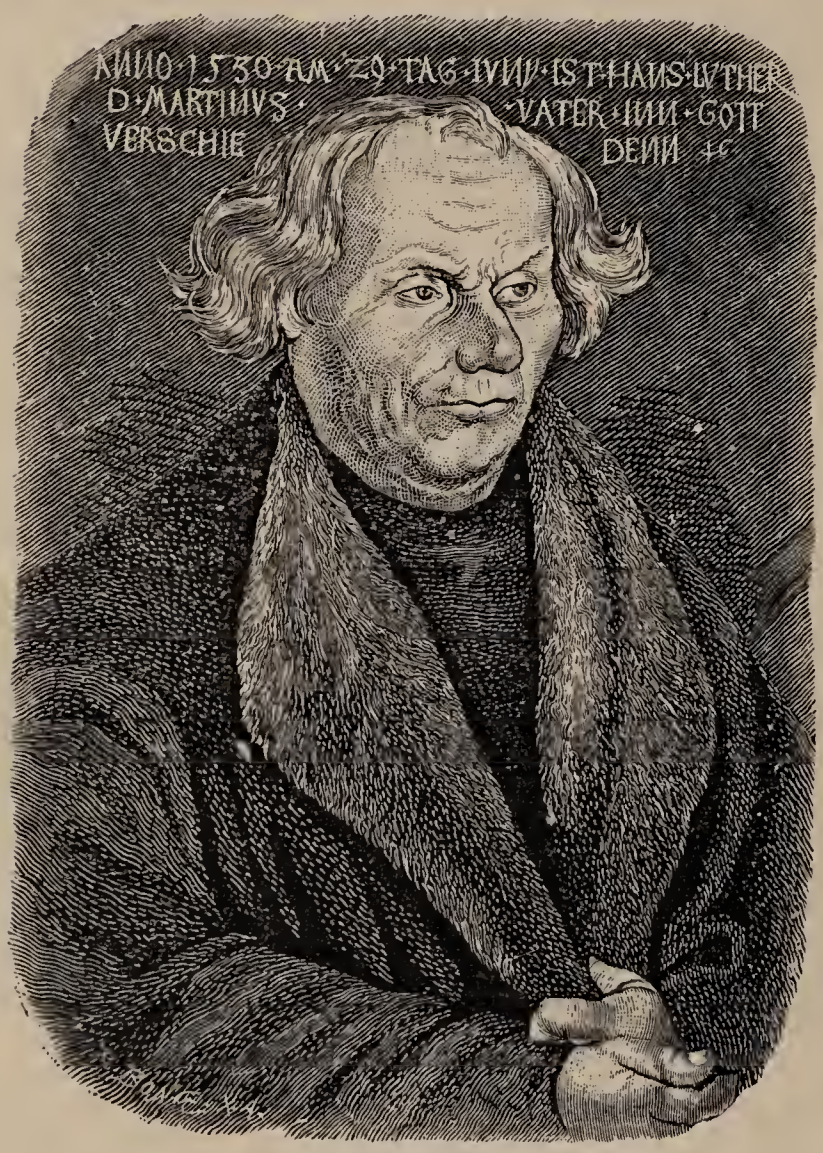
An einem naßkalten Oktobermorgen des Jahres 1489 trat aus dem entlaubten Gehölz unweit der Stadt ein ärmlich gekleidetes Weib mit einem etwa sechsjährigen Knaben. Beide trugen auf dem Rücken eine Last dürren Reisigs und hatten ihre Not gegen den Wind.

„Wird dir's zu schwer, Martin?" fragte die Frau nach einer Weile, da sie sah, wie das Gesicht des Kleinen sich immer dunkler färbte. „Hilft alles nichts, mein Sohn! Es wird ein harter Winter werden, wie aus dem Brustknochen der Gänse zu ersehen. Da gilt es, sich mit Holz zu versorgen für den Ofen. Überdem ist es dem Menschen ersprießlich, wenn er sich von Kind auf zu harter Arbeit gewöhnt. Was hart ist, das hält. Harte Hände

mögen fest zugreifen, und ein harter Rücken wird dir in der Schule wohl zu statten kommen, denn des Magisters Faust fühlt sich just nicht wie Samt an, und sein Stecken ist auch nicht mit Flaumfedern umhüllt."

Der Knabe seufzte vor sich hin. Da fragte die Mutter unwillig: „Freust du dich nicht auf die Schule, Knabe?"

Schüchtern antwortete der Martin: „Auf die Schule wohl, aber nicht auf die Schläge."



Luthers Vater.

Er kannte die letztern schon aus eigner Erfahrung, denn der Vater und die Mutter hielten ihn, so gut sie's auch meinten, streng und fast hart, einmal war er um einer Nuß willen, die er genascht, von der Mutter so lange gestäupt worden, bis das Blut kam, und bei dem Vater lief auch flugs die Stirnader auf, wenn ihm eine kindliche Torheit zu Gesicht kam; er kannte oft kein Maß, also daß der Sohn in dem Gefühl, zu viel erlitten zu haben, sich scheu zurückgezogen und nur allmählich wieder an den Vater gewöhnt hatte. —

„Grüß Gott, Frau Margret!" rief in diesem Augenblick eine tiefe, kräftige Männerstimme. „So frühe schon seid Ihr mit aufgebürdeter Last auf dem Heimweg?"

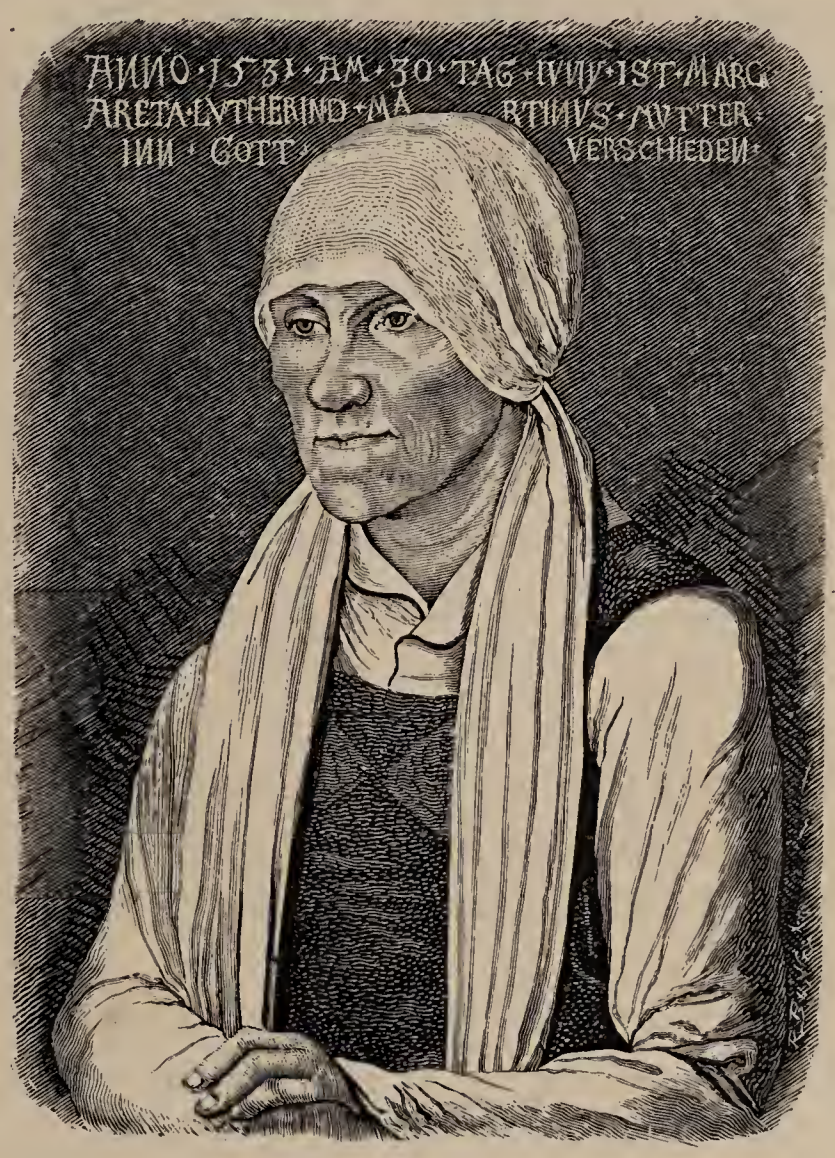
Die beiden gebeugt Daherschreitenden erkannten beim Erheben des Kopfes den alten Grafen Günther von Mansfeld zu Pferd.

„Lohn Euch Gott den Gruß, gnädiger Herr", erwiderte Frau Margarete freudig überrascht. „Unsereins muß wohl früh aus den Federn sein, denn vielerlei liegt einer armen Hausfrau ob, die vier Kinderlein zu warten hat."

„Wie geht es Eurem Ehewirt?“ fragte der Graf leutselig.

„Es geht ihm wohl, Herr Graf“, versetzte Frau Margarete. „Seit wir durch Ew. Gnaden Güte das Pachtfeuer bekommen, sind wir ja der schwersten Sorge um das tägliche Brot enthoben. Möge Euch das der Herrgott in alle Ewigkeit vergelten, denn gar kümmerlich und notdürftig ist es bei uns bis zu dieser Zeit gegangen, trotz alles Fleißes.“

„Würdigem Manne Wohltat zu spenden ist süß“, sagte der Graf freundlich lächelnd und fragte dann, auf den Knaben weisend, der sich scheu hinter der Mutter verborgen hielt: „Ist das Euer Ältester, Frau Margret?“



Luthers Mutter.

Auf den bejahenden Bescheid wendete er sich an den Kleinen selbst mit der Frage: „Wie heißest du?“

„Martin!“ kam es zögernd von den Lippen des errötenden Knaben.

Der Graf schüttelte unwillig den Kopf. „Bist du ein Mägdlein, Martin, daß du blöde die Augen senkest, so dich jemand anredet? Solches tauget für den Knaben nicht. Hast du ein gut Gewissen, so schau nur jedermann gerad in Angesicht.“

Damit winkte er mit der Hand freundlichen Gruß und ritt davon. —

Frau Margarete war den Rest des Wegs sehr schweigsam. Sie dachte über die Worte des Grafen nach. Ja, es war kein Unwürdiger, dem der Herr Graf sein Wohlwollen zugewendet hatte. Hans Luther, ihr Eheherr, war ja in der ganzen Stadt wohlgelitten, jedermann achtete ihn ob seiner Biederkeit und seiner strengen Sitten und suchte gern seinen verständigen Rat. War auch schon die Rede gewesen, daß keiner würdiger wäre, im Rat der Stadt zu sitzen als Hans Luther, und man hätte ihn auch

schon gewählt, wenn er nur ein eigen Heimwesen in der Stadt besäße. — Weiter tat es der Frau Margarete wohl, daß der hohe Herr so herablassend nach ihrem Sohn fragte, und der kleine Martinus schien ob solcher Auszeichnung vor ihren Augen zu wachsen, obwohl sie ihm um seiner Schüchternheit willen fast gram war. —

Man hatte inzwischen die Stadt erreicht und trat in die Hauptstraße ein, welche in der Richtung von Osten nach Westen mit etlichen Krümmungen berganstieg und mit den beiden Kirchen des Orts, der des heiligen Georg und der heiligen Anna geziert war.

Bald begegneten die beiden einem alten, spindeldürren Weib mit eingesunkenem, zahnlosem Mund, spitziger Nase und roten Triefaugen, schrecklich anzusehen.

Frau Margarete verzog das Gesicht zu einem süßen Lächeln und sagte mit dem freundlichsten Tone, dessen sie fähig war: „Grüß Gott, Muhme Hölemännin! Wie ergehet es Euch?“

„Gott verläßt die Seinen nimmer“, lautete die Antwort.

Nachdem die Alte vorüber war, bekreuzte sich Frau Margarete feierlich und murmelte ein Paternoster vor sich hin.

Der Martin fragte halblaut: „Mutter, warum grüßet Ihr doch die Alte mit so freundlichen Worten? Ich fürchte mich vor ihr.“

„Ich auch“, versetzte Frau Margarete, „und mit mir die ganze Stadt. Vor einer Hexe muß man auf der Hut sein.“

„Redet Ihr auch also?“ fragte der Martin geängstet. „Der Andreas und der Melchior sagten jüngst das Wort auch. Was ist das eigentlich: eine Hexe?“

Die Mutter sah den Sohn fragend an: er war ein Knabe von sechs Jahren und wußte noch nicht einmal, was eine Hexe war! „Siehe, mein Sohn“, belehrte sie ihn, „wie es heilige Menschen gibt, die in der Kraft Gottes viel Gutes wirken und sich durch ihre Tugenden den Himmel verdienen, ja noch mehr tun, als zu ihrer eignen Seligkeit not ist, also auch gibt es böse Menschen, sonderlich Weiber, welche sich dem Teufel verschreiben und von demselben Macht empfahen, andere zu bezaubern, ihnen Schaden zu tun an Hab und Gut, an Leib und Leben, auch über das Vieh allerlei Seuchen und Krankheiten zu bringen, sowie über die Saaten Hagel und Unwetter, Mißwachs und Ungeziefer heraufzubeschwören. Es sind in unsrer Stadt mehrere solcher Unholdinnen, aber die Hölemännin ist die schlimmste.“

„Woher wisset Ihr das?“ fragte der Martin immer angstvoller.

„Aus eigner Erfahrung", versetzte die Mutter. „Es sind nun drei Jahre her, da erwachte ich in einer Nacht über einem jämmerlichen Geschrei, das unsre Geis im Stall erhob. Da ich aber zu ihr trat, siehe, da streckte sie alle vier Füße von sich und war tot. An demselben Tage aber war die Hölemännin an unserm Haus vorübergegangen und hatte scharf zu uns herübergesehen; so wußten wir nun die Ursach von dem jähen Tode des Tiers. Noch schlimmer aber hat sie's mit dem alten Pfarrherrn Heinz, Gott hab' ihn selig, gemacht. War ein gar frommer Mann und in seinem Berufe treu erfunden. Hatte von der Zauberei der Alten vernommen und ging zu ihr, sie über solch gottloses Wesen zu strafen. Noch an demselben Abend ist er krank geworden und nicht wieder aufgekommen, sondern nach etlichen Tagen Todes verblichen. Was sollten auch die Ärzte mit ihrer Kunst ausrichten wider den Teufelsbann? Ganz Mansfeld wies mit Fingern auf die Hölemännin, aber heimlich nur, aus Furcht vor der Hexe. Man hatte gesehen, wie sie von den Fußtapfen des heimgehenden Priesters Erde nahm und dieselbe unter Zaubersprüchen ins Wasser warf. — — So rate ich dir nun, mein Sohn, gehe der alten Hölemännin aus dem Weg, so gut du vermagst; begegnet sie dir aber dennoch, so grüße sie artig, daß du nicht etwa ihren Zorn auf dich ziehest. Überhaupt bete fleißig zu der heiligen Anna *) und den lieben Heiligen allen, daß sie dich und uns behüten vor den bösen Menschen, sowie vor all den Kobolden und Geistern, welche allenthalben ihr Wesen treiben, sonderlich allhier in den Bergwerken, wo sie den Menschen große Haufen Erzes und gediegenen Silbers vorspiegeln und sie damit narren."

Unter diesen Belehrungen, welche der Martin, als Bestätigung der Erzählungen seiner Gespielen, mit der größten Aufmerksamkeit und Herzbeklemmung angehört hatte, war man daheim angekommen. Der Martin mußte das gespaltene Holz in dem Stall aufschichten, während die Mutter in die Stube eilte, um nach den jüngern Kindern zu sehen, welche sie der Obhut der ältesten, fünfjährigen Tochter Barbara überlassen.

Ihre Ankunft tat sehr not, denn eben war die Barbara beschäftigt, dem jüngern Bruder Jakob, welcher einen Topf mit Wasser vom Herd gestoßen, das durchnäßte Wams auszuziehen, während das jüngste Töchterlein Dorothea in der Wiege aus Leibeskräften schrie und mit den Beinen zappelte.

Die Mutter strich zuerst dem unnützen Jakob den Rücken, dann legte sie den Säugling an die Brust, der nun alsobald getröstet war.

---

*) St. Anna, die angebliche Mutter der Maria, erfreute sich dazumal im deutschen Volk einer sonderlichen Beliebtheit.

Es sah recht ärmlich aus in dem Stüblein, darin Hans Luther mit seiner Familie wohnte. Das mächtige Himmelbett und der breite, terrassenförmige Kachelofen mit dem Ritter Georg nahmen schier die Hälfte des Raumes ein. In der Mitte stand ein Tisch von rohem Eichenholz mit kreuzweis übereinandergefügten Beinen nebst drei Stühlen von demselben Holz. An der Wand lief eine Holzbank hin, und in der Nähe des Ofens hing in schmalem Gehäuse eine Uhr, deren langes Pendel schwerfällig hin und her taumelte. Daneben hing an der Wand ein tönernes Kruzifix, mit einem Immortellenkranz geschmückt. Das war alles. — Die Kinder schliefen nebenan in einem Kämmerlein, welches zugleich eine alte eisenbeschlagene Truhe beherbergte. In dieser lag, zwischen Kleidungsstücken verborgen, ein lederner Beutel voll Silbermünze: die Ersparnisse des Lutherschen Ehepaars, dessen Sehnen und Trachten darauf gerichtet war, ein eignes Häuslein zu besitzen. Zu Anfang, da er noch ein gemeiner Häuer war, hatte der Hans so hohe Gedanken nicht hegen können; seit ihm aber des Grafen Güte ein Schmelzfeuer in Zeitpacht gegeben, hatte er die Ellenbogen freier bekommen und konnte nun darauf denken, mit der Zeit Grundsitzer in der Stadt zu werden. —

Etliche Tage nach dem erzählten Ereignis nahm Hans Luther seinen Ältesten an die Hand und führte ihn die lange Gasse hinauf zur Schule, welche schier am Ende der Oberstadt gelegen war.

Die lange, hagere Gestalt des Schulmeisters mit den borstigen Haaren und der großen Warze auf der Unterlippe hatte durchaus nichts Vertrauenerweckendes, und die lange Haselrute, ohne welche man ihn niemals sah, war auch nicht gerade geeignet, die Herzen der Schüler ihm zuzuneigen, zumal er von diesem Stecken täglichen Gebrauch machte, einerlei, ob mit Grund oder ohne Grund. Doch war das freilich in jener Zeit nichts besonders Auffallendes, die Schulen waren sämtlich wahre Kerker und Höllen und die Schulmeister wahre Stockknechte und Tyrannen. Wenn die Weisheit mit dem Stecken einzubläuen gewesen wäre, so hätte damals die Welt von Salomos wimmeln müssen. Die Schüler wurden entweder verschüchtert oder verstockt, und mit der Wissenschaft war's nicht weit her, vollends in Mansfeld, wo außer Lesen und Schreiben nur noch ein wenig Latein getrieben wurde, und das in einer so sinnlosen Weise, daß es nicht zu sagen war. —

Es winterte bald ein, und der Martin blieb eines Tags im Schnee stecken.

„Hilf mir, Niklas!" rief er einem Schüler zu, dem Sohn eines angesehenen Bürgers Namens Emler. Und der Niklas hob den Knaben auf seine Schulter und trug ihn zur Schule. Nicht dieses eine Mal bloß, sondern

jedesmal, wenn Unwetter eingetreten war, erschien er unter Luthers Fenster und nahm den Martin auf seinen breiten Rücken. Er trat in der Schule für den Knaben, den er sehr lieb gewonnen, gegen die Mitschüler in die Schranken, wenn diese seine Schüchternheit zu losen Streichen ausbeuten wollten; er ballte auch allemal heimlich die Faust gegen den Schulmeister, wenn dessen Stock den Knaben allzuhart getroffen. Einmal, als der arme Martinus ohne seine Schuld an einem Vormittag fünfzehnmal gestrichen wurde, indem er etwas aufsagen sollte, was ihm gar nicht aufgegeben worden war, da ergrimmte der Niklas dermaßen, daß er dem Tyrannen an den Kragen hätte gehen mögen. Und vollends grimmig ward er, als der Schulmeister zu den Stockschlägen auch noch den „Lupus" fügte. Das war eine mit dem Bildnis eines Wolfs gezierte Tafel, welche demjenigen umgehängt ward, der im Latein irgend ein Versehen gemacht hatte. So kam zu dem Schmerz auch noch die Schmach. Als der Niklas dann nach beendetem Unterricht den halb Betäubten heimtrug, hatte sich sein Ingrimm in Wehmut gewandelt, und er sprach ihm sanft zu, wie einen seine Mutter tröstet. —

So ging ein Jahr nach dem andern hin. Der Martin bekam es in der Schule mit der Zeit etwas besser, und das aus zwei Gründen: erstens, weil der begabte und fleißige Knabe, der sich allmählich bis zum obersten Platz hinaufgearbeitet hatte, dem Lehrer immer weniger Anlaß zu körperlichen Mißhandlungen gab, zweitens aber, weil der Sohn des Ratsherrn nach des Schulmeisters Dafürhalten doch ein wenig mehr Rücksichtnahme heischte. Hans Luthers Lederbeutel in der Truhe hatte sich nämlich mit der Zeit, besonders seit ihm der gütige Graf noch einen zweiten Schmelzofen in Zeitpacht gegeben, so schön gefüllt, daß er daran denken konnte, sich ein Eigentum zu erwerben. Als daher in der Hauptstraße des Städtleins ein Haus feilgeboten ward, so griff er zu und erwarb's. Kaum aber war dies geschehen, so wählte man ihn in den Rat der Stadt unter die sogenannten „Vieren" (von der Gemeinde), welche zusammen mit den aus den Erbfeuerinhabern gewählten Talherren den Beirat des Schultheißen bildeten.

Es war am 10. November des Jahres 1497, als die Familie Luther zeitiger denn sonst dem Bett entstiegen war. Sie saß um den Tisch und aß nach gemeinsamem Ave Maria die Frühsuppe. Darauf erhob sich der Vater mit feierlichem Ernst und sprach zu seinem Ältesten, der in seinem besten Röcklein am Tische saß: „Knie nieder, mein Sohn Martinus, daß du den Segen deines Vaters empfaheſt! Die Zeit ist hier, daß du an einem andern Orte lerneſt, was dir die Schule zu Mansfeld nicht mehr darzureichen

vermag. Silber und Gold kann ich dir nicht mitgeben, sondern allein meinen Segen. So siehe zu, daß du in der Stadt Magdeburg was Rechtschaffenes lerneſt, und hüte dich wohl vor bösen Buben, daß du nicht, von ihnen verführet, Schaden nehmeſt an deiner Seele!“

Darauf trat auch die Mutter herzu und herzte ihn und sagte kurz: „Die lieben Heiligen geleiten dich, mein Sohn! Bet' auch fleißig zu ihnen, vornehmlich zu der heiligen Anna.“

Auch die übrigen Geschwiſter, deren es inzwiſchen ſechs geworden waren, reichten dem Bruder Martin ſtill die Hand, dann tat dieſer ſeinen Ranzen um und ging in Begleitung von Johann Reinicke, dem Sohn des mansfeldiſchen Bergvogts, von dannen der großen Elbſtadt mit dem hochberühmten Dom und Sitz des Erzbiſchofes zu.

Drittes Kapitel.

Gerettet.

In dem ärmlichen, aber traulichen Stüblein des Küſters von St. Nikolai in Eiſenach dampfte an einem naßkalten Dezembertag des Jahres 1499 die Abendſuppe auf dem Tiſch, und das junge Völklein, des Küſters drei blondhaarige Töchter, hatten bereits ihren Platz inne, ſehnſüchtig des Beginns der Mahlzeit harrend.

„Wo nur der Martin heut ſo lange bleibt!“ ſagte, in die Stube tretend, Frau Katharina, des Herrn Konrad Ehewirtin, mit gerunzelter Stirn. „Dieſes vermaledeite Partekenlaufen! Wie oft wird uns dadurch des Hauſes Ordnung geſtört! — Geh, Barbara, und hol' den Vater herbei — die Suppe erkaltet uns ſonſt.“

Die Aufgeforderte erhob ſich und kehrte bald mit dem Vater zurück, einem hagern Männlein mit langem, dunklem Haar und mildem, freundlichem Geſicht.

Frau Katharina hatte eben aufgetan, da ging die Haustür, und die Kinder riefen insgeſamt: „Der Martin kommt!“

Alſobald tat ſich die Tür auf, und auf der Schwelle erſchien, ganz durchnäßt und einen Querſack über der Schulter, ein fünfzehnjähriger Knabe mit bleichem Geſicht und hohlen Wangen, aber mit zwei Augen, die wie

glühende Kohlen leuchteten und dem schwermütigen Gesicht einen unbeschreiblichen Ausdruck gaben.

„So spät erst kehrest du zurück, Martinus, und bei solchem Wetter?“ fragte der Küster besorgt.

„Wir sind über Land gewesen, lieber Ohm“, erwiderte der Knabe, „haben auf den Dörfern die Weihnachtslieder gesungen.“

„Das wird denn doch wenigstens einen gefüllten Schnappsack eingetragen haben?“ fragte Frau Katharina hart darein.

„Brots genug“, versetzte der Martin, „dazu auch eine Bratwurst. Diese wäre uns indessen schier entgangen. Denn da wir vor einem einsamen Bauernhaus gesungen, kam der Bauer heraus und rief: ‚Wo seid ihr, ihr Buben?‘ Wir aber meinten, er rede das im Zorn, und liefen erschreckt davon, bis wir seine Stimme vernahmen: ‚Was ficht euch an, ihr Schelme? Meinet ihr, meine Bratwürste seien Schlangen?‘ Da kehrten wir getröstet wieder und empfingen den Lohn.“

„Setz dich her!“ befahl Frau Katharina dem Knaben. „Um deinetwillen ist uns die Suppe schon kalt geworden.“

Gehorsam nahm der Martin in seinen nassen Kleidern Platz und löffelte die warme Flüssigkeit mit großer Begierde, denn es fröstelte ihn durch den ganzen Körper. Nach der Suppe bekam jedes noch ein Stücklein Schwarzbrot mit Käse, ausgenommen der Martin, denn ihn hatte Frau Katharina zuvor gefragt, ob er satt sei, und er hatte genickt. Doch benutzte die Barbara einen günstigen Augenblick, da die Mutter einmal vom Tische aufstand, und steckte dem armen Jungen heimlich unter dem Tisch die Hälfte ihres Brotes zu. Er wollte es nicht nehmen, aber sie bat so lieblich und dringlich mit den Augen, da griff er zu und nickte der liebreichen Geberin verstohlen seinen Dank. —

Als eine Stunde später der Küster mit seiner Eheliebsten allein im Zimmer saß, rückte er näher zu derselben heran, räusperte sich und fing dann an: „Herzliebe Katharina, schon länger drückt mir etwas auf dem Herzen, davon ich mit dir reden möchte. Es gehet auf unsern Pflegebefohlenen, den Martin. Ich habe seinem Vater heilig gelobet, für seinen Sohn nach allem Vermögen zu sorgen, wie es denn auch unsre nahe Verwandtschaft heischet; nun aber ist der arme Gesell, statt frischer und fröhlicher, nur welker und wehleidiger geworden. Und so nun eines Tages meiner mansfeldischen Blutsverwandten einer daher käme, nach dem Martin zu sehen, so müßte ich vor ihm zu schanden werden. Sein Vater hat ihn ja zumeist aus der Ursach von Magdeburg hinweggenommen, weil er es dort

nicht hatte hinauszuführen und sich der Hoffnung getröstete, daß zu Eisenach seine Blutsverwandten aus christlicher Barmherzigkeit ihn und seinem Sohne Mithelfer werden möchten. Nun aber ist der Martin allhier aus dem Regen unter die Traufe gekommen, muß nicht minder denn in Magdeburg vor den Türen den Brotreigen singen, daß ihm zum Studieren wenig Zeit bleibt und noch weniger Freud. Wir geben ihm wohl ein Bodenkämmerlein zum Schlafen und des Abends ein Süpplein, aber was ist das? Wir wollen ihn hinfüro reichlicher und wärmer halten und lieber uns selbst etwas vom Mund abziehen."

Frau Katharina hatte ihren Eheherrn mehrmals unterbrechen wollen, jetzt stand sie in großer Erregung auf, stemmte die Arme in die Weichen und sprach: „Wer seinen Kindern das Brot nimmt und gibt's einem Fremden, der versündigt sich an seinem eignen Fleisch und Blut."

„Einem Fremden?" fuhr Herr Konrad seiner Frau in die Rede. „Seit wann ist der Martinus uns ein Fremder?"

Frau Katharina machte eine abwehrende Gebärde. „Wenn der Martin nach Eisenach kommen sollte, aus was Ursach hat sich der Vater gerade den ärmsten seiner Sippe zum Mithelfer erwählet? Konnte er nicht zu dem Veit gehen, dem Hufschmied, oder zu der alten Wendlerin?"

„Er ist auch bei dem Veit gewesen", erwiderte der Küster, „doch hat ihn dieser abgewiesen."

„Und warum?" fragte die Katharina bitter. „O, der Veit ist ein verständiger Mann. Da ich eines Tages mit ihm von der Sache handelte, sprach er: ‚Wer heißet es meinem Schwäher, mit seinem Sohn so hoch hinaus zu wollen? Das ist sündhafter Hochmut, dazu soll man ihm nicht noch helfen. So der Hans zu mir gesagt hätte: Veit, stell meinen Martin an deinen Amboß, daß er das Eisen schmieden lerne, ich hätte ihm geantwortet: In Gottes Namen! Aber so er zu mir spricht: Veit, zieh den Beutel und hilf, daß mein Sohn ein großer Doktor werde oder gar ein Professor, so lege ich flugs die Hand auf die Tasche und spreche: Schaut's da hinaus, Herr Schwäher? Da sei Gott vor, daß ich eines Hoffartsnarren Gesell werde!' — Sehet, so hat der Veit gesagt, und er hat recht."

„Er hat unrecht!" fiel Herr Konrad mit großer Entschiedenheit ein. „Der Veit ist ein Filz, darum muß ihm der Hans ein Hochmutsprinz sein. Nein, hier ist von Hochmut kein Rede, vielmehr wär's eine Sünd', wenn er den Martin wollte in den Stollen tun oder an den Amboß stellen. Das siehet ja ein Blinder, daß in dem Knaben etwas Sonderliches steckt, und der Herr Rektor Trebonius von der St. Georgenschule hat mir jüngst wieder

auf der Straße vertraut, ihm wär's immer, als müsse er vor dem Martin Luther das Barett tief abtun, er habe noch niemals solch Ingenium auf seinen Bänken gehabt. Gottes Gaben aber soll man nicht verkümmern lassen, und wer dazu mithilft, daß sie sich entfalten, der tut ein gutes Werk. Derhalben bleibe ich auf meiner Meinung, daß wir hinfüro an dem Knaben mehr tun müssen, sonst verelendet er vor unsern Augen. Ist er doch sonderlich in letzter Zeit so gar dürr und aschfarben geworden und so schüchtern dazu wie ein Vögelein. Ich achte, er findet bei uns die rechte Liebe nicht."

Der Sprecher lauschte empor, als in diesem Augenblick langgezogene, liebliche Töne einer Menschenstimme an sein Ohr schlugen. „Es ist ein wunderbarer Knabe, der Martin", sagte er dann mehr für sich. „Solchen Sang habe ich noch nie vernommen. Er gehet einem stracks ans Herz. Mein Kollege, der Küster zu St. Georg, urteilt auch also. Er sagt, er höre in der Messe aus den hundert Stimmen immer die eine heraus, die ihm klinge wie die Stimme eines Engels. Sie heißen darum den Martin auch „die Nachtigall". Nun, wenn denn auch weiter nichts aus dem Martin werden sollte, ein Musikant und Sänger ist er schon und wird sich damit noch einen Namen machen in der Welt."

„Musikanten und Bänkelsänger sind lose Leute", warf Frau Katharina verächtlich hin und verließ schnell das Gemach, den Zuruf ihres Eheherrn nicht beachtend. —

Am andern Morgen kam der Martin nicht zum Vorschein. Droben lag er unter den Ziegeln auf seinem Lager mit gläsernen Augen und glühenden Wangen. Schon länger hatte er ein Frösteln in den Gliedern gefühlt, nun war das Fieber mit aller Macht ausgebrochen.

Sieben Tage lag er so und redete irre, mußte auch mit Gewalt festgehalten werden, denn er wollte immer zum Fenster hinaus.

Die Leibesnot ging glücklich vorüber, aber ein anderes Leidwesen blieb: in seiner Seele tobte ein Kampf, hitziger als in den Adern das Fieber. Was der Schöpfer von Gaben in ihn gelegt, das hatte angefangen zu sprossen und zu grünen. In der Luft der Wissenschaft hatte sein Geist die Flügel gereckt, es glühte in ihm ein unwiderstehlicher Drang nach Erkennen, und was er bisher von der Wissenschaft gekostet, hatte seinen Hunger nur gemehrt. Die Schule war seine Welt; hier hatte der Vogel sein Nest gefunden. Er war ja auch bei seinen Mitschülern so wohlgelitten, und herzerquickend ruhte auf ihm wie eine Sonne der Lehrer ungeteiltes Wohlgefallen. — Sollte das nun alles ein Traum gewesen sein? Er sah dicht über seinem Haupt die Dachziegel und um sich her seine Armut, seine hoff-

nungslose Armut. Die Hand sich auf die Augen deckend seufzte er: „Es geht nicht mehr, ich ringe mich nicht durch! Gott, wie wunderlich ist dein Regiment! Warum muß mein Vater einen so ledigen Beutel haben und meine Base ein so hartes Herz! Gott, ist diese Lust zum Lernen nicht von dir? Ach, warum nimmst du mir dann nicht die Steine aus dem Weg, darüber ich straucheln muß? Ich bin gewiß deiner nicht wert, du kannst mich nicht gebrauchen."

So rang der unglückliche Knabe mit sich selbst, und als er sich endlich von seinem Lager erhob, da war sein Entschluß gefaßt, nach Mansfeld zurückzukehren und ein Bergmann zu werden, wie sein Vater.

Am andern Morgen wollte er seinem Lehrer diesen Entschluß kundgeben und Abschied von ihm nehmen. Da er aber den Mund auftun wollte, versagte ihm der Mut. Mit sich selbst zürnend tat er sich am Nachmittag den Schnappsack um und sprach: „Das ist das letzte mal, daß du mit mir gehest. Morgen sage ich's dem Lehrer ganz gewißlich, und in dreien Tagen bin ich daheim in Mansfeld."

— — — — — — — — — — — — — —

In dem großen, mit schönen Erkern und Steinrosetten geschmückten Haus auf der Georgenstraße saß Frau Ursula Cotta mit ihren Kindlein am Kamin und erzählte ihnen, während ihre Augen dem Züngeln der Flammen zuschauten, liebliche Märlein. Plötzlich hielt sie mitten in dem Satz inne und lauschte. „Da, da ist sie wieder, die Nachtigall! Habe sie seit mehr denn einer Woche nicht mehr vernommen und meinte schon, sie wäre entflogen in ein ander schöner Land. Höret nur, gleichwie ein Silberglöcklein klingt die Stimme durch die andern hindurch!"

Draußen sang die Kurrende trotz Schnee und Wind das Kyrie der Messe.

Frau Ursula war mit den Kindern ans Fenster getreten und haftete mit den Augen auf dem Angesicht des Sängers, der schon lange ihr Herz gewonnen hatte, ohne daß sie ihn gesehen. Der Anblick ergriff sie seltsam. Das war aber auch ein herzbeweglich Bild: der Knabe mit dem unsagbar traurigen Blick und den bleichen Wangen, der sein Abschiedslied sang der Stadt, in welcher ihm soviel Liebe und soviel Leid widerfahren war.

Frau Ursula eilte hinab auf die Steintreppe und winkte den Knaben zu sich heran, dann nahm sie ihn bei der Hand und führte den Triefenden in die Stube zum Kamin und nahm ihm das Mäntelein ab und nötigte ihn auf einen Schemel und redete mit ihm, wie eine Mutter mit ihrem Kinde redet.

Der Knabe wußte nicht, wie ihm geschah. Er war immer so schüchtern gewesen, sonderlich vor Frauen und zumal vor vornehmen. Aber hier war

er gar nicht schüchtern, hier redete er gerade heraus und sagte sein ganzes Herz. Wie eine Blume zum Leben erwacht, wenn im Lenz die Sonne lacht, so lebte diese in dem Winter des Elends verkümmerte Seele unter dem Sonnenschein edler Menschenliebe wieder auf.

Mittlerweile hatte die Dienerin eine Schüssel voll warmer Suppe aus der Küche gebracht, und es war nun nicht zu sagen, wem das Herz im Leib mehr lachte: dem Martinus beim Essen oder der Frau Ursula beim Zusehen.

Während die edle Frau sich mit dem armen Knaben unterredete und ihn über seine Verhältnisse ausforschte, arbeitete in ihrer Seele ein Gedanke, der ihr, nachdem der Kurrendeschüler mit gefülltem Schnappsack entlassen war, nur noch mehr zusetzte, und den sie dann ihrem heimkehrenden Gemahl sogleich mitteilte. —

In der Abenddämmerung desselben Tages klopfte es an die Tür des Küsters von St. Nikolai, und Herr Konrad beugte ehrerbietig den Rücken, da eine vornehme Frau über seine Schwelle trat. „Was führet Euch unter mein armes Dach, hochedle Frau Cotta? Ist's nicht genug an dem, was Ihr an dem armen Martin schon getan, daß Ihr Euch nun auch noch in sein Losament bemühet?"

„Habet Ihr den Martinus recht lieb?" fragte Frau Cotta forschend.

Mit einem schnellen, scheuen Seitenblick auf seine Ehefrau erwiderte der Küster: „Der Martinus ist mein leiblicher Neffe und ein herzlieber, frommer Knabe; wie sollte ich ihn nicht lieb haben?"

„Auch ich habe ihn lieb gewonnen", sagte Frau Ursula, „und möchte Gelegenheit haben, ihm meine Liebe alle Tage kund zu tun. Bitte Euch derhalben: Gebt mir den Knaben in mein Haus, daß ich ihn halte als meinen Sohn! Mir wird leicht, was Euch schwer wird."

Herr Konrad wollte seinen Ohren nicht trauen und starrte die edle Frau mit fragenden Augen an. Dann aber, als diese ihre Bitte mit noch größerer Dringlichkeit wiederholt hatte, neigte er sich tief bewegt vor ihr und wünschte ihr für diese edle Tat des Himmels reichsten Segen.

Jetzt kam auch die Frau Katharina betreten herzu, knixte und küßte der vornehmen Frau die Hand. —

Am Abend dieses Tages lag der Martin weich gebettet in einem schönen, luftigen Kämmerlein.

Seine Hände waren auf dem Deckbett gefaltet und seine großen Augen himmelwärts gerichtet. „Du hast mich erhöret, heilige Anna, du hast mein Leben vom Verderben erlöset. Du hast mir einen Engel gesendet und mir

gesagt, was ich tun soll: nicht nach Mansfeld gehen und in die Bergmannskutte kriechen, sondern hier bleiben und weiter trinken aus dem Born des Wissens. So will ich denn nicht ferner zagen, sondern hoffen und vertrauen. All mein Leben soll sich verzehren in dem Dienste Gottes, so er mich haben will in sein Reich."

Er war gerettet, dem Genius lösten sich die Fesseln, die ihn bisher gebunden gehalten, und wie in dem Sonnenschein sorgloser Wohlhabenheit, in der wohltuenden Wärme innigen Familienlebens und in der taufrischen Luft weiser, frommer Zucht ihm das Herz aufging, so konnte nun auch der befreite Geist die in ihm schlummernden Kräfte voll entfalten, daß die Lehrer jetzt vollends sich segneten um einen solchen Schüler, der es sonderlich in der Grammatik und Beredsamkeit allen zuvor tat.

Viertes Kapitel.

Auf der Hochschule.

Mit der Philosophie, welche damals auf den Universitäten herrschte, war's ein eigen Ding. Sie trug die Livree des Papstes. Sie stand lediglich im Dienst der Kirche. Sie hatte nur die Aufgabe, mit den Hilfsmitteln der alten aristotelischen Weisheit die Glaubenslehre der römischen Kirche in ihren einzelnen Teilen zu begründen und gegen alle Angriffe zu verteidigen. Das nannte man Scholastik. Dieser war es also nicht vergönnt, ihre eigenen Wege zu gehen, selbständig zu denken und zu forschen: sie hatte nur die überlieferte Lehre, deren Wahrheit von vornherein zweifellos feststand, als der menschlichen Vernunft entsprechend zu beweisen. Kein Wunder, daß der anfangs munter fließende Strom allmählich zum Stehen kam und versumpfte, daß der immer um einen Punkt sich drehende grübelnde Verstand sich in unfruchtbare Spitzfindigkeiten verlor und, der geistigen Spannkraft beraubt, sich auch eine Sprache angewöhnte, welche geradezu pöbelhaft war.

In diese dumpfe, moderige Atmosphäre war nun aber im fünfzehnten Jahrhundert von Süden her ein frischer Windzug gekommen. Was einst die alten Griechen und Römer in den edlen Künsten geschaffen, das war aus langer Verschüttung unter dem Staub der Bibliotheken wieder zu Tage getreten. Man war erstaunt. Eine neue Welt stand vor den trunkenen Augen

aus den Trümmern auf, und mit unendlichem Behagen atmete man die ungewohnte Lebensluft, erquickte man sich an dem Reichtum neuer Gedanken und dem Zauber der Form, in welche diese gekleidet waren. Man meinte, das allein sei die wahre Wissenschaft, und der Humanismus — so nannte man die neue Geistesrichtung — fing an, sich über die Scholastik vornehm zu erheben, besonders dann, wenn mit den altklassischen Formen auch die darin enthaltenen heidnischen Anschauungen sich in die Köpfe der Begeisterten einschlichen. In Italien war dies letztere bedenklich der Fall. Ein neues Heidentum war da aufgelebt und hatte seinen Weg sogar bis in den päpstlichen Palast gefunden.

In Deutschland war's so schlimm noch nicht. Die deutsche Zähigkeit, welche den ererbten Christenglauben wacker festhielt, bildete hier einen Damm gegen das Hereinfluten des neumodigen Heidentums. Man hatte seine Lust an den humanistischen Studien, ohne sich dadurch in seinem Christenglauben beirren zu lassen. Man sog den Honig aus der Blume und ließ das darin enthaltene Gift unangerührt. So saßen auf den deutschen Universitäten Scholastiker und Humanisten friedlich harmlos nebeneinander, ja die erstern gingen bei den letztern in die Schule, um sich von ihnen den alten, rostig gewordenen Harnisch wieder blank putzen zu lassen. Sie schämten sich ihres barbarischen Lateins und lernten die Sprache eines Cicero, eines Virgilius, eines Plautus.

Besonders war dieses Verträgnis zwischen den beiden Geistesrichtungen zu finden auf der vornehmsten der deutschen Universitäten, Erfurt. Diese seit mehr denn hundert Jahren existierende Hochschule hatte im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts alle ihre Schwestern überflügelt und wies mit Stolz auf die Scharen, welche ihr von allen Himmelsrichtungen zuströmten.

Als im Sommer des Jahres 1501 Hans Luther im Hause des Herrn Konrad Cotta vorsprach, um mit seinem Sohne Rücksprache zu nehmen über die Universität, welche er nunmehr, nach vierjährigem Besuch der Eisenacher Schule beziehen sollte, da konnte die Wahl keine lange Qual verursachen. Herr Konrad nannte sogleich den Namen Erfurt, und Hans Luther nickte dazu: „Daran hab' ich auch gedacht, schon weil es so gar nahe ist."

So nahm der Martin Abschied von dem Haus, welches ihm ein zweites Vaterhaus geworden war, und zog, ein achtzehnjähriger, blühender, lebensfroher Jüngling, von seinen Pflegeeltern wie vom eignen Vater gesegnet, der alten, vieltürmigen, zweitgrößten Stadt des Mainzer Erzstifts zu.

* *
*

In einem der kleinen Schankhäuser, welche lauschig in dem westlich von Erfurt sich dehnenden Wald versteckt lagen, saßen ein Jahr später an einem schönen, warmen Herbsttag drei junge Männer in der kleidsamen Tracht der Studenten unter der großen Buche, welche schon leise die entfärbten Blätter vom Haupt schüttelte, beim Wein. Heitere Lebenslust lachte auf den frischen Gesichtern, und je heißer der Rebensaft ihnen das Blut durch die Adern trieb, desto lauter erschallte ihr fröhlicher Gesang.

„Gib uns dein neuestes lateinisches Liedlein noch einmal zum besten, Spalatin", forderte einer der Musensöhne den zarten, schmächtigen Jüngling auf, welcher sich bisher am stillsten verhalten hatte. „Es ist dir über die Maßen wohlgeraten, man meinet den Plautus zu hören."

„Lasset mich damit warten, bis der Martinus zur Stelle", bat der Angeredete.

„Der Martinus?" fragte der Bittsteller, Johann Jäger, der sich aber gern Crotus Rubianus nannte, wie denn überhaupt alle drei, den humanistischen Kreisen angehörend, der Mode gemäß ihre Namen ins Lateinische übersetzt hatten: (Dietrich Räblin, der dritte im Bund, nannte sich Corvinus, und Spalatinus, der eigentlich Georg Burkhard hieß, hatte seinen Namen von seinem Heimatsort Spalt gebildet). „Des Martinus harre nicht, der macht sich ja immer rarer und wird uns wohl noch ganz ungetreu werden. Seit er Baccalaureus der Philosophie*) geworden, lässet er vollends den Kopf hängen und läuft dem Sebastian Weinmann zu, der in der Barfüßerkirche das Volk mit seinen Bußpredigten zu fürchten macht."

„Ist das wahr?" fragte Spalatin eifrig. „Was mag er nur haben? Fiel mir jüngst auch auf durch seine traurige Gebärde und wehleidig Wesen. Ob ihm etwas auf dem Gewissen drückt?"

„Torheit!" fiel Corvinus ein. „Wenn e r um seine Sünden trauern will, was sollen w i r dann machen? Er ist ja vor uns wie ein Heiliger, und mich wandelt's immer wie Ehrfurcht an, wenn ich ihn sehe und höre, schäme mich auch im stillen und denke: Wärest du wie er! Ich achte, es sitzet bei ihm im Blut. Das Blut ist ihm vom vielen Sitzen und Studieren dick geworden, da kommen ihm allerlei finstere Gedanken und Gespenster."

„Schade um den Menschen von solchem Ingenium!" rief klagend Spalatinus. „Was könnte er sein, wenn seine Seele frei und fröhlich atmete! Er wäre der Stolz der Universität, wie er denn auch so schon die Bewunderung aller auf sich zieht, sonderlich durch seine Geschicklichkeit im Disputieren."

---

*) Der unterste Grad der akademischen Würden.

„Wir müssen uns seiner annehmen", entschied Rubianus. „Wir müssen den bösen Geist aus ihm treiben, daß er ganz der Unsere werde. Schmerzlich habe ich die ganze Zeit seinen Umgang vermißt. Es ist so etwas in dem Menschen, das sich nicht beschreiben lässet. Er hat mein ganzes Herz dahin."

„Ist er das nicht, der dort um die Ecke lenkt?" fragte jetzt hastig Spalatin.

„Er ist's wahrhaftig!" riefen die beiden andern zugleich und gingen dem Freund entgegen.

Luther wurde mit Fragen bestürmt, warum er sich den Genossen so lange entzogen, da seufzte er tief: „Vielleicht werdet ihr euch gewöhnen müssen, ohne mich beieinander zu sitzen. Ein Sauertopf taugt nicht zu frohen Gesellen."

„Pfeifst du abermals aus diesem Ton?" fragte Rubianus. „So magst du mir nicht gefallen. Ist es der Weinmann, der dich solche Weisen lehrt? Es taugt nicht, daß du zu dem Bußprediger läufst. Er mag den Zöllnern und Sündern die Hölle heiß machen, du aber halte zu uns und sei mit uns fröhlich."

„Gern tät ich's, wenn ich's könnte!" klagte Luther. „Aber in mir ist's wie eitel Tod. Die ganze Welt erscheint mir gleichwie in Nebel gehüllet, und um die Gestalt Gottes legt sich eine dunkle Wolke. Das ist meine Not. Ich kann nicht froh werden beim Gedanken an Gott. Ich sehe ihn über mir als den gestrengen Richter mit dem bloßen, hauenden Schwert, und in mir ruft es ohne Unterlaß: Wehe mir, ich muß sterben! Was hilft mir alle Wissenschaft, was frommt mir alle Philosophie, aus deren Born ich bis anher getrunken? Ich suche in ihr vergeblich nach einem Trost. Trutvetter und Arnoldi, so mich in der Philosophie unterwiesen — ich begreife nicht den frohen Sinn, damit sie ihre Weisheit verkünden."

„Es liegt nicht an der Wissenschaft, es liegt an dir allein", fiel Rubianus ein. „Der Gelbsüchtige siehet alles gelb, und dem Schwermütigen ist die ganze Welt samt Gott in Nebel gehüllt. Du bist leiblich krank, Martinus. Komm her, wir wollen dich gesund machen, wir wollen dir den bösen Geist bannen."

Er zog den Widerstrebenden an den Tisch und schenkte ihm ein. „In vino veritas, in vino vita!*) Ein Tropf, der an der Quelle sitzt und trinkt nicht! Glück zu, Martinus! Der Bacchus ist dein Arzt und Helfersmann!"

---

*) Im Wein ist Wahrheit, in dem Wein ist Leben.

Damit nötigte er dem Freund den Becher auf und trank ihm zu, die andern desgleichen. Da war ihnen Luther zu Willen und tat ihnen Bescheid.

Allsgemach ward er gesprächiger, die Wolke wich von seiner Stirn, und er hörte aufmerksam den lateinischen Gesang, den Spalatin gedichtet. „Das ist ein artig Liedlein", sagte er, als der Dichter geendet, „so artig, daß es in mir dabei immer mitgesungen und geklungen. Solche Worte müssen nicht nackend einhergehen, sondern ein schönes Kleid bekommen in Tönen."

„Ei, so kleide sie, Meister Orpheus!" rief übermütig Spalatin. „Singe uns das Lied daher!"

Die andern schlossen sich der Bitte an, da wehrte sich Luther vergebens. „Wohlan denn", sagte er lächelnd, „ich will's versuchen, ob ich aus dem Stegreif eine schickliche Weise finde. Gib her das Papier, Spalatin!"

Der reichte ihm das Blatt über den Tisch, und Luther erhob, nachdem er die Verse nachdenklich durchgelesen, seine helle prächtige Stimme, mit der er alles zu entzücken pflegte. Auch heute wieder erntete er großen Dank — sogar der Wirt war näher gekommen und hörte, die dicken Hände auf der Magengegend gefaltet, andächtig zu, und die Kuh im Stall sah sich verwundert nach der Magd um, aus was Ursach diese im Melken solange inne hielte.

Luther wurde auch im weitern Gespräch immer heiterer und redseliger und sprudelte von Witz, so daß die Freunde ihre helle Lust an ihm sahen und meinten, der Gott Bacchus habe ein Wunder getan und den bösen Geist ausgetrieben.

Der Rausch ging indessen schnell vorüber, und nur noch tiefer senkte sich in der Folgezeit die Schwermut auf den jungen Baccalaureus. Je reiner sein Sinn, je tiefer sein Gemüt, je zarter sein Gewissen, desto heftiger schmerzte ihn das, was andern, leichtlebigen Naturen wenig Skrupel machte: seine Sünde, desto ängstlicher erschrak er bei jeder auch nur leisen Regung des Bösen. Er suchte sich von den finstern Gedanken in die Wissenschaft zu retten, er hatte einen wahren Heißhunger nach Disputationen, in welchen er großes leistete und den Gegner faß regelmäßig aus dem Sattel hob; umsonst — der Schatten des Trübsinns wollte nimmer weichen, und Jahr um Jahr ging hin, ohne daß ihn die Genossen anders sahen als mit gesenktem Haupt und mit der Neigung zur Einsamkeit.

Auf Epiphanias des Jahres 1505 bestand er das philosophische Magister-Examen, der zweite von siebzehn Bewerbern. Da gab es festliche Tage und der Ehren viel. In prunkendem Aufzug unter Fackelschein wurde der neu ernannte Magister dahergeführt und mit viel Lobpreis beräuchert,

mit köstlicher Speise und Trank erquickt. Der Vater, welcher frohen Mutes bei der Feier zugegen war, schenkte ihm ein Corpus iuris, damit er sagen wollte: „Nun ist es Zeit, daß du nach vollbrachter philosophischer Vorbildung dasjenige Studium beginnest, dazu ich dich erkoren und das dich einmal nähren soll."

Andere rieten in demselben Sinn, und Luther setzte sich auch willig zu den Füßen des Mannes, der einen Weltruf besaß, zu den Füßen des Juristen Henning Goede.

Glückselig kehrte Hans Luther nach Mansfeld heim und erzählte stolz seinem Weib und Kindern von der Erfurter Tagen, von den Ehren des Sohnes und der glänzenden Zukunft, welcher derselbe bei seinen außerordentlichen Gaben entgegensehe. „Will ihm auch selbst nachhelfen, soviel an mir ist", setzte er, sich die Hände reibend, hinzu, „denn schon habe ich eine Jungfrau für ihn im Auge, welche ich ihm zuführen will, wenn die Zeit gekommen sein wird, eine Jungfrau von holdseliger Gestalt und weidlicher Mitgift."

Fünftes Kapitel.

Verschwunden.

„So mag ich dich gern sehen, mein Martinus!" Mit diesen Worten trat an einem Maienmorgen Spalatin in das Losament seines Freundes, der mit verbundenem Bein in der Fensternische saß.

Luther hatte sich nämlich auf einer Reise zu seinen Eltern mit dem Degen die Hauptader des Fußes verletzt, war von dem ihn begleitenden Freund nach Erfurt zurückgebracht und ärztlicher Pflege übergeben worden. Die Wunde war am andern Tag von neuem aufgebrochen und hatte sein Leben in ernste Gefahr gebracht, woraus ihn jedoch die heilige Jungfrau, welche er inbrünstig angerufen, errettet hatte, so daß er nun auf der Genesung war. Die unfreiwillige Muße hatte ihn dann auf den Gedanken gebracht, zu der Flöte, welche er im Cottaschen Haus geübt, auch noch die Laute zu lernen — ohne Anleitung eines Lehrmeisters.

Bei dieser Beschäftigung fand ihn Spalatin, der darüber hoch erfreut war und dem Freunde warm die Hand drückend fortfuhr: „Das ist ein löb-

licher Gedanke, daß du die Frau Musika zur Genossin herbeigerufen! Sie ist die beste Schutzheilige für dich, denn wo sie ist und ihre Stimme erhebt, da müssen die bösen Geister weichen. Ist es nicht also?"

Luther lächelte trübe. „Daß du recht hättest, Freund! Allein das Böse ist mächtiger denn das Gute, und wenn die Gespenster kommen, so muß alsbald die holde Göttin weichen."

Spalatin schüttelte den Kopf und zog einen Stuhl nahe herbei. „Noch nimmer habe ich dich verstanden, Martinus, maßen du meinen Fragen bis anher allewege ausgewichen. Ich bitte dich, du wolleſt dich mir vertrauen und mir dein Herz offenbaren, sintemal du weißt, daß deine Not auch meine Not."

Luther sah den Freund mit innigem Blick an und ergriff seine Hand. „Willst du meine Not hören, so kann ich dieselbige mit kurzen Worten sagen: ich fürchte mich vor Gott!"

Spalatin wich mit der Gebärde der Überraschung zurück. „Bist du ein Heide, Martinus?"

„Auch Christen haben Ursach, sich vor Gott zu fürchten", seufzte Luther.

„Jawohl", versetzte Spalatin, „die Christen, deren Missetat zum Himmel schreit. Gehöreſt du zu diesen? Ich achte, du bist frömmer und heiliger denn wir alle. Ein Mensch, der einen jeglichen Tag mit Gebet und Besuch der Messe beginnt, ein Mensch, der alle Gebote und Satzungen der Kirche mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit befolgt, ein Mensch, dessen Wandel so rein und tugendsam ist, daß niemand etwas wider ihn weiß, der muß doch wohl eine Freudigkeit zu Gott haben, aber nicht sich vor ihm fürchten."

„Ach, liebster Spalatinus", versetzte Luther, indem er die Laute weglegte, „ein Dieb oder Totschläger oder Ehebrecher oder Meineidiger bin ich freilich nicht, aber sind's denn die großen und groben Sünden allein, die das Gewissen beschweren? Nicht bloß ein Beinbruch stört dem Wandersmann die Wegfahrt, sondern schon ein Dorn, den er sich in den Fuß getreten."

„Aber wer kann dafür, daß man sich einen Dorn ins Fleisch tritt?" fiel Spalatin ein. „Siehe, auch ich mühe mich mit allem Fleiß, fromm zu werden und Gott zu gefallen. Ich tue, was ich vermag, was ich aber nicht vermag, dafür getröste ich mich der Kirche: die macht es gut."

„Ja, ja", sagte Luther nachdenklich, „also lehren es die Väter; doch mag mir dieser Trost das Gewissen nicht stillen, denn das saget mir: du hast gesündigt, dich trifft der Fluch, mit dir allein hat der himmlische Richter

zu reden, da hat kein anderer dazwischen zu sprechen. Wie rufet das Gesetz so deutlich: d u sollst! d u sollst! Damit schaut es m i ch an und hat es auf mich allein gemünzt, saget nichts davon, daß mir die Kirche helfen solle. Solches „du sollst" aber ist mein Todesurteil, denn mein Herz antwortet: Ich kann nicht! Wohl tue ich, was ich vermag, dennoch komme ich nimmer dahin, wohin ich kommen möchte, und ich werde sterben, ohne je einen gnädigen Gott gefunden zu haben. — Dem Willen meines Vaters gehorsam habe ich das Studium der Rechte begonnen. Dieses mag mir in meiner inwendigen Not auch keinen Trost bieten. Es ist ein weltlich Geschäft, das ich betreibe; hätte ich meinem Herzen folgen dürfen, ich hätte den geistlichen Stand erwählet, denn dieser die sicherste und gewisseste Himmelsleiter ist, zumal der Stand der Ordensgeistlichkeit, wie denn auch gar viele in der Sterbensnot sich noch flugs in eine Mönchskutte kleiden und darinnen begraben lassen, zum Erweis, daß man in diesem heiligen Stand am sichersten zu Gott kommen mag."

Spalatin wollte eben eine Antwort geben, da wurde die Tür gewaltsam aufgerissen, und leichenblaß, mit allen Zeichen des Entsetzens stürzte Crotus Rubianus herein. „Es ist ein Unglück geschehen, ein groß Unglück: unser Freund Corvinus liegt erschlagen im Wald!"

„Hilf, heilige Anna!" schrie Luther auf, „wer hat die Bluttat vollbracht?"

„Man weiß es nicht", stöhnte Rubianus, „und wenn man's wüßte, was frommte es uns? Unser Freund ist dahin!"

Spalatin war nach dem ersten Schrecken in sich zusammen gesunken und brach in Wehklagen aus, während Luther mit aschgrauem Gesicht vor sich hinstarrte und halblaut murmelte: „O grauenvolles Geschick, unbereitet aus der Zeit in die Ewigkeit zu gehen! Corvinus, wie wird dir jetzo sein, da du vor dem stehst, der Augen hat wie Feuerflammen? O weh, wenn m i ch an deiner Statt der Mordstrahl getroffen hätte! Wenn i ch jetzund Rechenschaft geben sollte von meinem Tun! — So plötzlich kann ein Mensch dahingerafft werden — ach Gott, tue m i r solches nicht an! Heilige Anna, bitte für mich, daß — — —"

„Höre auf!" bat dringend Spalatinus, der die Worte wohl verstanden hatte. „Du marterst damit dich und mich!"

„Ja, ich will schweigen", flüsterte Luther ergeben. „Ihr aber, gehet hin und forschet fleißig nach der Ursach des Todes unsres lieben Gesellen." —

Die beiden Freunde entfernten sich und ließen Luther mit seiner Not allein. Diese ward in der Stille nur noch größer. Der Schweiß trat ihm

auf die Stirn, eiskalter Schweiß, und vor den Augen begann es ihm zu dunkeln, indem wie ein Schatten der Hölle aufs neue der Gedanke vor ihn hintrat: Wenn du jetzund plötzlich dahin müßtest!

Als er träumerisch die Augen durch das Fenster auf die Straße fallen ließ, bemerkte er zwei Brüder des Augustinerklosters mit dem Bettelsack, denen aus der Tür des gegenüberliegenden Hauses ein Stücklein Brot und ein Ei gereicht ward. „Ihr Glücklichen, wie neide ich euch um das heilige Kleid und den heiligen Stand!" seufzte er ihnen zu. Dann tat er rasch einen Griff in den auf dem Sims liegenden Beutel, schob das Fenster auf und warf den Mönchen eine Silbermünze zu. —

Langsam nur heilte ihm die Fußwunde. Als er endlich wieder ausgehen konnte, hatte er auf seiner Laute eine ziemliche Fertigkeit erlangt, und die edle Musika hatte ihm manche bittere Stunde versüßt.

Es erfaßte ihn jetzt auf einmal eine brennende Sehnsucht nach der Heimat. Gegen Ende des Rosenmonats machte er sich auf und letzte sich im trauten Umgang mit den Eltern und Geschwistern.

Als er auf der Rückreise schon die zahlreichen Türme der Stadt Erfurt am Horizont auftauchen sah, bezog sich plötzlich der Himmel. Es war die Tage her eine drückende Schwüle gewesen, so stand ein Gewitter zu befürchten. Schon machte sich der Wind auf und trieb das Gewölk herbei und wirbelte den Staub der Landstraße empor und zauste die Baumkronen.

Martinus beflügelte den Schritt, um noch vor Ausbruch des Unwetters das vor ihm liegende Dörflein Stotternheim zu erreichen. Da flammte es plötzlich grell vor ihm nieder. Er war wie in Feuer gehüllt, und im Nu krachte ein fürchterlicher Donner hinterdrein. Entsetzt und wie gelähmt stürzte der Wanderer zu Boden. Aus seinem Gesicht war alles Blut zum Herzen getreten, wie von Schrecken der Hölle fühlte er sich umtost, und aus dem Wetter glaubte er die Stimme Gottes zu vernehmen: „Du bist ein Kind des Todes!"

Zitternd hoben sich die Hände auf, bebend öffnete sich der Mund, und halb bewußtlos entfuhr ihm das Gelübde: „Hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden!"

Noch einmal zuckte ein Blitz hernieder und ein Donner rollte nach, dann zog das Wetter einen andern Weg. Der Himmel lichtete sich allmählich über des Wanderers Haupt, die liebe Sonne kam wieder hervor und spiegelte sich in den Millionen Regentropfen, welche an den Blättern und Gräsern hingen.

Martinus wollte aufatmen, doch eine neue Angst drückte ihm die Brust zusammen. Was hatte er getan? Er hatte in dem Schrecken ein Ge-

lübde geleistet. Damit hatte er zwar das ausgesprochen, was ihm schon länger als geheimes Verlangen auf der Seele gelegen, damit hatte er erreicht, was er als den sichern Rettungshafen für sich und seine Not ansah; aber — hatte er damit nicht den Willen seines Vaters übertreten? Forderte das Gesetz Gottes nicht: du sollst Vater und Mutter ehren? Hatte er nicht mit seinem Gelübde dem Vater den größten Schmerz angetan, dem Vater, der ja im Schweiße seines Angesichts gearbeitet hatte, um dem Sohne die Mittel zu dem von ihm erkorenen Studium zu gewähren, und der auch bereits für ihn eine Jungfrau zum Ehegemahl ersehen?

Er klagte sich selbst an um seinen übereilten Entschluß, er wollte sich desselben entbinden durch die halbe Bewußtlosigkeit, welche ihm das Gelübde ausgepreßt habe, aber drohend stand vor ihm die Kirche mit ihrem Spruch: Was du gelobet, mußt du halten, sei es auch ein unbefugtes oder übereiltes Gelöbnis!

In schrecklicher Seelenstimmung kehrte er nach Erfurt zurück. Alle bisherige Not war nur ein Vorspiel der Marter gewesen, welche jetzt in ihm wühlte. Er schloß sich ein, er entzog sich den Freunden ganz und gar. Tag für Tag rang er mit sich, und je länger er sann, desto wankelmütiger wurde er in seiner Entschließung.

Schon hatte er sein Gewissen soweit betäubt, daß er demselben die Unverbindlichkeit seines Gelübdes eingeredet hatte, da ergriff ihn von neuem der Schrecken Gottes. So sagte er sich: das Zögern bringet mir Gefahr, darum was geschehen muß, geschehe bald! Und ohne längeres Besinnen setzte er das Barett auf und begab sich nach dem Augustinerkloster, um mit dem Prior zu reden.

Tags darauf lud er seine vertrautesten Freunde zu sich. Auf dem Tisch stand ein bereitetes Mahl und in der Fensternische lag die Laute.

Die Freunde waren bei diesem Anblick freudig überrascht, wurden aber irre, als sie dem Gastgeber ins Gesicht sahen, auf welchem die Heiterkeit vergeblich sich mühte, den darauf lagernden tiefen, feierlichen Ernst zu durchbrechen.

„Kommt, lasset uns essen und trinken und fröhlich sein!“ so lud er die Erschienenen zum Niedersitzen.

„Ja, das wollen wir“, erwiderte Spalatinus, „doch schickt es sich dem Wirt, den Ton dazu anzugeben. So laß uns denn endlich einmal ein heiter Antlitz sehen, liebster Martinus!“

Man setzte sich um den Tisch und sprach den Speisen zu, auch die Becher wurden fleißig geleert, und es lebte allmählich fröhliche Laune auf.

Luther holte die Laute herbei, und die Freunde staunten über das Geschick, mit welchem er den Saiten süße Weisen entlockte. Doch klang's nicht fröhlich, was er spielte, und als er zuletzt seinen Mund auftat und mit seiner herrlichen, metallreichen Stimme ein Lied dazu anstimmte, siehe, da war's ein Lied vom Scheiden und Meiden, das alte, vielgesungene: „Innsbruck, ich muß dich lassen", mit der süßen, herzigen, wehmütigen Weise.

Die Anwesenden hatten still gelauscht, dann ließ sich Rubianus vernehmen: „Gar wonniglich weißt du zu singen und zu spielen, Martinus, doch taugt der Ton nicht in diese fröhliche Stunde."

„Warum nicht?" fragte Luther trübe lächelnd. „Ich achte, das war just ein schicklicher Sang."

Er warf die Laute auf den Tisch mitten zwischen das Geschirr und sprang von seinem Sitz empor: „Freunde, heute sehet ihr mich und nun nimmermehr!"

Er stand da wie ein Geist so bleich, gläsern stierten die Augen ins Leere, krampfhaft zuckten die Muskeln seines Mundes.

In der Stube herrschte einen Augenblick Grabesstille, dann fuhr Rubianus angsterfüllt empor: „Um aller Heiligen willen, Martinus, welches ist der Sinn solcher dunklen Rede?"

Jetzt kam Bewegung in Luthers erstarrte Glieder. Mit unendlichem Schmerz sah er die Freunde der Reihe nach an und sprach: „Liebe Gesellen, was geschehen muß, das muß geschehen. Der Schrecken vor Gott hat mir das Gelübde abgezwungen, die Welt zu verlassen und in dem Vorhof des Himmels das Wohlgefallen Gottes zu suchen, das ich in der Welt nicht gefunden."

Alles war entsetzt und bestürmte ihn mit Fragen. Er erklärte ihnen den äußern Hergang und die inwendigen Kämpfe genauer, da boten sie alles auf, um ihm seinen Entschluß als einen unüberlegten und darum unverbindlichen aus dem Sinn zu reden. Umsonst! Je mehr sie mit Gründen ihm zusetzten, desto mehr verfestigte sich in ihm die Überzeugung: es muß sein!

Trauernd gingen die Freunde von dannen und Luther fiel ächzend auf sein Lager. —

Am andern Tag, dem Tag des heil. Alexius, den 17. Juli, zogen fünf junge Männer schweigend und gesenkten Hauptes durch die Gassen von Erfurt dem Augustinerkloster zu. An der Pforte angekommen hob der vorderste den Klopfer und wollte die üblichen drei Schläge tun. Da fiel ihm der zunächst Stehende in den Arm: „Halt ein, Martinus! Noch ist es Zeit zur Umkehr! Siehe, allenthalben ist Gott zu finden, und wer weiß, ob er

dir in der Welt nicht näher ist als da drinnen in des Klosters unheimlicher Nacht! Zur Arbeit sind wir berufen — so bleibe in der Welt und mehre nicht die Zahl der Müßiggänger!"

„Kehr um, Martinus!" flehten auch die andern und umklammerten ihm die Arme.

„Ich kann nicht mehr zurück!" versetzte Martinus mit Tränen in den Augen.

Da gingen auch den andern die Augen über, und zum letztenmal herzten sie den geliebten, schier vergötterten Freund, der noch schnell den Magisterring vom Finger zog und denselben dem zunächst Stehenden reichte mit der Bitte, ihn der Universität zurückzustellen.

Jetzt fiel der Klopfer gegen die Tür — in der Öffnung erschien der alte Bruder Pförtner, der nahm den Ankömmling bei der Hand und zog ihn hinein in des Klosters Schatten.

Unheimlich dröhnend schlug die düstere Pforte wieder zu, und den Zurückgebliebenen war's, wie wenn ein Sargdeckel zugeschlagen würde.

Sechstes Kapitel.

Im Kloster.

Er war allein. Wenn er sich umsah, so gähnten ihn vier kahle, graue Wände an. Ein roher Tisch, ein harter Stuhl, eine dürftige Bettlade und ein tönerner Krug, das war alles, was den öden Raum erfüllte. Nur noch ein Eisengitter hätte das Fenster verschließen müssen, dann wäre der Eindruck des Kerkers vollendet gewesen.

Er war allein. Alle die Fäden, mit welchen sein Herz an die Welt genäht gewesen war, sie waren durchschnitten. Er fand sich losgetrennt von allen den süßen Banden der Liebe und der Freundschaft. Was seinem Leben Glanz und Farbe gegeben hatte, das war jetzt abgestreift. Wie eine Blume erschien er sich, die man von ihrem Stamm gerissen und in ein Wasserglas gesetzt hat, wo sie noch eine Weile ein Scheinleben führt und dann verwelkt. Er hatte keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder, keine Schwester, keinen Freund mehr. Wenn er deren gedachte, so war das, wie wenn ein Mensch seiner heimgegangenen Lieben gedenkt.

Er war allein. Wohl hatte er sich auch vorher schon den Freunden entzogen und die Einsamkeit gesucht, aber das war doch noch etwas anderes, das beruhte auf seinem eignen Willen, dem er jeden Augenblick wieder eine andere Richtung geben konnte, die Richtung nach der Welt hin, um in sie zurückzukehren. Jetzt aber hatte sich die Tür geschlossen, die ihn von der Welt absonderte, jetzt war er ein Gefangener des Klosters.

Ja, war er das wirklich, ein Gefangener? O nein doch! Noch hätte er zurückgekonnt, denn noch war er nicht eingekleidet, noch hatte er das bindende Gelübde nicht getan. Und in seinen Ohren klangen noch die süßen, herzbewegenden Töne der Liebe und der Freundschaft, welche ihn beschworen: „Tu's nicht, Martinus, bleibe bei uns, entziehe dich nicht in sündlichem Eigensinn der Welt, die auf dich wartet, daß du ihr dienest mit den reichen Gaben, die dir Gott vertrauet hat! Sollte er nicht umkehren? War die Stimme der Freunde nicht die Stimme Gottes?

In seiner Seele, die aus ihrer Betäubung erwacht war, erhob sich ein verzweifelter Kampf. Die Abendschatten stiegen herauf und hüllten die an sich schon düstere Zelle noch mehr in Dunkel; die Nacht brach herein mit ihren Schauern, da ward die Not im Herzen des Ringenden nur noch größer. Er warf sich auf sein Lager, vielleicht daß der Schlaf ihn wohltätig aus der traurigen Wirklichkeit auf eine Zeit herausriß. Aber er wartete umsonst des Schlummers. Ungestüm wälzte er sich auf dem Bett, und immer heißer wallte in seinen Adern das Blut, immer schrecklichere Gespenstergestalten tanzten ihm vor den umflorten Augen. Sein Vater trat vor ihn hin mit aufgehobenem Finger und finsterer Miene: „Mein Sohn, warum hast du mir das getan? Warum hast du, Gottes Gebot übertretend, deinem Vater den schuldigen Gehorsam gebrochen und ihm seine schönste Hoffnung zertrümmert? Siehe zu, ob dir der Segen Gottes werden kann, wenn dir dein Vater fluchen muß!"

Er deckte sich die Hand über die Augen, um das Schreckbild zu verscheuchen, aber es setzte ihm nur noch mehr zu; und schon war er nahe an dem Entschluß, dem Kloster wieder zu entfliehen, da gab ein zweites sich ihm aufdrängendes Bild seinem Herzen wieder eine andere Wendung. Es war ihm, als sähe er den Herrn Jesus mit drohendem Blick und hörte ihn sprechen: „Wer Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert! Und was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und verlöre seine Seele?" — Die Welt erschien ihm jetzt als der Schauplatz, da der Teufel seine Beute erhascht, und das Kloster als die sichere Tür zur Seligkeit. Diese letztere Betrachtung gab den Ausschlag und

beendete den Kampf. Als der Morgen durch das Fenster herein graute, fiel das erste Licht auf ein ruhig gewordenes Menschenangesicht; doch war das nicht die Ruhe seligen Friedens, es war die unheimliche Stille des Kirchhofs.

„Was treibest du da, Bruder Martinus?“ Mit dieser Frage trat am Morgen ein Klosterbruder in die Zelle Luthers. Die Worte klangen rauh und wurden begleitet von einem häßlichen Grinsen des breiten, aufgeworfenen Mundes und einem schrägen Blick der aschgrauen, versteckten Augen.

Der neu eingetretene Klosterbruder fühlte sich durch den Anblick dieses rohen und eckigen Menschen nicht gerade angenehm berührt, doch antwortete er ihm gelassen: „Ich wußte jetzund in meiner Muse nichts besseres zu tun, als mich mit den beiden Freunden zu unterhalten, so mir in die Einsamkeit gefolget.“

„Wer sind diese, so es erlaubt ist zu fragen?“ forschte Bruder Anselmus, indem er mit seiner plumpen, knochigen Hand nach dem ihm zunächst liegenden Buch tappte.

„Virgilius und Plautus nennen sie sich“, war die Antwort.

Bruder Anselmus fuhr entsetzt zurück und bekreuzte sich. „Heilige Mutter Gottes, bist du zu uns hereingekommen, das Heilige zu entweihen? Hinweg mit diesen finstern Heiden ins Feuer — hier gibt es bessere, heiligere Arbeit.“

„Welche?“ fragte, seinen Zorn dämpfend, Martin Luther, der dem Ordensgenossen alsobald anmerkte, daß er auf die „Heiden“ lediglich aus dem Grunde so entrüstet war, weil sein Bildungsstandpunkt ihn nicht befähigte, sie zu verstehen, und dem in seiner Unwissenheit der Magister der Philosophie wohl ein unbequemer Genoß war, denn gleich von vornherein hatte er einen gar häßlichen Ton gegen ihn angeschlagen, aus welchem der blasse Neid herauszuhören war.

„Folge mir!“ sagte er mit einem Anflug von vornehmer Würde, „ich will dich unterweisen in deiner Pflicht.“

„Ist das nicht Sache des Novizenmeisters, dem ich zum Unterricht in dem mönchischen Wesen überwiesen worden?“ fragte Bruder Martinus.

„In dessen Auftrag stehe ich hier vor dir!“ erwiderte der Mönch mit scharfer Betonung und machte eine gebieterische Handbewegung.

Er führte ihn auf den Hof und reichte ihm einen Besen. „Das Unwetter über Nacht hat uns arge Verwüstung angerichtet: überall Schlamm und Pfützen. Davon den Hof zu säubern ist deine erste Obliegenheit.“

Bruder Martinus warf auf den Sprecher einen fragenden Blick und hatte schon eine Antwort auf der Zunge, doch unterdrückte er dieselbe und nahm den Besen zur Hand. Mit schadenfrohem Behagen stellte sich Bruder Anselmus breitbeinig in die Tür und sah der Mühsal zu, welche dem Magister der Philosophie die Hantierung mit dem ungewohnten Werkzeug verursachte. „Bist noch gar weit zurück auf dem Weg, der zum Himmel führt", bemerkte er mit spöttischem Bedauern. „Ja, ja, es ist ein saurer Weg, und die Herren Magister haben gar steife Nacken, die mögen sich nicht krümmen."

Das war deutlich geredet. Luther wußte jetzt vollends Bescheid, Bruder Anselmus hatte sein Herz verraten.

Kaum war die Arbeit getan, so hatte Bruder Anselmus gütigst für neue Beschäftigung gesorgt. Er schleppte einen Arm voll schmutziger Hemden herbei. „Siehe hier deiner Brüder leibliche Umhüllung, vom langen Gebrauch beschmutzt. Gehe damit zum Brunnen, daß du sie reinigest!"

Bruder Martinus biß die Lippen zusammen und schlich mit der aufgebürdeten Last davon. Glücklicherweise gab ihm ein gefälligerer Bruder die nötige Unterweisung, sonst wäre er ratlos gewesen. Trotzdem nahm ihn die Arbeit bis zu dem Abend hin in Anspruch.

Todmüde fiel er nach der Abendhora auf sein hartes Lager, und unsägliche Bitterkeit gegen den Bruder Anselmus nagte ihm in der Seele. „Erzieht das Kloster solche Wichte, wo ist dann seine vielgerühmte Heiligkeit?" fragte er sich. Aber er unterdrückte die verurteilende Antwort durch die Erwägung, daß auch das Heiligste dem Mißbrauch ausgesetzt, daß in jeder Herde ein räudiges Schaf sei. Machten doch auch die übrigen Klosterinsassen und besonders der alte Novizenmeister Johann Graffenstein einen ungleich bessern Eindruck. Dieser behandelte ihn mit tunlichster Milde, ohne ihm jedoch von den üblichen niedrigen Dienstleistungen etwas erlassen zu können. Schließlich kam er so weit, daß er in seinem Nachtgebet Gott dankte, daß er ihm den Bruder Anselmus gegeben als einen Lehrmeister in der Demut. Je härter die Zucht, dachte er, desto hurtiger wird's vorwärts gehen.

Am andern Morgen traf der Bruder Anselmus den Novizen abermals bei seinem Virgilius. Da zog er die Stirn in finstere Falten und sagte bitter: „Dein Herz hänget noch mit starken Fäden an der Welt, lieber Bruder. Ich will sie dir zerschneiden helfen: nimm den Bettelsack! Nicht durch Studieren, sondern durch Betteln bereichert man das Kloster."

Damit holte er einen großen Quersack herbei und tat denselben dem Bruder Martinus um.

Dieser biß die Lippen zusammen und schloß die Augen. War das nicht zu viel? Grenzte diese Art von Demütigung nicht an Entwürdigung? Er wollte das aussprechen, da gedachte er eines Vorgangs, den er als Schüler in Magdeburg gesehen, wie da ein Fürst von Anhalt barhäuptig und barfüßig mit dem Bettelsack durch die Straßen zog, von allen Vorübergehenden mit Tränen der Andacht betrachtet. Das gab ihm den Mut, den Sack auf den Rücken zu nehmen und an der Seite des Bruders Anselmus auf die Straße hinauszutreten.

Joh. v. Staupitz.
Nach dem Bilde im St. Peter-Kloster zu Salzburg.

Sich entsetzend bei dem Gedanken, daß einer seiner Bekannten ihm begegnen könne, beugte er das Gesicht tief zur Erde und hatte die Neigung, die stillsten, entlegensten Gassen aufzusuchen; Anselmus zeigte eine Vorliebe für die großen Verkehrsstraßen und die öffentlichen Plätze. Im ersten Hause wurden die Bettler kurz abgewiesen, im zweiten warf ihnen eine Magd einen Brotkanten zu. Im dritten rief die Hausfrau: „Heilige Mutter Gottes, Herr Magister!“ und schlug entsetzt die Arme übereinander. Luther wußte nicht, wo er mit den Augen bleiben sollte, und seine Hand zitterte, da er die dargereichte Gabe in Empfang nahm.

Er dankte Gott, als sein Begleiter bald Miene machte, die Stadt zu verlassen und auf die Dörfer hinauszugehen. Da, als er eben aus dem Stadttor treten wollte, stand sein Freund Spalatin vor ihm. Beide tauschten einen Blick miteinander, in welchem Scham und Schmerz sich mischten, und reichten sich stumm die Hand, ohne daß Anselmus etwas gewahrte. Das war noch eine harte Anfechtung.

Als der Bruder Martinus diesen Abend heimkam, war er noch viel müder und trauriger als tags zuvor. „Ja, er ist schwer, der Weg zu Gott“, seufzte er. „Doch ich will ihn gehen, wenn er nur zum Ziele führt. —

So ging's nun einen Tag um den andern in dem tödlichen Einerlei

der erniedrigendsten Dienstleistungen, bis endlich die Universität sich seiner annahm und ihn von demjenigen befreite, was für den Magister der Philosophie das Entwürdigendste war. Desto mehr Peinigung legte sich der ernste, um sein Seelenheil so sehr bekümmerte Bruder in der Stille seiner Zelle selbst auf.

Nach einiger Zeit bekam das Kloster hohen Besuch. Der Generalvikar der deutschen Augustiner-Kongregation, d. h. desjenigen Verbandes deutscher Augustinerklöster, welches sich gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einer Reform unterzogen hatten, Dr. Johann v. Staupitz, sprach in Erfurt ein und visitierte das Kloster. Bruder Martinus hatte die sonderliche Ehre, von dem hohen Herrn in seiner Zelle aufgesucht zu werden; man hatte ihn auf das jüngste Ordensmitglied aufmerksam gemacht.

Auf dem breiten, runden Gesicht des Vikars lag der Ausdruck von Klugheit und Herzensgüte; es zog unwillkürlich an, und der väterliche Ton, mit welchem er den jungen Mönch anredete, gewann diesem vollends das Herz ab, daß es sich ihm rückhaltlos offenbarte.

„Nimm die Bibel zur Hand, mein lieber Bruder, und forsche fleißig darinnen", riet Staupitz.

„Schon auf der Universität ist mir eine in die Hände gefallen", erwiderte Luther, „und ich wunderte mich, daß darin viel mehr geschrieben stand, als man in den Kirchen hört und in den Postillen lieset. Doch ist mir das allermeiste dunkel und verborgen geblieben."

„Es wird dir licht und offenbar werden, je mehr du dich mit Andacht und Gebet hineinsenkest", tröstete Staupitz und sprach dem Bruder Martinus, an dessen Wesen er außerordentliches Wohlgefallen fand, noch manches zur Beruhigung und Aufrichtung.

Der Novizenmeister brachte am andern Morgen eine Bibel, und alsbald setzte sich der Bruder Martinus darüber. Er las und las, aber überall stieß er auf einen Stein des Anstoßes, darüber er nicht kommen konnte, auf ein Siegel, an dessen Lösung er sich vergeblich zerarbeitete. Was er darin verstand, das war dasjenige, was er schon ehedem verstanden hatte: das Gesetz mit seinem: „du sollst!" Wenn er von der Gerechtigkeit und dem Zorn Gottes las, wenn er auf Stellen geriet wie diese: „Unser Gott ist ein verzehrend Feuer", — „Gerechtigkeit und Gericht ist seines Stuhles Feste", — „So du willst ins Gericht gehen, Herr, wer wird bestehen?" — Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen", ... da ging ein Zittern und Erschrecken durch sein Gebein, die ganze Welt verschwand ihm vor den Augen, und er sah vor sich nur die furchtbare Gestalt des Richters,

die Wage in der einen, das Schwert in der andern Hand, und vernahm seine Stimme: Gewogen, gewogen und zu leicht befunden!

Was seine Pein noch mehrte, das war der Gedanke an seine Eltern, denen er durch seinen Eintritt in das Kloster den schuldigen Gehorsam gebrochen. Wie ein Messer schnitt ihm durch die Seele der Brief, den ihm sein vor Zorn und Erbitterung ganz außer sich geratener Vater geschrieben und in welchem er ihn wieder mit „du" angeredet hatte, während ihm nach Erlangung der Magisterwürde von demselben das Ehrenprädikat „Ihr" gegeben worden war.

Da schien sich Gott selbst ins Mittel zu legen und des Vaters Widerstand zu brechen. In Mansfeld brach eine Seuche aus und raffte dem alten Hans Luther zwei seiner Söhne hinweg. Auch von Erfurt kam ihm die Kunde: „Dein Sohn Martinus ist dahin, ein Opfer der Pest!" Als aber bald darauf die Botschaft einlief: „Nein, dein Sohn Martinus lebt", da drangen die Freunde in ihn: „Siehe hier einen Fingerzeig Gottes, von deinem Trotz zu lassen und den wunderbar erhaltenen Sohn dem Herrn zu seinem Dienst zu weihen." Da ward der harte Mann mürbe und fügte sich, wiewohl ungern und mit Seufzen: „So gehe es hin, Gott gebe, daß es wohl gerate!"

Als der Sohn diese Worte seines Vaters vernahm, war ihm, wie wenn ein eherner Reifen, der sich um seine Brust gelegt hatte, gesprungen wäre. Und in dem Überschwang der Freude bedrängte er den Prior, die Zeit seines Noviziats abzukürzen und ihn jetzt schon endgültig in den Orden aufzunehmen.

Man kam seinem Verlangen bereitwillig entgegen. Unter feierlichen lateinischen Gesängen und Gebeten, welche vom Ablegen des alten und vom Anziehen des neuen Menschen handelten, wurden ihm seine alten Gewänder abgenommen und die Ordenstracht angetan: über dem weißen wollenen Hemd die schwarze Kutte mit dem schwarzen Ledergürtel und dem über Brust und Rücken hängenden weißen Skapulier. Auch der alte Name wurde nun beseitigt und von einem neuen ersetzt: es gab nun keinen Magister Martinus mehr, statt dessen bereitete sich in düsterer Klosterzelle der „Bruder Augustinus" für den Himmel. —

Die Kirche lehrte, durch die Mönchstaufe werden alle seit der Kindertaufe begangenen Sünden von dem Herzen des Menschen abgewischt. Dieses Glaubens froh, hatte sich der Bruder Augustinus in das heilige Kleid einhüllen lassen. Aber was war das? Die Freudigkeit, welche ihn am Tage seiner Weihe beseelt hatte, wich mehr und mehr von ihm. In seinem Herzen stiegen Zweifel an jener Verheißung der Kirche auf, aber diese Zweifel selber ängstigten ihn wieder, denn sie waren ja Sünde: dem Christen ge-

bührte sich unbedingter, blinder Gehorsam gegen die Lehren der Kirche. Und nun kehrte überhaupt die alte Not zurück, welche er schon dem Staupitz geklagt hatte, die Furcht vor Gottes Gerechtigkeit verfolgte ihn wieder wie ein Nachtgespenst. Er warf sich auf die theologischen Studien, die ihm zugewiesen worden waren, aber die großen alten Meister: Petrus Lombardus, Thomas von Aquino, Duns Skotus, wie auch die neuern sangen alle das eine Lied, welches ihm wie ein Hohngelächter des Teufels klang: „Mensch, willst du in den Himmel, so verdiene dir den Himmel. Ohne die ausreichende Summe guter Werke bist du verloren!" — Ach, er hatte so viel aufzuweisen, worauf ein anderer stolz gewesen wäre, aber was er darin n i ch t gefunden, das war der Friede. Seine Seele ward vielmehr immer elender und verzagter.

Man weihte ihn endlich zum Priester, und er nahm das heilige Kleid mit neuer Hoffnung, in diesem preiswürdigen, vielbeneideten Stande zu finden, was er suchte; aber schon bei der ersten Messe, die er zu halten hatte, überfiel ihn bei dem Gedanken, den leibhaftigen Gott in der Hand zu halten, eine solche Todesangst, daß er hätte davon laufen mögen. Als er die Opferworte sprach: „Ich bringe dir, dem ewigen, lebendigen Gott dieses Opfer", da war es ihm, als schlüge ihn Gottes Hand zu Boden, und er dachte: „Wer mag vor Gottes Majestät bestehen ohne Mittler? Wie mag ich armer Wurm die hohe Majestät anreden, da doch die Menschen schon verzagen, wenn sie einen König anreden sollen? Wie mag ich vollends mit meinem unreinen Finger den Heiligen berühren, den ich da vor mir mit Augen sehe?" —

Eine Freude und Beruhigung war es für ihn, daß sein Vater, dessen Angesicht er seit seiner Magisterweihe nicht mehr gesehen, sich hatte bewegen lassen, zur Feier seiner Priesterweihe zu erscheinen und an dem nachfolgenden Festmahl teilzunehmen. Er glaubte, daß sein Zorn nun gänzlich überwunden und sein Herz versöhnt sei, und redete ihn über den Tisch also an: „Herzlieber Vater, warum habet Ihr Euch doch so gar dawider gesetzet und seid also zornig gewesen, daß Ihr mich nicht gerne wolltet einen Mönch werden lassen? Ist es doch ein so fein, geruhsam, göttlich Leben."

Die anwesenden Ordensmitglieder zollten ihm Beifall und redeten auch in diesem Ton den Alten an. Da warf dieser den Kopf zurück, ließ einen stechenden Blick im Kreise herumgehen und sprach in einem Ton, aus welchem der lang verhaltene Groll herausklang: „Ihr gelahrten Herren, habt ihr nicht gelesen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll? Mein Sohn, ist das eine besondere Heiligkeit, so man durch Übertretung eines Gottesgebots erlanget?"

„Aber", fiel nach einer peinlichen Pause ein Priester ein, „gedenket doch, Hans Luther, daß Euer Sohn nicht aus Eingeben des Fleisches, sondern vom Himmel gerufen und getrieben in das Kloster eingetreten."

Der Alte ließ sich indes nicht beirren und erwiderte mit dem größten Nachdruck: „Wollte Gott, daß das, was Ihr ein Himmelsgesicht heißet, nicht vielmehr ein Teufelsgespenst gewesen sei. Damals, als mir die Pest meiner Söhne zwei dahingerafft hatte, da gab ich wohl dem Drängen meiner Freunde nach, da sie mich nötigten, ich solle Gott mein Liebstes opfern, indem ich meinen ältesten Sohn in den gottgeheiligten Stand treten ließe. Aber ich tat's dennoch mit Unlust und traurigem Willen. Ach, ich muß allhier sein, muß essen und trinken, am liebsten aber wär' ich weit hinweg."

Man versuchte von neuem, den Alten zu besänftigen, aber er wollte nichts mehr hören und machte bald einen kurzen, frostigen Abschied. —

Bruder Augustinus verbrachte nach diesem seinem Ehrentage eine schlimme Nacht. Die alte Pein hatte sich durch den Vorfall mit dem Vater nur noch gemehrt. Und auch das tägliche Messelesen, welches er von nun an über sich nahm, die tägliche Anrufung von drei der einundzwanzig Heiligen, die er sich erkoren, die täglichen Kasteiungen und Fasten und Wachen halfen ihm zu nichts: man sah ihn fast nie anders als mit Tränen in den Augen und mit Klagen auf den Lippen. Schließlich wendete man sich ab von dem Sonderling, den niemand verstand, und überließ ihn sich selbst.

Das war nun vollends eine Strafe für ihn und brachte ihn auf einen neuen, schrecklichen Gedanken. Wie er nämlich die andern alle, die es doch mit der Möncherei bei weitem nicht so streng nahmen wie er selbst, so fröhlich und getrost dreinschauen sah, so fragte er sich: Wie mag solches zugehen, daß sie so gutes Mutes sind, während ich vor Angst und Pein vergehe? Und auf diese Frage wußte er keine andere Antwort als die entsetzliche, markverzehrende: Jene sind Gott dem Herrn angenehm und zur Seligkeit erkoren, mich aber hat er verworfen und zur Verdammnis bestimmt! Da war das Maß voll, da brannte es in seinem Herzen wie Flammen der Hölle.

Siebentes Kapitel.

Licht in der Nacht.

„Wo ist der Bruder Augustinus?“ fragte eines Abends, als die Mönche sich im Remter zur Abendsuppe eingefunden hatten, der Generalvikar Staupitz, der abermals auf einer Inspektionsreise nach Erfurt gekommen war. „Ich sehe seinen Platz am Tische leer.“

Da niemand ihm Antwort zu geben wußte, machte er sich auf und durchschritt den langen, dunklen Kreuzgang, der zu des Augustinus Zelle führte. Der hochbegabte, ernste und tiefsinnige Mönch, dessen Ruf schon weithin in die andern Klöster gedrungen war, hatte ihm das Herz abgewonnen.

Tiefe Stille herrschte ringsum, Staupitz vernahm nur den dumpfen Schall seiner eignen Schritte. Als er eben die Hand auf die Klinke der Zellentür legen wollte, drang aus dem Innern ein jammervoller Schrei: „Meine Sünde, meine Sünde, meine Sünde!“ Dann ward wieder alles still. Erschüttert riß jetzt Staupitz die Tür auf, da lag auf dem Estrich lang hingestreckt der Bruder Augustinus, regungslos und bleich wie ein Toter.

Der Generalvikar beugte sich über ihn und rief seinen Namen, da schlug der Mönch müde die Augen auf und starrte wie abwesend vor sich hin.

„Was ist dir widerfahren, mein Bruder?“ fragte Staupitz mit der ganzen Herzwärme seiner Liebe.

„Der Teufel hat mich überwältigt, ehrwürdiger Vater“, antwortete der Mönch fast unhörbar. „Ich habe mit ihm gerungen, aber er ist mir zu mächtig geworden, und ich bin nun ganz in seiner Gewalt.“

Staupitz bemühte sich, den Entkräfteten emporzurichten, da bemerkte er auf dem Estrich Blut und unweit davon eine Geißel. Er überzeugte sich jetzt durch den Augenschein, daß das Gerücht nicht gelogen, welches von den härtesten Selbstkasteiungen des Bruders Augustinus redete, daß derselbe ganze Tage im Fasten und ganze Nächte im Wachen verbringe und sich das Fleisch mit einer Geißel blutig schlage.

„Ich sehe, du meinest es ernst mit deiner Seelen Seligkeit“, sagte Staupitz mild, nachdem er den Mönch auf einen Stuhl gesetzt. „Wie mag einen solchen der Teufel überwältigen?“

Bruder Augustinus seufzte: „Er fletschet die Zähne wider mich und spricht: ‚Spare deine Beichte, denn des Priesters Absolution hilft dir doch nichts.‘ “

„Ich verstehe dich nicht, mein Bruder", fiel Staupitz kopfschüttelnd ein, und der Mönch fuhr fort: „Allwöchentlich hab' ich gebeichtet und das Wort der Absolution vernommen, nimmer aber will die Angst aus meiner Seele weichen. Die Kirche fordert zum ersten eine wahre, genügende Reue — wie will ich wissen, ob meine Reue genügend sei? Die Kirche heischet weiter vollständiges Bekenntnis und Aufzählung der Sünden — wie soll ich gewiß sein, daß ich alles erkannt und bekannt? Der Novizenmeister hat mich wohl zu trösten versucht, indem er zu mir sprach: ‚Mein Sohn, weißt du nicht, daß Gott geboten hat, auf seine Gnade zu hoffen?' Und ein andermal hat er mich auf das apostolische Glaubensbekenntnis gewiesen, da es heißt: Ich glaube eine Vergebung der Sünden. Solche Worte haben meine Seele eine Weile gestillet, doch ist die Not alsbald wiedergekehret, indem ich mich fragte: Wenn Gott die Sünden vergibt, wozu heischet alsdann die Kirche die menschliche Genugtuung? Wenn Gott alles tut, wie mag dann gefordert werden, daß der Mensch es tue? Streitet das nicht widereinander? Alle Väter der Kirche kommen darin überein, daß der Mensch büßen und genug tun müsse, wenn er der Schuld seiner Sünde ledig sein wolle; wie soll ich mich also getrösten, daß Gott mir meine Schuld abnimmt und mir die Übertretung verzeihet? Derhalben, wenn im apostolischen Glaubensbekenntnis geschrieben stehet von einer Vergebung der Sünden, so verstehe ich dieses also, daß Gott dem Menschen die Sünde vergibt, nachdem derselbe sie genug gebüßet und die hinreichende Zahl guter Werke vollbracht. Wie aber soll ich die Gewißheit haben, ob meine Buße tief genug sei und meiner Werke die ausreichende Zahl? In dieser Ungewißheit will ich versinken wie in Meeresflut."

Staupitz saß eine gute Weile in schweigendem Sinnen, dann legte er dem Mönch die Hand auf die Schulter und sprach: „Mein lieber Sohn, du bist auf einem falschen Weg, du willst alles allein machen und Gott die Ehre nehmen. Überdem machst du dir von Gott ein falsches Bild. Er erscheint dir nur als der dräuende Richter. Das macht, du lässest Christum beiseite oder siehest auch diesen nur als den Weltenrichter mit dem finstern Gesicht. Da steckt der Irrtum. Siehe, ich dachte einst auch wie du. Ich sahe das Gesetz an, das war wie ein hoher, steiler Berg und rief mich an: Du sollst hinüber! So sprach das Fleisch in seiner Vermessenheit: Ich will es tun. Bald aber merkte ich, daß ich es nicht konnte. So sprach die Verzweiflung: Du bist verloren! Da hörte ich eine Stimme: ‚Komme her zu mir, ich bin deine Zuflucht! Was das Fleisch nicht vermag, das vermag die Gnade.' Christus war's, der also zu mir sprach. Und ich flüchtete mich blindlings zu

ihm, da half er mir durch die Gnade zum Frieden. Wahrlich, ich sage dir, seit ich, von mir selbst wegsehend, mich seiner Gnade in die Arme geworfen, ist meine Seele stille und getrost."

Bruder Augustinus hatte gespannt emporgelauscht; jetzt aber sank er wieder in sich zusammen: „Das mag er Euch getan haben, ich aber, ich bin seiner nicht wert!"

„Ja", fiel Staupitz schnell ein, „du bist seiner nicht wert, so lange du dich mit erdichteten Sünden plagest und Christum für einen erdichteten Heiland achtest. Gewöhne dich nur daran, daß Christus ein wirklicher Heiland ist für die wirklichen Sünder. Wolle nicht dein eigner Heiland sein, indem du dir durch deine eignen Leistungen den Himmel erzwingen willst, sondern vertraue dich dem, den uns Gott zum Helfer gegeben, auf daß er sein Werk an dir treibe. Es gibt für alle Menschen nur eine Rettung, das ist die Gnade."

Bruder Augustins Augen wurden immer größer. „O ehrwürdiger Vater, solches habe ich in der Schrift noch nicht gefunden."

„Weil deine Augen gehalten waren", versetzte Staupitz. „Hast du nicht den Spruch gelesen: ‚Denn wir achten, daß der Mensch gerecht werde durch den Glauben ohne Gesetzeswerke?' und den andern: ‚Der Gerechte wird durch den Glauben das Leben haben?'"

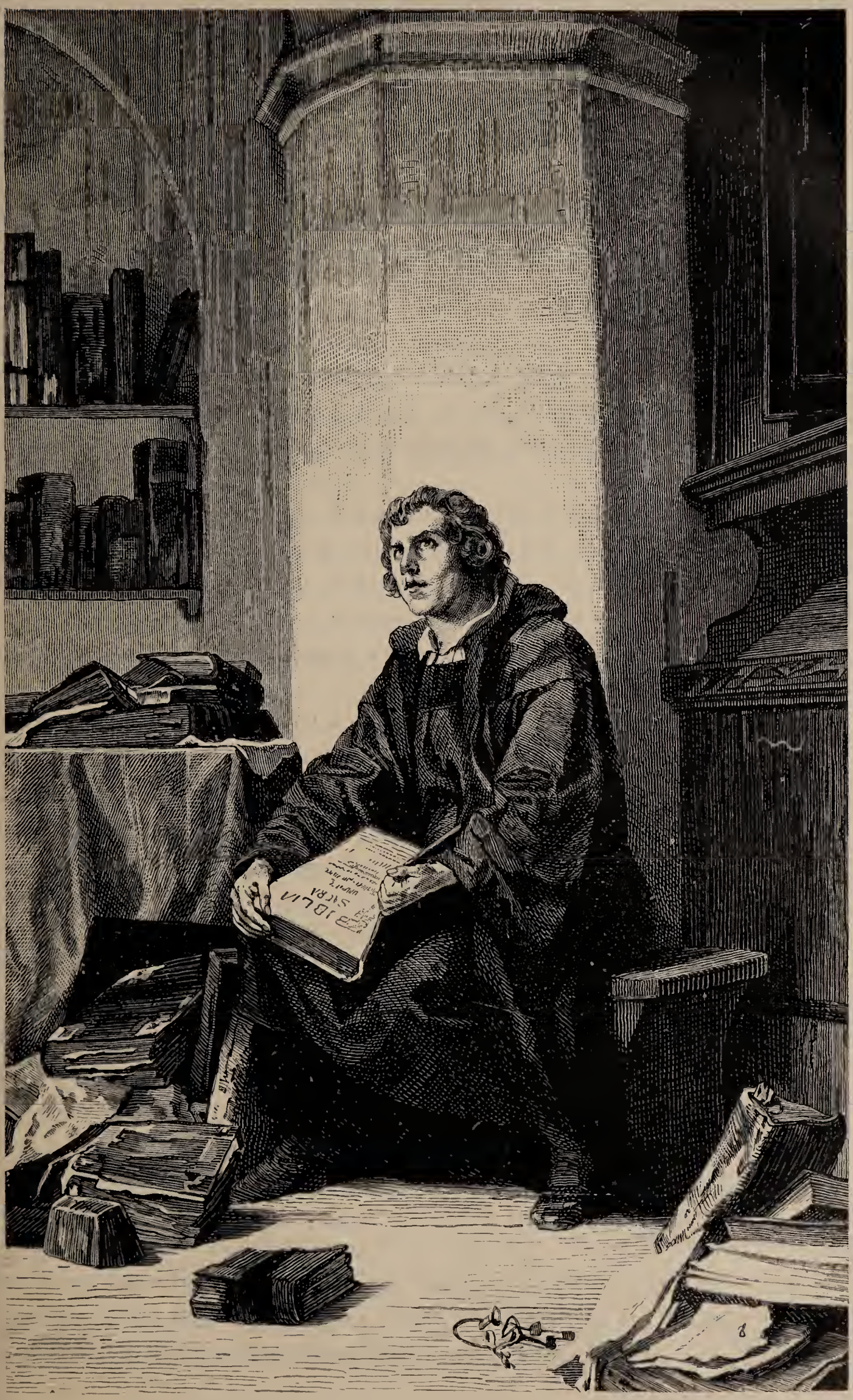
„Wo stehet das geschrieben?" fragte Bruder Augustinus atemlos.

„So spricht St. Paulus zu den Römern", erwiderte Staupitz.

Der Mönch hob die gefalteten Hände hoch. „Hilf, heilige Anna, wie soll ich das reimen mit dem, das die Schrift zeuget vom Gesetz? Wenn's der Glaube tun soll, was soll alsdann noch das Gesetz?"

„Gedenke, mein Bruder", antwortete Staupitz, „daß in der Schrift nicht bloß und allein das Gesetz enthalten ist, sondern auch das Evangelium. Du scheinest dessen nicht zu achten, oder vielmehr das Evangelium ist dir ein neues Gesetz, welches ebenso donnert und schrecket wie das vom Sinai. Wenn Christus dieselbige Sprache führte wie Mose, wozu wäre er uns dann gegeben? Nein, weil das Gesetz nur dräuen und verdammen kann, darum hat die Liebe Gottes hernachmals das Evangelium gegeben, welches den Sünder tröstet durch die Gnade. Lies nur, was darüber St. Paulus zu den Römern spricht."

Dem Bruder Augustinus ward es immer heißer. Der helle Schweiß stand ihm auf der Stirn. Eine gute Weile verharrte er im Schweigen, dann sagte er mit wankender Stimme: „Ehrwürdiger Vater, Eure Worte sind mir



Luther und die Bibel.

Nach dem Gemälde von W. Lindenschmit.

süßer denn Honigseim, dennoch zittert in mir das Herz, daß ich mich nicht getraue zuzufassen. Wer saget mir, daß ich das darf? Wenn ich nun zu denen gehörte, die Gott von Ewigkeit zur Verdammnis verordnet hat?"

Staupitz trat entsetzt einen Schritt zurück und streckte abwehrend beide Hände von sich. „Behüte Gott, auch in dieses Dorngeheg der finstern Gedanken bist du geraten? Ich beschwöre dich, laß ab von solcher unnützen, selbstmörderischen Grübelei! Willst du von der Vorsehung disputieren, so fange an bei den Wunden Christi und gedenke des Wortes, das geschrieben stehet: ‚Gott will, daß alle gerettet werden', und abermals: ‚Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesendet, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn gerettet werde.' Wo stehet da etwas von einem Teil der Menschen, die Gott nur geschaffen hätte, um sie der ewigen Pein zu überantworten?"

Bruder Augustinus deckte beide Hände auf die Augen. Er war wie geblendet von dem Licht, das ihm der fromme und erleuchtete Mann entzündet. Dieser aber hielt es für geboten, jetzt nicht weiter auf ihn dreinzureden, sondern ihm Ruhe zu lassen, um das Gehörte innerlich zu verarbeiten. Mit der wiederholten Mahnung, fleißig in der Schrift zu forschen, reichte er ihm die Hand und verließ die Zelle.

Bruder Augustinus tat die ganze Nacht kein Auge zu. Er saß vor der Bibel und las und las. Und auch die folgenden Tage sah man ihn über die heilige Schrift gebeugt, Essen und Trinken und alles vergessend. Wie Schuppen fiel es ihm jetzt von den Augen. Es löste sich ein Siegel nach dem andern, das Buch der Bücher starrte ihn nicht mehr so fremd an wie zuvor, er hatte jetzt den Schlüssel zu diesem Geheimnis und jenem Geheimnis. Er lernte jetzt die Buße in einem ganz andern Licht erkennen. Hatte er zuvor gemeint, Buße tun heiße abbüßen, Genugtuung leisten durch Werke, so sah er jetzt ein, daß die Schrift darunter Veränderung und Erneuerung des Sinnes verstehe. Das war doch etwas ganz anderes. Und die Gottesgerechtigkeit, die er bisher immer nur gefaßt hatte als den Zorn Gottes, damit er den Sünder strafe, die lernte er jetzt noch von einer andern Seite kennen: als die Gerechtigkeit, welche Gott demjenigen zurechne, der daglauben könne. Ganz klar war ihm diese Sache freilich noch nicht, aber sie dämmerte langsam in ihm, und in dem milden Lichte dieses Morgenrotes löste sich der Bann von seiner Seele, stillte sich der Sturm in seinem Innern. Es gibt eine Gnade Gottes, und Christus ist nicht der furchtbare Richter, sondern der sanftmütige Heiland, zu dem man sich ein Herz fassen kann, das war der lichte Punkt, den er gewonnen, und von hier aus lernte er

immer sichrere Tritte tun, zumal ihm Staupitz, der nicht mehr in Erfurt weilte, durch brieflichen Verkehr weitere Handleitung bot.

Im Kloster war das ein Kopfschütteln und ein Fragen, was mit dem Bruder Augustinus vorgegangen sein müsse. Wohl war er immer noch so schweigend und verschlossen wie zuvor, denn wenn ihm ein neuer Spruch der heiligen Schrift aufgestoßen war, der sich ihm in Dunkel hüllte, so beschäftigte ihn dieser tagelang und ließ ihn nicht wieder los; aber die Todesangst war von seinem Angesicht gewichen, die Augen hatten den alten Glanz, der Mund das freundliche Lächeln wieder. Es mußte ihm wohl ein großes Glück widerfahren sein; aber wie vorher seine Not von niemandem verstanden worden war, so konnte nun auch niemand seine Freude begreifen. Nur der alte Novizenmeister ahnte es und war fröhlich mit dem Fröhlichen.

Bald jedoch änderte sich die Sachlage. Der Bruder Augustinus, einstmals auf der Universität im Disputieren gewaltig, fiel jetzt wieder auf diese geistige Turnierkunst, sicherlich um im Meinungsaustausch mit andern seiner neu gewonnenen Überzeugung desto gewisser zu werden.

Man war verblüfft, man schüttelte den Kopf — was war mit dem frommen, der Kirche so knechtisch gehorsamen Mönch vorgegangen, daß er auf so wunderliche Spekulationen gefallen war, die der Kirchenlehre schier widerstritten? Und woher das Ungestüm, damit er dieselben verteidigte? Woher die aufbrausende Hitze, mit der er den Widerspruch zu dämpfen sich bemühte? Man verehrte ihn als einen der gelahrtesten Männer des Ordens, aber man klagte zugleich über seine immer lästiger werdende Streitsucht. Man verstand ihn eben nicht und tat ihm infolgedessen unrecht.

Achtes Kapitel.

Auf dem Katheder.

„Habt Ihr die neue Mär schon vernommen, Hochwürdiger?“ fragte eines Morgens Bruder Anselmus den Doktor Johannes Natinus, einen der theologischen Lehrer des Klosters.

„Welche neue Mär?“ fragte der Angeredete zurück.

„Daß der Bruder Augustinus von uns gehet.“

„Von uns gehet? — Wohin?“

„Gen Wittenberg."

„Schalk, du willst doch nicht etwa sagen, daß er dort auf dem Katheder sitzen solle?"

„Man redet davon. Doktor Staupitz, welcher gegenwärtig Dekan der theologischen Fakultät in Wittenberg ist, hat ihn auf den philosophischen Lehrstuhl berufen."

„Ei, wie man doch bemühet ist, die junge, erst vor sechs Jahren gestiftete Universität mit großen Lichtern zu versehen! Zum ersten Rektor seiner Hochschule hat ja der Kurfürst von Sachsen einen Mann erkoren, der mit dreien Doktorhüten geschmücket ist, den Doktor Pollich von Mellerstadt. Desgleichen lässet Staupitz sein Licht dort leuchten und versäumt darüber die Pflichten seines Amts als Ordensvikarius. Im vorigen Jahr hat er uns auch die Zier unsrer Universität, den Trutvetter entzogen, und nun soll auch noch der Bruder Augustinus gen Wittenberg kommen? Der wird sich neben den Großen recht schön ausnehmen! Hochmütig ist er freilich genug, und den Mund vollzunehmen verstehet er meisterlich. Aber man wird ja bald erkennen, welch ein wüstes Durcheinander in seinem Kopfe sei. Wie mag ein Mensch andere lehren, der selber nicht weiß, was er will?"

„Lassen wir ihn ziehen, Hochwürden", versetzte Bruder Anselmus. „So sind wir seiner ledig und haben Ruhe vor dem Poltergeist. Von Anbeginn habe ich einen Widerwillen gegen ihn empfunden und dessen auch kein Hehl gehabt."

„So können wir uns die Hände reichen", versetzte Natinus. „Auch mir ist der Mensch mit den glühenden Augen und den seltsamen Spekulationen ein Abscheu gewesen. Wollte klüger sein denn seine Lehrer, hatte eine wahre Sucht nach Disputationen und stieß um sich herum wie ein gehörnter Stier." —

Im Kloster gab's einen Aufruhr, als es sich bestätigte, daß der Bruder Augustinus Erfurt verlassen und gen Wittenberg an die Hochschule gehen solle. Es ergab sich jetzt, daß nicht alle so gesinnt waren wie der Bruder Anselmus und der Doktor Natinus, denen die Abgunst das Herz bestrickte, daß sie des Bruders Augustinus Geistes- und Charaktergröße verkannten. Die allermeisten sahen ihn mit Schmerzen scheiden und segneten ihn auf den Weg. —

Der Bruder Augustinus, dem der Ruf ganz unerwartet gekommen war, ging nicht mit fröhlichem Mut. Lockte ihn auch die Aussicht, von nun an auf dem Katheder zu sitzen, so drückte ihn doch der Gedanke, ein philosophisches Lehramt übernehmen zu sollen. Die Philosophie war ihm

fremd geworden, seit ihn die Theologie mit aller Macht ergriffen hatte, seit ihm in seiner Seelenangst das neue Licht der Erkenntnis aufgegangen war. Dieses Licht auch andern leuchten zu lassen und im Lehren selber weiter zu lernen, danach stand ihm das Herz. Doch an ein theologisches Lehramt war ja nicht zu denken: hatte er doch die theologischen Grade noch nicht erlangt. So folgte er denn ohne Freude dem Rufe seines väterlichen Freundes und zog in das Augustinerkloster ein, welches seit zwei Jahren in der Elbstadt hart am Elstertore stand. Das war anno 1508 zu Beginn des Winterhalbjahrs.

Es gab nun volle Arbeit. Es galt, sich wieder in die Philosophie des Aristoteles hineinzudenken, und je fremder ihm dieselbe innerlich geworden war, desto größere Mühe machte ihm die Arbeit.

Trotzdem ließ er sich daran nicht genügen. Hatte ihn der Tag für die Philosophie in Anspruch genommen, so saß er in der Nacht über der Theologie.

Man war erstaunt, als der junge Magister der Philosophie sich nach Ablauf des ersten Halbjahrs um das theologische Baccalaureat meldete. Man konnte nicht begreifen, woher er zu solchen Studien neben seinen philosophischen Arbeiten die Zeit genommen, und war aufs höchste um seine Gesundheit besorgt, denn die Selbstpeinigungen im Erfurter Kloster hatten ihm den Körper ganz zerrüttet, daß man alle Knochen an ihm zählen konnte.

Er bestand die Prüfung mit Auszeichnung und hatte nun den untersten der drei theologischen Grade erreicht: er ward „zur Bibel zugelassen", d. h. er hatte nun das Recht und die Pflicht, über einzelne Stücke der heiligen Schrift zu lesen.

Jetzt war er in seinem Fahrwasser, jetzt konnte er reden, wie es ihm ums Herz war, und weil das Herz mitredete, so ging es auch den Hörern an das Herz. —

Etliche Zeit später saß der Rektor Pollich mit dem Professor Trutvetter und einem andern Dozenten in seinem Garten bei Tisch. Die Rede kam bald auf den Bruder Augustinus, und Pollich fragte Trutvetter: „Wie dünket Euch um unsern jüngsten theologischen Dozenten, Herr Kollega?"

„Ich habe ihn auf dem Katheder noch nicht gehört", versetzte der Angeredete, „aber es muß doch etwas Sonderliches mit ihm sein, denn die Studenten laufen ihm zu, auch aus den andern Fakultäten, und sagen, es sei eine ganz neue Weise, wie er die Schrift behandle."

„Sie haben recht", bestätigte Pollich. „Ich will es Euch nicht verhalten, daß ich selber eines Tages ungesehen seiner Vorlesung gelauschet.

Ja, das ist eine neue Weise, wie er die Schrift traktieret. Er fördert aus derselben, gleich einem Bergmann, Erz zu Tage, welches man mit Staunen ansiehet, und redet mit einem Feuer, daß man warm werden muß. Ich sage Euch, dieser Mönch wird noch alle Doktores irre machen, denn er leget sich fest auf der Propheten und der Apostel Schriften und stehet mit beiden Füßen auf Christi Wort."

„Daß etwas Außerordentliches in ihm sei, habe ich schon in Erfurt geahnet, da er zu meinen Füßen saß", bemerkte Trutvetter. „Helfen ihm nur die lieben Heiligen zu einem gesunden Leib, denn in der Erfurter Zelle hat sich der um sein Seelenheit sich Ängstende schier zu Tode kasteiet."

„Dann wird ihm die Bürde der neuen Arbeit, so ihm allhier aufgeladen worden, nicht dienlich sein", klagte Pollich, „zumal er mit allem Eifer auf den zweiten theologischen Grad hinstudieret, denn ich höre, daß er bereits nach Ablauf des neuen Halbjahrs sich zur Prüfung als Sententiarius melden wolle. Wäre nur Staupitz jetzund nicht abwesend! Dieser hat über ihn die größte Gewalt, der könnte ihn mahnen, seiner zu schonen und zu bedenken, daß dem stärksten Geist in einem gebrechlichen Leib die Kraft vergehen muß." —

Der Sommer ging hin, das Semester neigte seinem Ende zu. Unter den Studenten gab es eines Tages große Aufregung, da sich das Gerücht verbreitet hatte: der Bruder Augustinus soll von Wittenberg hinweg und nach Erfurt zurück. Niemand konnte sich den Grund erklären, um so weniger, als der junge Baccalaureus eben im Begriff war, die Prüfung zum zweiten theologischen Grad zu bestehen.

Man war erbittert, man wollte den geliebten Lehrer nicht ziehen lassen; doch half gegen die beschlossene Sache alles Schelten und Toben nichts. Bruder Augustinus selbst aber verließ sehr ungern einen Ort, an welchem er sich festzuwurzeln angefangen. —

Niemandem war seine Wiederkehr unbequemer als dem Herrn Natinus. Mit aller Kraft widersetzte er sich dem Begehren des Ankömmlings, die Prüfung zum Sententiarius in Erfurt zu bestehen. Er drang jedoch nicht durch, und nach kurzer Zeit saß der ehemalige Schüler neben dem Lehrer, um nun Vorlesungen zu halten über die Schriften der Kirchenväter: das war die Aufgabe des Sententiarius. —

Bruder Anselmus hielt eines Tages den Doktor Natinus im Klostergarten an. „Was ist es nun mit dem Aufheben, so man zu Wittenberg mit dem Bruder Augustinus gemacht, als wäre in ihm ein neuer Stern

aufgegangen? Spüret man allhier in ihm etwas Großes und Außerordentliches?"

„Es ist weit bis Wittenberg", spottete Natinus. „In der Ferne betrachtet erscheinen die Dinge in einem andern Licht als aus der Nähe besehen. Der Bruder Augustinus gibt keinem seiner Kollegen Anlaß zu Neid und Eifersucht." —

Natinus hatte nicht ganz unrecht. Der Bruder Augustinus war aus seinem Element wieder heraus aufs Trockene gesetzt. Von der heiligen Schrift hinweg in die Lehrmeinungen der mittelalterlichen Kirchenväter geworfen und gezwungen, diese wiederzukäuen, war ihm die Zunge wie gelähmt. Er mußte sagen, was andere gedacht hatten, denen er innerlich fern stand, und war gezwungen, seine eigne Herzensmeinung zu verschweigen. So fühlte er sich in Erfurt durchaus nicht wohl und hatte es denen, die seine Rückberufung veranlaßt, schlechten Dank.

Dennoch sollte sein Aufenthalt in Erfurt nicht ohne Frucht sein. In der Erkenntnis, daß zum rechten Verständnis der heiligen Schrift die lateinische Übersetzung allein nicht genüge, vielmehr die Kenntnis der Ursprachen erforderlich sei, begann er unter der Anleitung eines Klosterbruders, Johann Lange, Griechisch und Hebräisch zu lernen. Außerdem vertiefte er sich in das Studium des Kirchenvaters Augustin, der ihm bisher noch fast unbekannt geblieben war, und fand sich von diesem ungleich mehr angezogen als von den andern Lehrern der Kirche, über deren Schriften er hatte Vorlesungen halten müssen.

Um so größer war nun seine Freude, als nach Ablauf von anderthalb Jahren Trutvetter von Wittenberg nach Erfurt zurückkam und zugleich dem Bruder Augustinus seine Rückversetzung nach Wittenberg verkündete.

Der Abschied von Erfurt ward ihm nicht schwer, und das Herz ging ihm auf, als er in der Ferne die Türme von Wittenberg erblickte. „Ländiken, du bist ein Sändiken", scherzte er wohl in Erinnerung an einen alten Reim, als die Pferde einmal mit dem Wagen im Sande stecken blieben, aber Wittenberg erschien ihm doch als eine Oase in der Wüste.

Neuntes Kapitel.

In der heiligen Stadt.

Es war an einem kühlen Morgen gegen Ende September des Jahres 1511, als zwei Augustinermönche, von einem Laienbruder begleitet, aus dem Elbtor der Stadt Wittenberg traten. Der eine war der Bruder Augustinus, seit einem halben Jahre wieder Lehrer an der Universität, der andere hieß Johann von Mecheln, ehemaliger Prior eines niederländischen Klosters, kürzlich in Wittenberg zum Doktor der Theologie ernannt und in die theologische Fakultät aufgenommen.

Die Begleitung des Laienbruders läßt ahnen, daß sie eine weite Reise vorhaben. Und in der Tat galt's eine große Wegfahrt: im Auftrag des Generalvikars Staupitz pilgerten die durch das Vertrauen ihres Vorgesetzten Erwählten gen Rom, um dort eine streitige Ordensangelegenheit zum Austrag zu bringen.

Es ging von Kloster zu Kloster, deren Gastfreundschaft man in Anspruch nahm, über Heidelberg, Basel, den St. Gotthard, Mailand, Bologna.

Ungefährdet war man bis hierher gekommen; der Blick in den Reichtum der Schöpferherrlichkeit, die Anschauung der mannigfach gestalteten menschlichen Sitten hatte auf die beiden, an den engen Horizont des Klosters Gewöhnten, besonders auf den Bruder Augustinus, die tiefsten Eindrücke gemacht.

Hier in Bologna hatte aber letzterer für alle die Schönheiten von Natur und Kunst keinen Sinn mehr, und die Ursache stellte sich gar bald heraus: er blieb am Morgen liegen, krank und matt. Die Klosterbrüder brachten ihm einen Trank von fieberstillenden Kräutern, aber die Hitze mehrte sich, und er glaubte sein Ende nahe. Beim Gedenken an den Tod empfand er aber nicht mehr jenes Erschrecken wie einst beim Gewitter in Stotternheim: jenes Wort der heiligen Schrift, auf welches Staupitz ihn gewiesen, stand wie ein milder Stern über seinem Haupt und tröstete ihn.

Er sollte jedoch nicht sterben, sondern leben und hinkommen an den heiligsten Ort der Welt, hinkommen an die geweihte Grabstätte der Apostel Petrus und Paulus, hinkommen vor das Angesicht dessen, in welchem die Christenheit den sichtbaren Stellvertreter des unsichtbaren Christus verehrte.

Je näher man dem Ziel kam, desto mächtiger schlug ihm das Herz in der Brust, desto feierlicher ward ihm zu Sinn, und als endlich in der Ferne

die Kuppeln der ewigen Stadt im Strahl der Sonne erglänzten, da fiel er nieder auf die Erde, hob die Hände auf und rief mit innerlichstem Entzücken: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom!“

Er stand jetzt der Erfüllung seines heißesten Wunsches nahe, in der Stadt des Papstes einmal eine rechte Generalbeichte ablegen zu können. —

Man trat in die Stadt der Städte ein. Unweit des Tores grüßte die Ankömmlinge das Augustinerkloster Maria del Populo. Sie fanden hier gastlichen Empfang.

Am Abend fehlte Bruder Augustinus bei der Mahlzeit. Man suchte nach ihm und fand ihn in der Klosterkirche, vor den Stufen des Altars in Andacht versunken.

Am andern Morgen äußerte er gegen seinen Gesellen: „Wir sind allhier in einer gar fremden Welt. In den Klöstern scheinet es hierorts anders zuzugehen denn bei uns in Deutschland. Ich mag dir nicht sagen, daß die Reden, so gestern die Mönche untereinander führten, sowie die Art, wie sie die Hora sangen, mich baß verwundert und befremdet haben. Wie gar unheilig sprechen sie von dem Heiligen! Und wie verächtlich schauen sie auf uns Deutsche nieder! Wir müssen in ihren Augen Barbaren sein und rechte Tröpfe.“

Der Doktor Johannes bestätigte die gemachten Wahrnehmungen und setzte hinzu: „Unter den Augen des heiligen Vaters wagt sich solches lästerliche Wesen an das Licht und macht sich breit! Doch ist's vielleicht nur dieses eine Kloster, darinnen der Unfug und der Greuel hauset.“

Die beiden Sendlinge begaben sich nun zu dem General der Augustiner, um zunächst ihre Verhandlungen mit demselben einzuleiten. Das nahm den ganzen Tag in Anspruch.

Am andern Morgen gingen sie abermals aus, jeder seinen besondern Weg, um die Herrlichkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Der Bruder Augustinus ging an den Denkmälern der Baukunst, an den Zeugen einer großen Vergangenheit mit flüchtigem Blick vorüber, wenige Aufmerksamkeit nur widmete er dem Riesenbau des Kolosseum, der altehrwürdigen Pracht der Diokletianischen Bäder, den schwermütigen Trümmern des Kapitols; auch die mächtigen Pfeilerstücken von St. Peter, welche, im Bau begriffen, schon aufwärts strebten, machten auf den Sohn des deutschen Bauern keinen allzugroßen Eindruck. Andere Interessen füllten seine Seele. Von Kirche zu Kirche lief er, an den Altären der vornehmsten Heiligtümer, den berühmtesten Wallfahrtsstätten verrichtete er knieend seine Andacht, die achtundzwanzig Stufen der Pilatustreppe rutschte er im glühenden Sonnen-

brand hinan, des großen, daran geknüpften Ablasses sich getröstend, aber doch mit zwiespältiger Empfindung, denn merkwürdig: so oft er bei diesem Hinaufrutschen ein Ave Maria betete, klang ihm in den Ohren wieder jenes Wort: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben.“ Er fühlte sich überhaupt in einer Art enttäuscht: das Leben und Treiben der römischen Geistlichkeit entsprach seinen Erwartungen auch nicht von ferne. Er hatte gemeint, hier lauter Heilige zu finden, und was fand er? Ein in Unwissenheit, Sittenlosigkeit und religiöser Leichtfertigkeit verkommenes Geschlecht.

Seine Sehnsucht, in Rom eine Messe lesen zu dürfen, wurde ihm endlich erfüllt. In der Kirche des heiligen Andreas trat ihm ein Priester bereitwillig den Dienst ab.

In Andacht ganz versunken, las er die Gebete, ihm war's, als hätte sich der Himmel über ihm aufgetan. Er gedachte seines so jäh dahingerafften Freundes Corvinus und betete für sein Seelenheil. Auch seine eignen Eltern traten ihm vor die Seele, und es war ihm schier leid, daß dieselben noch am Leben seien: wie hätte er hier ein Sonderliches tun können, sie aus dem Fegfeuer zu erlösen!

Kaum war er mit der Messe halb fertig, als er in seiner nächsten Nähe die Worte hörte: „Eile dich doch, eile dich doch, deutscher Bär! Wie lange soll es währen? Ehe du e i n e Messe fertig bringst, habe ich sieben gelesen!“

Beim halben Wenden des Kopfs erblickte er den Priester, der ihm seinen Platz abgetreten hatte. Das Entsetzen über diese unerhörte Lästerung an heiliger Stätte verwirrte ihn dermaßen, daß er kaum noch die Buchstaben des Meßbuchs zu erkennen vermochte. Mit Mühe brachte er den Rest zu Ende und eilte hinweg, als wäre der Teufel hinter ihm.

Durch die Straßen hastend, geriet er in einen Menschenknäuel und vernahm auf seine Frage, daß der heilige Vater sich nahe. Hochbeglückt von dieser Mitteilung blieb er in gespanntester Erwartung stehen. Nicht lange, so teilte sich die Menge und machte einem kleinen Zug von Reitern in prachtvoller, goldstrotzender Kleidung Raum. Der Bruder Augustinus wurde schier geblendet von all dem Glanz und dem wunderbaren Spiel der Farben. Als der Zug vorüber war, fragte er den neben ihm stehenden Mann: „Wann erscheinet nun der heilige Vater?“

Der Mann machte ein verwundertes Gesicht. „Einen haben wir bloß, und daran ist es auch genug.“

Als der Mönch ihn mit zweifelnder Miene ansah, fuhr er fort: „Der im blauen Rock mit der gelben Feder, das war er.“

Bruder Augustinus starrte den Sprecher mit offenem Munde an, da lächelte dieser und sagte: „Bist wohl ein Fremdling?“

„Aus Deutschland bin ich gekommen“, antwortete der Mönch. „Gar anders ist das Bild, das man sich bei uns daheim vom heiligen Vater macht; und wenn ich meinen Landsleuten erzählen werde, ich hätte den Papst als einen Kriegsmann hoch zu Roß gesehen, so werden sie mich einen Schalk heißen.“

„Wärest du vor etlichen Monden hier gewesen“, fuhr der Römer fort, „so hättest du ihn können einziehen sehen in die Stadt, heimkehrend aus blutiger Fehde, als den Eroberer einer Feste. Auf das Kriegshandwerk versteht er sich meisterlich, und Geld zu sammeln weiß er auch, ist überhaupt in weltlichen Händeln wohl erfahren, ein ansehnlicher, vortrefflicher Herr.“

Bruder Augustinus trat befremdet einen Schritt zurück. „Einen vortrefflichen Herrn heißet Ihr den, der auf dem heiligen Stuhl solch ein ungeistlich Leben führet?“

Der Römer lächelte bedauerlich . „Ich sehe, daß du ein Deutscher bist und nichts weißt. Wir danken Gott, daß wir einen solchen Papst haben. Ist doch ein ganz anderer Herr als der, der vor ihm auf dem heiligen Stuhl gesessen und denselben durch Ehebruch, Blutschande, Giftmischerei, Brudermord und andere Greuel befleckt hat.“

Bruder Augustinus barg das Gesicht in beide Hände und stürzte von dannen: er mochte nichts mehr hören.

Ganz erschöpft kam er in seiner Herberge an und berichtete dem Gesellen von seinen Erlebnissen. Der hörte ihn still an und sagte dann: „Auch ich habe Trauriges erfahren, habe einen Blick getan in die Zuchtlosigkeit der römischen Geistlichkeit und den frechen Spott, so sie mit dem Heiligen treiben. Hätte ich es nicht mit diesen meinen Ohren vernommen, ich würde nimmer glauben, daß es möglich sei. Da ich heute in der Kapelle des heiligen Sebaldus der Messe beiwohnte, vernahm ich, in der Nähe des Altars stehend, aus dem Mund des Priesters an der Stelle, da die Wandlung der heiligen Elemente geschiehet, ganz deutlich die Worte: Panis es et panis manebis *).“

„O Gott“, rief Bruder Augustinus, die Hände ringend und ganz erschüttert, „wie ist dein Weinberg von den Ebern zerwühlet! Wie hat Menschensünde die heilige Stadt entheiligt! Ach wäre doch unser Handel erst geendet, daß wir könnten den Staub von unsern Füßen schütteln und hinwegeilen aus diesem Sodom und Gomorrha!“

---

*) Brot bist du und Brot wirst du bleiben.

Ihr Verlangen sollte so bald nicht erfüllt werden: vier volle Wochen zogen sich die Verhandlungen mit dem Ordensgeneral hin, dann aber blieben die deutschen Sendlinge keine Stunde länger an dem Ort, den sie mit so heiligem Andachtschauer betreten hatten und nun verließen in dem Bewußtsein, daß in dem Mittelpunkt der Christenheit der Teufel sein Hauptbollwerk errichtet habe.

Zehntes Kapitel.

Der Herr Doktor.

„Möcht' ich's noch erleben, daß ich Rosen
Brächte mit dem holden Mägdelein,
Minniglich dann wollt' ich mit ihr kosen,
Daß wir immer Freunde müßten sein.
Würde mir ein Kuß zu guter Stunde
Von dem purpurroten Munde,
Wär' ich los von aller Not und Pein."

Lustig klang an einem Frühlingstag des Jahres 1517 dieses Minnelied Walters von der Vogelweide aus dem Munde zweier jungen Fanten, welche Arm in Arm durch den Sand wateten, auf die Stadt Wittenberg zu.

„Grüß Gott, ihr Herren!" rief es, als sie geendet, von der andern Seite der Straße her. „Wo soll's hinaus?"

„Gen Wittenberg. Wie weit ist's noch bis dahin?"

„Ihr sehet es ja vor Euch — kaum eine Viertelmeile."

„Wie, das soll es sein, das elende Ding?"

„Oho, ihr Herren, lasset den Spott! Werdet froh sein, wenn man euch in dem ‚elenden Ding' ein Losament beut."

„Ei, müssen wir darum auch noch betteln? Zwar eng genug scheinet das Nest zu sein."

„Wie man's nimmt! Vor etlichen Jahren noch war's weit genug, aber seit der Doktor Luther allhier sitzt, faßt es nicht mehr die Menge derer, so herbeiströmen, ihn zu hören. Hat auch schon manch einer unverrichteter Sache wieder umkehren müssen, da er nicht fand, da er sein Haupt hinlege."

„Um des Luthers willen kommen auch wir gezogen aus weiter Ferne, aus dem Schweizerland. Kennet Ihr ihn etwan, Freund?“

„Besser denn irgend einer. Muß ich ihm doch jeden Morgen mit dem Messer über das Gesicht fahren.“

„So seid Ihr sein Bartscherer? Nun so saget her: was ist der Doktor Luther für einer?“

„Das ist schwer zu sagen. Müsset ihn Euch selber ansehen.“

„Soll immer recht finster und sauer dreinschauen.“

„Das ist erlogen! Ist ein gar freundlicher Mann und gut wie ein Engel Gottes. Mag es auch gern hören, wenn ich einen Scherz mache. Aber freilich, das unordentliche Wesen mag er nicht leiden, und auf diejenigen der Studenten, welche das Saufen und Raufen und Knaufen für ihre beste Kunst achten, ist er übel zu sprechen, saget ihnen auch seine Meinung stracks ins Gesicht. Darüber sich wohl manche erbosет haben und ihm gram geworden sind; die andern aber halten um so tapferer und treulicher zu ihm.“

„Ist's wahr, daß auch von den andern Fakultäten viele in sein Kollegium laufen?“

„Freilich ist das wahr, werdet's ja selber sehen.“

„Sehen die andern Professoren darum nicht scheel?“

„Hm! Es hat an sauern Gesichtern nicht gefehlet, auch nicht an spitzigen Reden. Jetzund aber hat er sie alle überwunden, sonderlich die von der eignen Fakultät stehen zu ihm und lernen von ihm, als da ist Herr Nikolaus von Amsdorf, Herr Andreas Bodenstein von Karlstadt, wie auch insonderheit der junge Herr Bartholomäus Bernhardi, welcher erst im verwichenen Herbst auf den Kampfplatz getreten ist und für den Doktor Luther eine Lanze gebrochen hat.“

„Was sagt Ihr: der Bernhardi? Ist der aus Feldkirch?“

„Ja.“

„Ei, das ist uns wert zu hören. Der Bernhardi ist unser Landsmann. Wir freuen uns, ihn zu sehen.“

„Gefällt es den Herren, so biegen wir rechts ab und gehen zuvor in den Speck, einen Kuckuck zu trinken.“

„Seltsame Rede führet Ihr, Meister!“

„Werdet's bald verstehen. Der Speck ist jenes Wäldlein dort vor dem Elstertor, und Kuckuck heißen wir das Bier, so allhier gebrauet wird. Wird Euch wohl munden.“

Die beiden Studenten waren mit der Einladung einverstanden und nahmen die Richtung auf das Wäldlein zu, welches sie in einer Viertelstunde erreichten.

Schon von ferne vernahmen sie ein lebhaftes Durcheinander von Stimmen, und als man in das Gehölz eintrat, zeigte sich den Fremden ein buntes Bild. In ihren verschiedenen Trachten saßen da die Musensöhne um rohe Tische her beim Bier: die einen mit geschlitztem Wams, spanischem Mäntelein, bauschigen Hüftenpuffen, kleinen spanischen Stiefeln, Federhut und Degen, gleich den Edelleuten; andere hatten das Aussehen von Kriegsmännern, trugen Brustkoller, Lederhosen, schlotternde Reiterstiefel und einen Korbdegen am Wehrgehenk; wieder andere gefielen sich in kurzem, verstutztem Röcklein und ungeheuren Pluderhosen, darinnen Raum für dreie war; die übrigen erschienen in der eigentlichen Studententracht, d. h. in dem bis zum Knie reichenden verbrämten Mantel mit weit abstehendem Kragen, enganliegenden Kniehosen, violetten oder braunen Strümpfen und breitem Schlapphut.

Fast sämtliche Tische waren besetzt, so daß die Fremden nur mit Mühe einen Platz bekamen.

Dem Kuckuck mochten sie keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen, was den Meister Peter einigermaßen verdroß. Es zog sie nach der Stadt, um nur erst der Sorge um ein Losament enthoben zu sein.

Als sie sich dem Elstertor näherten, zeigte der Meister Peter hastig auf einen Herrn, der eben in dasselbe eintrat. „Sehet da, das ist der Herr Bernhardi, Euer Landsmann."

Die Schweizer waren freudig überrascht und eilten ihm nach, nachdem sie dem Meister Peter flüchtigen Dank gesagt.

Bald war der Verfolgte eingeholt. Derselbe war sichtlich erfreut, Landsleute begrüßen zu dürfen, und lud sie zu sich in sein Losament auf der Kollegiengasse.

Da gab es nun ein langes und breites Geplauder über die liebe Heimat und viel Fragens herüber und hinüber, bis Herr Bernhardi die Bemerkung hinwarf: „Ich kann mir denken, wer es sei, der Euch gen Wittenberg gezogen. Es ist der Doktor Luther."

„Ihr habt's getroffen", erwiderten beide zugleich und erbaten genauere Kunde.

„Ihr seid an den Rechten gekommen, der Euch von ihm sage", lachte Bernhardi, „maßen niemand größere Verehrung für ihn hat denn ich."

„Wir hörten schon davon", warf einer der Schweizer hin, „und sind begierig Eurer Kunde."

Herr Bernhardi lüftete ein wenig das Wams und begann: „Wie eine Morgenröte ist dieser wunderbare Mann am Himmel aufgegangen, und bald wird der helle Tag anbrechen. In dem Licht, so er entzündet, sehen wir erst, in welcher Nacht des Irrtums wir bis anher gewandelt sind. Schon das war etwas Neues und Ungewohntes, daß er nach Erlangung der theologischen Doktorwürde nicht, wie üblich, an die kirchliche Glaubenslehre ging, sondern zu der heiligen Schrift zurückkehrte, die man nur der Anfänger im Lehramt wert achtet. Da hättet ihr sehen sollen, wie's gezogen kam, und wie der große Saal des Augustinerklosters, darin er seine Vorlesungen hält, die Menge bald nicht mehr faßte. So wie er der Schrift auf den Grund gehet, hat's noch keiner getan, hat aber auch noch keiner die Schrift also verstanden wie er. Anfänglich selbst noch unsicher, maßen er der Grundsprachen nicht mächtig war, hat er die Nächte daran gewendet, um im Griechischen und Hebräischen fest zu werden. Nun vermochte er tiefer zu bohren, sonderlich da er nach den Psalmen zu den Briefen Pauli an die Römer und Galater ging. Das hat ein Aufsehen gegeben, wie er den Paulus zu Ehren brachte und die alte, verrostete Theologie vor den Kopf stieß; aber man wußte nichts dawider zu sagen: St. Paulus kam ja hier zu Worte; und sonderlich, was Luther von der Gottesgerechtigkeit lehrte, das war etwas ganz Neues und Unerhörtes."

Die beiden Schweizer unterbrachen den Redenden durch Äußerungen sehnlichen Verlangens, den Doktor Luther mit Augen zu sehen und mit Ohren zu hören, dann fuhr Bernhardi fort: „Er hat mir einmal sein Herz ausgeschüttet und gesagt: ‚Es wollte mir schier bange werden als einem, der auf einen hohen Turm gestiegen, und der Schwindel erfasset ihn, da er ganz allein da oben stehet und niemand hat ihm folgen mögen. Doch bin ich nun, gottlob! aus der Not heraus. Sehet hier, sehet hier, ich habe Gesellen gefunden, die neben mir stehen und dieselbige Sprache führen wie ich.' Und er brachte mir den Kirchenvater Augustinus und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle, die lautete auch also, wie er's selber lehrte von der Gerechtigkeit, welche Gott dem gibt, der da glaubet. Alsdann zeigte er mir eine kleine Schrift, deutsch geschrieben, die er hernach durch Hans Grüneberg, so allhier im Augustinerkloster seine Werkstatt aufgeschlagen, drucken ließ mit dem Titel: ‚Deutsche Theologie'. Da war es auch ausgesprochen, worauf der Mensch seine Hoffnung auf Gott zu gründen habe: nicht auf das Verdienst seiner Werke, sondern auf das Verdienst Jesu Christi,

der uns, so wir an ihn glauben, aus Gnaden die Gerechtigkeit vor Gott gibt. Und zum dritten reichte er mir die Predigten des Dominikanermönchs Johannes Tauler, da war der nämliche Ton angeschlagen. Wie ein Kind freute sich der Doktor des Fundes und sprach: ‚Ich sehe nun, daß ich nicht irre gegangen. Was ich gefunden aus der heiligen Schrift, das haben vor mir schon zu allen Zeiten andere erkannt; und solche Wahrnehmung machet mich desto getroster.' Was ihm aber die Zuversicht noch mehrt, ist dieses, daß auch andere Lehrer der Hochschule, die erst mit Kopfschütteln zur Seite standen, allmählich zu ihm herüberkommen, nicht die Theologen allein, sondern auch aus andern Fakultäten. Überdem hat er am Hof des Kurfürsten einen gefunden, der treulich zu ihm hält, den Kaplan Spalatinus, ihm von der Hochschule zu Erfurt noch bekannt. Desgleichen kommt ihm auch gute Kunde aus dem Reich: in Nürnberg sind ihm der Prediger Wenzeslaus Link und der Rechtsgelehrte Christoph Scheurl zugefallen und reden in seiner Sprache."

Mit weit offenen Augen hatten die beiden Fremdlinge zugehört. Jetzt sprach der eine von ihnen: „Ist's denn wahr, was wir unterwegs vernommen, daß der Luther neben seinem Professoramt auch in seinem Orden so geschäftig und tätig?"

Bernhardi nickte. „Man weiß nicht, woher der Mann die Zeit nimmt, alles das auszurichten, was auf ihm liegt. Sich nicht begnügend mit der Arbeit, so er als Subprior des Klosters verrichten muß, hat er auch das Amt eines Distriktsvikars über sich genommen und als solcher elf Klöster zu versehen. Da gibt es manche Reise und sonstige Mühewaltung, denn, was er tut, das tut er ganz. Doch hat er auch damit noch nicht genug. Ihr werdet es für ein Märlein halten, wenn ich euch sage, daß der Luther auch schier täglich auf der Kanzel stehet und predigt, nicht im Kloster allein, sondern auch in der Stadtkirche, da er auf Begehren des Rats und der Gemeine für den kränklichen Stadtpfarrer Simon Heinz eintritt. Da mag die Kirche die Menge der Andächtigen nicht fassen. Auch der Kurfürst hat zu seinen Füßen gesessen und hernach sein großes Wohlgefallen an der gehörten Predigt kundgegeben. Sonderlich aber, seit er über die zehn Gebote und das Vaterunser gepredigt, hat es in der Stadt einen Rumor gegeben und ist viel Staub aufgeflogen. Er tut das Maul frisch auf und straft die Sünden ohne Ansehen der Person. Darüber sind viele, so sich getroffen fühlten, ihm feindlich geworden und haben gesagt: ‚Er hat einen zu gelben Schnabel, daß er alte Schälke sollte fromm machen.'

Auch auf der Universität ging's da ohne Tumult nicht ab. Man ärgerte sich schon darüber, daß er theologische Schriften in deutscher Sprache

ausgehen ließ. Man achtete das für eine Lästerung und Entwürdigung der Wissenschaft, der nur das vornehme lateinische Kleid wohl anstehe. Er hat sich aber durch all solch Gerede nicht anfechten lassen und gesagt: ‚Ich will nicht den Gelehrten damit dienen, sondern dem gemeinen Mann; so muß ich billig dessen Sprache reden.‘ Sehet hier dies Büchlein, ihr Herren, das ist sein neuestes: Auslegung der Bußpsalmen, deutsch, für das Volk. Welch ein Aufsehen hat es gegeben, da es ausging! Das Volk fiel darüber her wie die Spatzen über einen aufgegangenen Kornsack, und so reißend war der Absatz, daß, ehe noch der Druck beendet war, die ersten Bogen schon wieder aufgelegt werden mußten.

Noch mehr aber entbrannte der Zorn der Theologen wider ihn, als er dem Aristoteles zu Leibe ging und sagte, der alte Heide hätte lange genug in der Kirche regiert, er sollte sich nun trollen, Jesus Christus bedürfte seiner nicht, der würde es schon allein machen. O, wie ist man da aufgebrauset! Ich aber, erfüllt von dem Geist, so aus dem Luther redet, fühlte in mir ein heiß Verlangen, für den Verunglimpften einzutreten. Solches tat ich, als ich im verwichenen Herbst zum Sententiarius promovierte. Da hat es abermals einen großen Aufruhr gegeben, zumal der Doktor Luther selber in die Disputation mit eingriff. Aber da ist auch in die Pauke ein Loch geschlagen worden, da ist das Eis gebrochen und einer der Professoren nach dem andern endgültig zu dem Luther bekehrt worden, also daß nun alles in Treuen zu ihm steht. Der Aristoteles ist in Wittenberg tot und begraben; wer ihn noch traktieren will, tut es vor leeren Bänken.“

„Eines möchte ich noch wissen“, fragte nach einer eingetretenen Pause einer der Schweizer. „Wie stehet Luther in dem Reuchlinschen Streit und wie denkt er über die Briefe der Dunkelmänner, welche einen so großen Lärmen verursacht und die ganze alte Theologie an den Pranger gestellt?“

Bernhardi erwiderte: „Den Reuchlin, den hochberühmten Gelehrten, dem er sein Hebräisch dankt, hält Luther in hohen Ehren; darum, als Pfefferkorn, der Schelm, die Kölner Dominikaner wider ihn gehetzet, als begünstige er mit den rabbinischen Schriften auch die Juden, hat Luther an ihn einen Brief gesendet, darin er dem Angefochtenen sein herzlich Bedauern kundgibt. Doch der Partei der Reuchlinisten hat er sich nicht angeschlossen, denn er mag kein Teil haben an ihrem Treiben, das er für unwürdig erachtet. Derhalben hat er auch an den epistolis obscurorum virorum*)

*) Die „Briefe der Dunkelmänner“, von einem ungenannten Verfasser herausgegeben, waren eine beißende Spottschrift auf die alte Mönchstheologie, welche in ge-

und der Art des Kampfes, die diese anwenden, kein Gefallen. Wo die Kirche aus tiefen Wunden blutet, da ist vom bloßen Lachen und Spotten keine Heilung zu erhoffen. Niemand fühlet die Schäden der Kirche tiefer denn er, aber er ist zu ernst, um darüber zu lachen, er trauert darüber und sucht nach Öl und Wein für die blutenden Wunden. — Horch, es läutet! Luther predigt in der Stadtkirche. Wollet ihr ihn heute noch sehen und hören, so habet ihr jetzund Gelegenheit."

Die Schweizer dankten dem Landsmann für seine umständlichen Mitteilungen und schritten dem Marktplatz zu, dem Ruf der Glocken nach.

Sie hatten Mühe, in der Kirche noch einen Platz zu finden, solche Massen hatten sich zusammengedrängt.

Als der Gottesdienst zu Ende war, gingen die beiden Schweizer ein gut Stück schweigend nebeneinander her: der empfangene Eindruck hatte sie ganz überwältigt. Endlich fing der eine an: „Das war nicht, wie wenn ein Mensch redet, das war, wie wenn der Donner rollet und die Blitze herniederfahren. Ich achtete es für übertrieben, was das Gerücht von Luther sagte, nun aber weiß ich: er ist noch um vieles größer als sein Ruf."

Der andere blieb stehen und sah begeistert himmelwärts. „Du sprichst die Wahrheit, Bruderherz. Heil uns, daß wir gen Wittenberg gezogen!"

---

schickter Nachahmung des heruntergekommenen Klosterlateins die ganze Unwissenheit und sittliche Unfläterei der Bettelmönche bloßstellte und ganz Europa ins Lachen brachte.

Zweites Buch.

Sturm und Drang.

Elftes Kapitel.

Schwüle Luft.

Wir müssen um ein halbes Jahr zurück bis in den August des Jahres 1516. —

Kurfürst Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, schritt auf dem Söller seiner Residenz, der Martinsburg, auf und nieder. Seine Stirn war umwölkt und unsicher sein Gang. Er hatte heute seinen Unglückstag. Am Vormittag war er mit dem Pferd gestürzt und hatte sich den Arm verletzt; zu Mittag war ein Abgesandter des Markgrafen von Baden in die Burg eingeritten und hatte die 15 000 Gulden gefordert, die der Erzbischof dem Markgrafen schuldete. Damit noch nicht genug, war zwei Stunden später ein Sendling des Handlungshauses Fugger in Augsburg eingetroffen und hatte von neuem um die 30 000 Gulden gemahnt, welche die Fugger dem Erzbischof zur Bezahlung des Pallium dargeliehen. Nur mit großer Mühe hatte er die Mahner abgeschüttelt und sich dann stracks nach seiner Kanzlei begeben, um sich von der Finanzlage seines Kurstaats genaue Auskunft geben zu lassen; da hatte ihn wie ein Nachtgespenst die Gesamtschuldensumme von 86 000 Gulden *) angestarrt.

Er hatte ein weites Ländergebiet unter seinem Zepter: Kurmainz, das Erzstift Magdeburg und das Bistum Halberstadt, er war der mächtigste deutsche Reichsfürst und überdem der Primas der Kirche in Deutschland, trotzdem saß er bis an den Hals in Schulden, denn die maßlose Verschwendung, welche sich der kunst- und prachtliebende Herr erlaubte, reimte sich schlecht zu den leeren Kassen, welche er in allen drei Bistümern gefunden.

Diese Sorge war es, welche heute auf ihm lastete. Er befand sich in vollständiger Ratlosigkeit: neue Steuern auszuschreiben wäre bei der schon vorhandenen Überlast von Abgaben und dem Unmut der Stände ein wahnwitziges Unterfangen gewesen.

---

*) zirka 1400000 Mark (1 Gulden damals etwa 16 Mark).

Er winkte einem Diener und gab ihm Befehl, den Grafen Eberhard von Königsstein, seinen vertrauten Ratgeber, herbeizuholen.

Er empfing den Eintretenden mit hastigem Gruß. „Helfet mir, Graf! Die Wogen schlagen über meinem Haupt zusammen, ich ertrinke. Schaffet Rat: woher nehme ich Geld, den Plagegeistern das Maul zu stopfen?“

Der Graf zog den Kopf zwischen die Schultern und machte ein klägliches Gesicht.

Da der Erzbischof vergeblich auf eine Antwort wartete, schlug seine Stimmung plötzlich in Zorn um, und er schrie den Grafen an: „Ich befehle Euch, mir jetzt einen Rat zu geben, denn ich m u ß einen haben!“

„So suchet Euch einen erleuchteteren Kopf, kurfürstliche Gnaden“, jammerte der Graf. „Ich bin mit meinem Latein zu Ende.“

„Gehet aus meinen Augen“, schrie Albrecht mit überschnappender Stimme und zornglühendem Gesicht, und der Graf, des Befehles froh, suchte eilig das Weite.

Er begegnete unterwegs dem Dominikanerprior Lambertus und klagte dem seine Not. Der hörte ihn nachdenklich an und begab sich dann zum Erzbischof. Er wußte, daß er jederzeit offenen Zutritt hatte, und daß der hohe Herr ein freimütiges Wort von ihm eher ertrug als von einem andern.

„Was willst du?“ fragte Albrecht, durch das Geräusch des Eintretenden aus seinem Brüten aufgestört.

„Ew. Gnaden einen Rat geben“, versetzte der Prior mit großer Ruhe.

Albrecht stutzte. „Von wannen weißt du, daß ich dessen bedürftig?“

„Von dem, den Ew. Gnaden vergebens um einen solchen angegangen.“

„Ah! du weißt also um meine Not?“

„Ja, gnädiger Herr, und ich weiß auch einen Ausweg.“

„Einen Ausweg? Laß hören!“

„Helfet dem heiligen Vater an St. Peter bauen, alsdann hat Eure Not ein schnelles Ende.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Es ist Euch doch wißlich, gnädiger Herr, daß Leo X. zum Besten des Baus der St. Peterskirche in Rom einen neuen Ablaß ausgeschrieben, ingleichen, daß zu diesem Ende Deutschland in vier Bezirke geteilet worden, deren jeden ein Kommissarius übernehmen soll. Wo Ihr nun dieser Bezirke einen pachtetet, alsdann — — —“

„Lambertus, bist du toll?“ fuhr Albrecht erregt empor. „Mit dem schnöden Handel soll ich meine Hand beschmutzen?“

Der Prior blieb ganz ruhig. „Der ‚schnöde Handel' ist sehr einträglich. Wenn aber eine Schmach darauf ruhet, so trifft die Schuld nicht die Sache selbst, welche doch die heiligste von der Welt ist, sondern die Ablaßkrämer und ihre ungeschickte Art."

„Hm!" brummte der Erzbischof nachdenklich. „Aber wie stehe ich alsdann den Fürsten gegenüber, die die Ablaßhändler alle vergiften möchten, maßen sie ihnen die Taschen der Untertanen plündern, daß die landesherrlichen Steuervögte leeres Stroh dreschen?"

„Die Fürsten und ihr Geschrei würden mich wenig kümmern. Sie werden bald wieder still."

„Nein, Lambertus, ich mag dir nicht folgen, dein Rat ist nicht gut."

„Es ist der beste, der noch übrig ist!" trotzte der Prior hartnäckig. „Scheuet Ihr Euch, zuzugreifen, so tun's zehn andere."

Der Erzbischof krümmte und wand sich hin und her. Er kannte den Zorn der deutschen Fürsten, mit welchem dieselben den Unsummen Geldes nachblickten, welche schon seit Jahrzehnten die päpstlichen Ablaßkrämer über die Alpen schleppten. Aber was blieb ihm übrig? Die Not brannte ihm auf die Nägel, er konnte nicht anders, er mußte den letzten Rettungsanker ergreifen. So wandte er sich, nachdem er lange Zeit in tiefem Nachdenken an eine Säule gelehnt gestanden, dem Prior wieder zu. „Ich werde den Papst in dieser Sache angehen. Aber weißt du mir auch einen Unterhändler zu nennen, der in unserm Namen ausgehe?"

„Einer würde nicht hinreichen", erwiderte der Prior, „es müßten wohl vier sein. Drei kann ich Ew. Gnaden namhaft machen: Jodokus Borcher, Doktor des kirchlichen Rechts allhier, Georg Beheim, Dechant zu St. Lorenz in Nürnberg, und Johann Neubar, Vikarius in Würzburg. Alle drei sind zu dem Amte tüchtig und wohlgeschickt. Zu beklagen ist nur, daß der vierte und beste nicht zu erlangen."

„Welcher?"

„Der Dominikaner Johann Tetzel."

„Ha, der! Ja, du hast recht, Lambertus. Ich kenne ihn wohl. Der hat schon eine langjährige Übung und verstehet sich auf das Beuteldreschen wie keiner. Aus was Ursach ist dieser nicht zu erlangen?"

„Er sitzet hinter Schloß und Riegel. Der Schelm sollte, des Ehebruchs überführt, zu Innsbruck in einem Sack ersäufet werden, da hat ihn in der letzten Stunde noch der Kurfürst von Sachsen, sein Landesherr, errettet und den Kaiser vermocht, den Sünder zu lebenslangem Kerker zu begnadigen. Nun sitzet der, der der Kirche noch so große Dienste hätte leisten

können, als ein lebendig Begrabener im Verlies des Leipziger Dominikanerklosters."

Der Erzbischof tat einige Schritte durch den Säulengang, dann blieb er vor dem Prior stehen. „Ich denke, das Wort des Fürsten Primas von Deutschland wird mächtig genug sein, eine Kerkertür zu öffnen, und der erste Prälat des Reiches wird den Papst nicht vergebens um etwas bitten." ——

Die Dienerschaft in der Martinsburg war am Abend dieses Tages angenehm überrascht durch die fröhliche Laune ihres Gebieters, den sie lange Zeit immer nur mit finsterer Miene gesehen und unter dessen Ingrimm sie arg zu leiden gehabt hatte.

Am andern Morgen in der Frühe ritt ein Gewappneter, von zwei Knechten mit Saumrossen begleitet, aus dem Tor der Martinsburg. Er trug in seiner Tasche ein Schreiben an den Papst in Rom. Vier Wochen später wanderte aus dem Tor der Stadt Leipzig ein einsamer Pilger in derselben Wegrichtung dahin. Es war der Bruder Tetzel, den die Fürsprache des mächtigen Kurfürsten Erzbischofs von Mainz aus dem Kerker gerettet hatte und der nun auf dem Weg zum Papst war, um dessen Vergebung zu erflehen. Er bekam über Bitten und Verstehen: nicht bloß die Sünde ward ihm vergeben, er kehrte auch nach Deutschland zurück, betraut mit dem Amt eines apostolischen Ketzermeisters.

Sein Weg ging nach Mainz, und der Empfang, welchen er dort hatte, war sehr freundlich. Der Erzbischof, welchem der Papst sein Ansuchen um den Ablaßbetrieb gegen ein Entgeld von 10 000 Gulden gewährt hatte, ward mit ihm handelseins und schickte ihn alsbald mit dem Kasten auf die Reise. Zufrieden lächelnd schaute er ihm nach — die Zukunft grüßte ihn ja mit der schönsten Hoffnung: der Papst hatte ihm die Hälfte des Erlöses aus den Sünden der Deutschen verwilligt, damit hoffte er gar bald aus aller Not zu sein. Die Fugger schienen freilich dem Handel noch nicht recht zu trauen, denn sie setzten es durch, daß einer ihrer Geschäftsführer den Tetzel begleitete und den ersten Ertrag für sie einstrich. —

Durch das Reich erschallte nun von neuem die frohe Botschaft von der überschwänglichen Gnade, welche der liebe heilige Vater den armen Sündern bot, und in Massen strömte das Volk herbei, die günstige Gelegenheit zu ergreifen. Wie Fürsten zogen die Ablaßprediger in die Städte ein: alle Glocken läuteten, der Rat und die Geistlichkeit und die Schulen gingen ihnen in feierlichem Pomp, mit Fahnen und Kerzen entgegen und knieten andächtig nieder vor dem roten Kreuz mit dem päpstlichen Wappen, welches an der Stätte der Ablaßspendung errichtet ward.

Tetzel verstand das Geschäft am besten. Wohin er kam, hielt er eine reiche Ernte. Wie vermochte aber auch der Mann zu predigen, wie wußte er die Gewissen zu erschüttern und die Herzen zu bewegen! Und wie herzensgut war er, wie leicht machte er's den Sündern, von ihrer Angst loszukommen! Erst hatte es immer geheißen: zur Buße gehöre eine tief-

Tetzels Ablaßkram. Nach Trenkwald.

eindringende Reue und ein vollständiges Bekenntnis der Sünden, aber Tetzel war ein milder, leutseliger Mann: er nahm's damit nicht so genau. Erst hatte es immer geheißen: der Ablaß gehe nicht auf die ewigen Strafen, sondern allein auf die zeitlichen Bußleistungen, welche die Kirche dem Sünder als Genugtuung auferlege, aber Tetzel war ein gütiger Herr, er machte da gar keinen Unterschied, er sagte: der Ablaß reicht auch ins Jenseits hinüber und rettet aus der Pein des Fegefeuers. Wie bequem machte es also der

Abgesandte des heiligen Vaters den armen Sündern! Wie leicht konnte man nun um die Qual des Fegefeuers herumkommen! Man brauchte nicht mehr schwere, mühselige Werke der Genugtuung zu leisten, brauchte nicht nach dem heiligen Land oder nach Rom oder sonst an einen heiligen Ort zu wallfahrten, brauchte nicht mit Wachen und Fasten und Beten sich zu kasteien — ein Griff in den Beutel machte einen los und ledig aller Sündenstrafen, ja er half sogar den Verstorbenen aus dem Fegfeuer heraus. Man pries sich glücklich, in dieser gnadenreichen Zeit zu leben, und manches arme Bäuerlein verkaufte seine letzte Geiß um einen Ablaßbrief.

Auch Erzbischof Albrecht segnete sich, in dieser Zeit des Heils zu leben: der Papst hatte seine 10 000 Gulden bald in Händen, die Fugger und der badische Markgraf hatten auch bald nichts mehr von ihm zu fordern, und die übrigen Schulden wurden durch die Geldsendungen seiner Unterhändler in verhältnismäßig kurzer Zeit gedeckt, obwohl Tetzel in der Ablieferung der Ablaßgroschen durchaus nicht gewissenhaft war und sich an seinem Leibe nichts abgehen ließ. — O, es war eine herrliche Zeit, in welcher die Boten des Himmels durch die deutschen Lande gingen und riefen: „Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet, und erkennen, daß es sichere Geleitsbriefe gibt, um die Seele durch das Tränental und wilde Meer der Welt ins selige Vaterland des Paradieses zu bringen."

Es war eine herrliche Zeit, nur war die Luft etwas schwül, wie wenn ein Gewitter im Anzug ist.

Zwölftes Kapitel.

Wetterleuchten.

„Was ist Euch, Meister Tobias?" fragte an einem Oktobertag des Jahres 1517 der Marktvogt des Wittenberger Rats auf einen Mann drein, der mit hochrotem Gesicht wie ein Unsinniger daher gelaufen kam. „Ihr schauet ja drein wie der leibhaftige Gottseibeiuns!"

„Saubere Sachen das!" wetterte der Ergrimmte, indem er sich den Schweiß wischte. „Hole der Teufel den vermaledeiten Pfaffen!"

„Von wem redet Ihr?" fragte der Vogt.

„Fraget Ihr auch noch?" keifte der Meister. „Von dem Luther. Habe ihm vor dreien Tagen zur Beichte gesessen, da hat er mich ange-

schnaubt: ‚Meister Tobias, ich kann keinen absolvieren, der nicht von Herzen Buße tut. Euch aber mag ich's nicht ansehen, daß Euch Eure Sünde leid sei. So gehet hin und bekommet erst einen andern Sinn!' Da hab' ich gedacht: Wart', Pfaff, ich will dir die Suppe salzen! Bin stracks gen Jüterbogk gelaufen, allwo der Tetzel jetzund Markt hält, und habe mir einen Ablaßschein gelöset. Das ist ein Mann! Den laß ich gelten! Hat mich gefragt: ‚Um was begehrest du Ablaß, Gesell?' Hab' ich geantwortet: Weil ich im Rausch meiner Eheliebsten eine Rippe zerschlagen und wider den Rat der Stadt gelästert. ‚Kostet sechs Groschen!' hat da der Tetzel gesagt, und die Sache war abgetan."

„Und von dem andern, das doch viel härter wider Euch klaget, habet Ihr geschwiegen?" fragte der Vogt mit listigem Augenzwinkern.

„Der Tetzel hat mich nicht danach gefragt, war mit dem Gebeichteten zufrieden. Solch einen laß ich mir gefallen. — Nun bin ich abermals zu dem Luther in den Beichtstuhl getreten, habe ihm den Zettel vors Gesicht gehalten und gefragt, ob er mich nun absolvieren wolle. Da ist er noch viel erboster geworden, hat mir den Zettel aus der Hand gerissen und zur Erde geworfen, als wär's ein Unflat, und mich angeschrieen: ‚Willst du zur Höllen fahren, Gesell, ich kann dich nicht halten. Ich aber will nicht mit dir fahren, indem ich dir ein Sündendiener werde.' — Ich frage Euch, Vogt: Ist solch Ding erhört? Na wart, Mönchlein, ich will dir die Kutte räuchern! Weiß noch gar manchen, der dem sauertöpfischen Strafprediger gram ist. Die hol' ich zusammen und lauf' mit ihnen gen Jüterbogk zum apostolischen Ketzermeister, der wird dem Unhold schon die Hölle heizen."

Damit stürmte der Mann von dannen. —

Etliche Tage später schritten zwei Männer durch die Kollegiengasse auf das Augustinerkloster zu. Der eine, klein und unansehnlich, war der Professor Nikolaus von Amsdorf, der andere, ein stattlicher Herr mit schönem, ausdrucksvollem Gesicht und wohlgepflegtem, lang herabwallendem Bart, war Herr Lukas Kranach, ein Meister der Malkunst, welcher, aus dem Fränkischen eingewandert, in Wittenberg sich ein Hausgrundstück erworben hatte und in demselben zugleich einen Papierhandel betrieb, sowie auch eine Apotheke, die einzige in der Stadt. Das Vertrauen der Bürgerschaft hatte den Mann der ruhigen Einsicht und des weisen Urteils in den Rat der Stadt gewählt.

Auf ihr Klopfen an der Tür öffnete ihnen der alte Bruder Pförtner und ließ sie ein. Sie schritten über den weiten Hof auf das Klostergebäude zu. Alles war still, nur aus der Kapelle summte ein weicher Orgelton, mit

der Stimme eines messelesenden Priesters gemengt. Durch die niedrige Sandsteintür traten sie in den dunklen Flur, stiegen die Treppe hinauf und tasteten durch die Finsternis bis zu einer entlegenen Tür. Nachdem sie zu wiederholten malen vergeblich geklopft, öffneten sie und traten ein.

Es war eine enge, schmale Zelle, die sich öffnete, kahl und frostig, ärmlich und öde, wie die andern Zellen des Klosters. Spärliches Licht nur fiel durch die runden Bleischeiben des Fensterleins in den Raum, dessen ganzer Hausrat aus einem in der Mitte stehenden rohen Tisch, vier hochlehnigen, plumpen Stühlen, einem altersschwachen Betpult mit Kruzifix, einem kiefernen Wandschrank, einer kupfernen Lampe, einem tönernen Wasserkrug, einem erblindeten Stundenglas und einer elenden Bettlade bestand. Von der Wand aber schaute ein mit den Buchstaben L. K. versehenes, großes Ölgemälde hernieder, Bücher und schweinslederne Folianten lagen allerwärts herum, und in der Fensternische stand eine Laute.

An dem Tisch saß, die Füße wegen der Kälte mit wollenen Decken umhüllt, ein Mönch und schrieb. Er kehrte den Eintretenden den Rücken zu und schien ihr Nahen nicht gehört zu haben. So mußten sie ihn anrufen. „Grüß Gott, Herr Doktor!“ sagten beide zugleich.

Da wandte der Mönch das Gesicht herum, ein bleiches, abgemagertes Gesicht, aus dem die großen dunklen Augen geisterhaft herausschauten.

Er warf die Hülle fort und reichte den Ankömmlingen mit freundlichem Gegengruß beide Hände. „Seid mir willkommen, herzliebe Freunde! Eben gedachte ich Euer, mein Kranach, mitten im Studieren.“

„Auch ich habe Euer in diesen Tagen viel gedenken müssen“, versetzte Kranach, nachdem man Platz genommen. „Und dieses mein Gedenken ist mit Sorgen gemengt.“

„Aus was Ursach?“ fragte Luther ruhig.

„Es gärt etwas in der Stadt“, berichtete Kranach. „Etliche Eurer Beichtkinder, denen Ihr die Absolution versaget, sind gen Jüterbogk gelaufen und haben Euch bei Tetzel verklagt. Da hat dieser auf dem Markt einen Scheiterhaufen entzündet und mit großem Geschrei dräuende Reden wider Euch ausgestoßen, als wäret Ihr des Flammentodes wert.“

„Ist dies Eure einige Sorge, liebster Kranach?“ fragte Luther lächelnd. „Den Tetzel fürchte ich nicht, ob er auch noch so laut schreiet. Ja, ich bin des froh, daß er mir zürnet, so kommt doch sein schändlich und gotteslästerlich Wesen besser zu Tage.“

„Ihr achtet ihn zu gering, Herr Kollega“, fiel Amsdorf ein. „Er bekleidet das Amt eines apostolischen Ketzermeisters, hinter ihm stehet der Papst und alle Bischöfe.“

„Mit nichten!“ fiel Luther entschieden ein. „Der Papst und die Bischöfe wissen nicht, welch ein loser Vogel der Tetzel sei. Wo ihnen hinterbracht wird, welchen Greuel er mit dem Heiligen treibet, so werden sie sich nicht fürder zu ihm bekennen, sondern ihn verabscheuen und ihm das Handwerk legen. O schreie nur, Tetzel, lange schon bist du mir ein Ärgernis, und ich werde es an der Antwort nicht fehlen lassen.“

Kranach legte dem Doktor Luther die Hand auf den Arm und sah ihn angstvoll an. „Herr Doktor, ich bitte Euch, haltet ein, die Sache könnte Euch übel geraten! Gedenket doch, welchen Rumor Ihr schon erreget, da Ihr in der Kirche wider den Ablaß geprediget, gedenket zumal des Mißfallens, so unser gnädiger Kurfürst darob empfunden, der ja in seinem frommen Sinn die Schloßkirche mit so vielen Reliquien erfüllet und vom Papst so reichen Ablaß erwirket für diejenigen, so diese Heiligtümer anbeten.“

Luther erwiderte ernst: „Es ist mir leid, daß ich meinen gütigen Landesherrn betrübet, doch kann ich nicht wider die Wahrheit. Will Euch auch nicht verhalten, daß ich mich in der Sache bereits an die Bischöfe von Meißen, Naumburg, Merseburg und Zeitz gewendet, von denen indes die einen gelächelt, die andern die Achseln gezuckt.“

„Also seid auch Ihr still, Herr Doktor!“ bat Kranach inständig. „Mir ist so bang, als könnte der Handel übel auslaufen. Denket des Schicksals, welches Johann von Wesel getroffen, der um seiner Predigt wider den Ablaß willen im Kerker der Inquisition gestorben.“

Luther schüttelte entschieden den Kopf. „Solch Schicksal mag mich nicht schrecken. Sind es nicht so viele in dieser unsrer Zeit, deren Zorn das gottlose Treiben der Ablaßkrämer erwecket? Sie alle sind entrüstet, mag aber keiner der Katze die Schellen anhängen. So ist es Zeit, daß einer den Anfang mache. Ich will es tun, und so man mir darum an das Leben gehet, was ist an meinem elenden Leben gelegen, welches doch dem Tod verfallen? Ja, ich muß es tun, mein Gewissen würde mich verklagen, wo ich schwiege. Denn nachdem der Wolf mir in meine eigne Herde gefallen und die mir anvertrauten Schäflein verstöret, würde ich nicht als ein Mietling erfunden werden, so ich stille wäre und feig davonliefe? — Ich will ja auch nicht das ganze Bad ausschütten, will nicht wider die Sache des Ablasses selbst reden, sondern allein wider den Mißbrauch, den diese schamlosen Beuteldrescher damit treiben. Des wird der Papst und alle Bischöfe mir Dank sagen, maßen es zu Gottes Ehre dienet und zu Nutz der heiligen Kirche.“

Die Freunde schwiegen. Sie wußten diesen Gründen und dem mannhaften Nachdruck, mit welchem Luther dieselben aussprach, nichts entgegenzusetzen. Aber das Herz blieb ihnen doch beklommen, und sie verließen den Doktor mit dem innigen Wunsch, daß Gott ihn schützen und bewahren möge.

Die ganze folgende Nacht brannte in Luthers Zelle die Lampe, und auch den folgenden Tag saß der Doktor an seinem Tisch und studierte. Die ganze Welt um sich her vergessend, an Speis und Trank nicht denkend, versenkte er sich in die Lehre der Kirche vom Ablaß, mit der er sich bisher nur wenig beschäftigt hatte. Die Feder knarrte in der eilenden Hand, und sowie ein Blatt beschrieben war, holte es der Knecht Hans Grünebergs in die Druckerei ab. So saß Luther abermals bis in die Nacht hinein und dachte nicht ans Schlafen und auch kaum ans Essen. Der erste Strahl der aufgehenden Sonne, der sich schüchtern in die stille Zelle schlich, fiel auf den Scheitel eines Beters und auf einen halben Häring nebst einem Glas Wasser. Er hatte stundenlang mit Gott gerungen wie Jakob, er hatte in der Zwiesprache mit dem himmlischen Vater sein Herz fest gemacht. Als er sich nun erhob, sprach aus den leuchtenden Augen der heilige Trutz des in Gott gegründeten Muts, die majestätische Ruhe gläubiger Zuversicht.

Zweierlei zu tun war er entschlossen: er wollte erstlich in einer nochmaligen Predigt vor dem Ablaß und der in dem Treiben der Ablaßprediger liegenden Gefahr warnen und zweitens die Gelehrten zu einer Disputation über den Ablaß herausfordern, um im Meinungsaustausch mit ihnen über die Sache selbst noch klarer zu werden. Er wollte auf diese Weise seine Zweifel und Bedenken öffentlich aussprechen und die Sache überhaupt zu öffentlicher Verhandlung bringen, möchte auch ein Kampf darüber entbrennen. —

Es war der Tag vor Allerheiligen, der 31. Oktober, da die Wittenberger Schloßkirche das Jahresfest ihrer Weihe beging und großen Zulaufs gewärtig war, denn hier war einem jeden Gelegenheit geboten, durch andächtiges Betrachten der ausgestellten Reliquien reiche Ablaßspende zu gewinnen. Wer an allen den neunzehn Altären der Kirche seine Andacht verrichtete, ging heim mit dem Gnadengeschenk von 500 000 Tagen Ablaß. Auch die Professorenschaft pflegte den Tag zu benutzen, um durch Thesen, an die Tür der Kirche angeschlagen, eine Disputation über irgend eine strittige Frage der Wissenschaft zu veranlassen.

Ehe noch das Volk zur Messe in der Schloßkirche herbeiströmte, läuteten die Glocken der Stadtkirche. Auf der Kanzel erschien der Doktor Luther. Er redete über das Evangelium von Zachäus. Die Menge folgte

den gewaltigen Worten wie immer mit der andachtsvollsten Hingebung, immer größer aber wurden die Augen, immer gespannter die Mienen, als er bald auf den Ablaß zu reden kam, indem er ausführte, daß Gott bei dem Menschen nur das Herz suche und nicht etwas Äußeres. Ein demütiges, bußfertiges und heilsbegieriges Herz, das sei der rechte Gottestempel. „Lasset euch darum", sprach er, „nicht verführen zu Hochmut und Selbstgerechtigkeit, wie solches heutzutag geschiehet, sonderlich durch die Ablaßprediger. Was der Papst ihnen aufgetragen, das ist ja wahr und gut, sie aber mengen die Wahrheit mit Lügen und betören dadurch die Seelen. Das Schwerste und Beste: die Buße, lassen sie dahinten und dringen allein aufs Zahlen, sagend, man könne mit dem Geld nicht allein der zeitlichen Kirchenstrafen, sondern auch der ewigen Pein ledig werden. Solches ist Schalkheit und Trug des Teufels. Der Papst kann mit seinem Ablaß nicht ablassen, was Gott dem Sünder dräuet, sondern allein, was er selbst von kirchlichen Genugtuungen aufgeleget. Darum sehet euch vor vor den falschen Propheten!"

Nach beendetem Gottesdienst stand das Volk noch lange in Gruppen auf den Straßen und steckte die Köpfe zusammen. Was man vernommen, das war ihnen wie ein Schlag ins Gesicht.

Kaum hatte sich die Menge verlaufen, da stand derselbe Mönch, der erst von der Kanzel geredet, vor der Tür der Schloßkirche und nagelte an dieselbe ein großes Papier. Man hörte die Hammerschläge, achtete ihrer aber nicht. Die dahergestürmt kamen, dachten: Soll wohl wieder einmal eine Zänkerei unter den Gelehrten statthaben, — und gingen achtlos weiter.

Tiefen Ernst aber auf dem bleichen, übernächtigen Gesicht und wundersames Feuer in den himmelwärts gerichteten Augen schritt der Mönch mit dem Hammer davon und murmelte betend: „Dein ist die Sache, o Herr; so hilf, laß wohl gelingen!"

Dreizehntes Kapitel.

Es schlägt ein.

Mit ausgelegter Lanze stand der Recke auf dem Kampfplatz und wartete der Kempen, die sich stellen sollten zum Turnier.

Er wartete umsonst, kein einziger ließ sich blicken. In Wittenberg blieb alles still, aber siehe, draußen in der Welt gab's einen gewaltigen

Rumor. Allenthalben wirbelte der Staub auf, denn allenthalben stand das Volk um die fünfundneunzig Thesen des Wittenberger Mönches, welche, unzählige male deutsch nachgedruckt, in alle Windrichtungen hin geflogen waren. Nach vierzehn Tagen waren sie durch das ganze deutsche Reich verbreitet, und nach sechs Wochen kannte man sie schon hinten in der Türkei, wußte keiner, wie's zugegangen war.

Die Wirkung war eine ganz außerordentliche. Das Wort war gesprochen, welches Tausenden und Tausenden auf der Zunge geschwebt, der Bann war gebrochen, der auf den Gemütern gelastet.

Aber war's nicht eigentlich seltsam, daß die fünfundneunzig Streitsätze Luthers solches Aufsehen machen konnten? Luther selbst war darüber im höchsten Maß erstaunt. Er hatte das nicht erwartet und noch weniger beabsichtigt, wie er denn auch dem Erzbischof von Mainz ganz treuherzig ein Exemplar der Thesen nebst einem untertänigen Schreiben zugeschickt hatte. Die Thesen traten ja so leis und sanft, sie tasteten die Lehre der Kirche vom Ablaß durchaus nicht an, sie setzten die oberste Autorität des Papstes als etwas Unumstößliches voraus und wendeten sich nur gegen die mit dem Ablaß verbundenen Mißbräuche, gingen den Ablaßpredigern zu Leibe, welche absichtlich Verwirrung anrichteten, indem sie die Hauptsache: die Reue und Buße, als etwas Gleichgültiges beiseite schoben und alles Gewicht auf das Zahlen legten.

Aber freilich, daß es jemand gewagt hatte, diesen schamlosen Mißbrauch an den Pranger zu stellen und den tyrannischen Beuteldreschern die Zähne zu zeigen, das war's, was Eindruck machte und die Herzen dem kühnen Mönch zujauchzen ließ.

Auf dem Turnierplatz also wagte keiner sich dem herausfordernden Ritter zu stellen, aber aus dem Hinterhalt kam Pfeil auf Pfeil geflogen. Auf eine Disputation wollte niemand sich einlassen, man achtete es für angemessen, über die Thesen ohne weiteres das Verdammungsurteil zu sprechen und ihren Verfasser zu verfluchen. —

Es war an einem Januartag des Jahres 1518, als Lukas Kranach mit einem andern Herrn, dem Wittenberger Ratsschreiber Philipp Reichenbach, zu Luther in die Zelle trat. Mit ihnen zugleich schritt ein Klosterbruder über die Schwelle und überreichte dem Doktor ein Päcklein. „Dieses alles ist gestern eingegangen, Herr Doktor", sagte der Mönch. „Aus sieben Städten sind Nachdrucke der Thesen gekommen."

„So gehet denn der Handel noch immer weiter!" rief Luther, nachdem er die Eingetretenen begrüßt. „Anfangs war ich des froh, maßen ich

daraus ersah, wie man allerwärts im Reich vom Ablaß denket, und daß man allein aus Furcht bis anher geschwiegen. Jetzo aber denke ich anders: es ist mir nicht mehr lieb, daß man die Thesen nachdruckt, denn sie zum ersten doch gar nicht für das Volk geschrieben sind und zum andern noch zu viel Unsicheres enthalten. Heute würde ich sie nicht mehr also schreiben, denn ich mittlerweile durch fleißiges Forschen tiefer in die Sache eingedrungen bin und erkannt habe, daß nicht bloß der Mißbrauch zu tadeln, sondern die Sache selbst wider Gottes Wort sei. Habe mir derhalben vorgesetzt, zu meinen Thesen lateinische resolutiones oder Erläuterungen für die Gelehrten zu schreiben und alsdann noch eine deutsche Schrift über den Ablaß für das Volk ausgehen zu lassen."

Die beiden Männer sahen Luther betreten an, und Kranach erwiderte ihm: „Tuet das nicht, Herr Doktor! Nachdem sich auf Eure Herausforderung zur Disputation niemand gestellt, so lasset die Sache ruhen. Ihr habt das Eure getan und könnt zufrieden sein, daß dem Tetzel die Petersilie verhagelt ist und das Volk ihn mit Knütteln von dannen getrieben. Wo Ihr nun abermals in das Wespennest stächet, so möchte Euch das übel bekommen, denn in Tetzel fühlt sich der ganze Dominikaner-Orden beleidigt, in dessen Händen die Inquisition liegt. Haben sie doch bereits etwas ersonnen, das wie Vergeltung und Rache aussiehet."

„Was meinet Ihr?" fragte Luther.

Kranach fuhr fort: „Soeben ist ein Freund zu mir gekommen, der mir aus Frankfurt an der Oder seltsame Kunde bringet. Bruder Tetzel ist allda zum Doktor der Theologie ernannt worden."

Luther lachte hell auf. „Kranach, welch einen Bären habt Ihr Euch aufbinden lassen! Tetzel Doktor der Theologie? Das wäre ja ein Schimpf auf die Wissenschaft."

„Freilich wäre es das", versetzte Kranach, „dennoch ist es Wahrheit. Unfähig, selbst die Thesen der Disputation abzufassen, hat sich der Tetzel solche von dem Doktor Wimpina anfertigen lassen. Daraufhin ist er, obwohl er in der Disputation übel bestanden, mit dem Doktorhut geschmücket worden. Merkt Ihr nicht, was das bedeuten soll? Es ist ein Schlag gegen Euch."

„Ein Schlag, der an dem Ziel vorbeigeht!" lachte Luther in guter Laune. „Und dem Tetzel wird der Doktorhut nur neuen Spott eintragen."

Indem ging die Tür auf, und der Klosterbruder brachte ein neues Paket.

Luther entfernte den Umschlag und las die Aufschrift, da verfärbte er sich plötzlich und trat einen Schritt zurück. Er hatte die Worte gelesen: Magister sacri palatii.

Was war das? Eine Schrift aus Rom? Eine Schrift von dem Palastminister des Papstes? Sprach durch ihn der heilige Vater selbst? Hatte der oberste Richter der Christenheit, der Stellvertreter Christi, sein Urteil gesprochen?

Kranach und Reichenbach hatten den plötzlichen Umschlag in der Stimmung Luthers bemerkt, und der letztere fragte schüchtern: „Ist böse Kunde eingelaufen, Herr Doktor?“

Luther, der inzwischen das Papier entfaltet und einen flüchtigen Blick hineingetan, erwiderte zerstreut: „Der Papst hat gesprochen, zwar nicht selbst, aber durch einen seiner vornehmsten Diener.“

„Da haben wir's!“ riefen Kranach und Reichenbach mit stockendem Atem.

Luther antwortete nicht. Er war ans Fenster getreten und überflog die kleine Schrift, da klärten sich langsam seine Züge, und zuletzt brach er in ein schallendes Gelächter aus. „Armer Papst, hast du keinen bessern Sachwalter, so bist du übel beraten. Gleichwie ein Bär tappet er daher in dem alten, rostigen Harnisch der scholastischen Theologie und gibt sich solche Blößen, daß der erste Stoß ihn daniederwirft. Soll ich dieses armselige Machwerk einer Antwort würdigen? Die Zeit wäre verloren. Was gilt's? Es ist gar nicht die Arbeit des päpstlichen Palastministers, es ist eine Spottschrift, von irgend einem Schalk ihm untergeschoben, ähnlich den Briefen der Dunkelmänner. Werde sie derhalben mit Stillschweigen übersehen und nun mit desto größerem Fleiß darangehen, meine Thesen sowohl den Gelehrten als dem gemeinen Volk zu erläutern.“

Die Freunde wurden nicht müde, ihm nochmals ihre Bedenken kundzugeben, erreichten aber damit nur, daß Luther in seinem Entschluß noch fester ward. So zogen sie sich endlich mit Seufzen zurück. —

Mit der ganzen Energie seines großen, starken Geistes warf sich nun Luther abermals auf das Studium der Kirchenlehre vom Ablaß, und je weiter er kam, desto mehr brach das Eis unter seinen Füßen, desto bodenloser erschien ihm die ganze Ablaßlehre. Die lateinischen Resolutionen waren bald geschrieben, dann machte er sich an die Abfassung der deutschen Schrift: „Sermon von Ablaß und Gnade.“

Er war damit noch nicht zu Ende, da kam ein neuer Pfeil geflogen, diesmal von der Hand eines Freundes, des Professors in Ingolstadt und

Kanonikus von Eichstädt Doktor Eck, eines gewaltigen Kempen, in der scholastischen Theologie bewandert wie wenige und in der Kunst des Disputierens seinesgleichen suchend, dazu mit einer wahren Löwenstimme begabt, um den Gegner, den er nicht zu überwinden vermochte, niederzuschreien. Auch er richtete seine Geschosse auf die Thesen Luthers und bediente sich dabei einer Art von Ausdrücken, die dem Angegriffenen das Blut ins Gesicht trieben. Er schimpfte ihn einen böhmischen Ketzer, einen frechen Aufrührer, einen schamlosen Verächter des heiligen Vaters. Und auf seinen Befehl mußten in dem ganzen Sprengel des Bischofs von Eichstädt die Pfarrer von den Kanzeln wider den „Ketzer" donnern und ihm drohen mit Bann und Scheiterhaufen.

Wieder erschien Kranach bei Luther. „Herr Doktor, gebet mir die Hand: ich bitte um Eure Verzeihung! Ich habe törlich gehandelt, da ich Euch bis anher zum Schweigen mahnete; jetzt, wo die ganze Universität für Euch einstehet, wo auch der Kurfürst Euch seine ganze Gunst zuwendet und Euch seinen mächtigen Schutz zusaget, erkenne ich, daß Gott es ist, der Euch berufen, zu reden und zu zeugen wider das Verderben in der Kirche. Wohl war mir bange, da ich vernahm, daß Ihr in einer Ordenssache gen Heidelberg ziehen sollet, denn ich fürchtete die List und Nachstellung Eurer Feinde; nun aber bin ich getrost: Gott wird seinen Engel mit Euch senden, daß er Euch behüte auf Eurem Wege."

Luther drückte dem Freunde warm die Hand. „Habet Dank, viellieber Lukas! Solche Rede tut mir sanfte und machet mich noch getroster. Ja, ich will meine Stimme noch lauter erheben, will auch getrost gen Heidelberg ziehen, nicht sowohl vertrauend auf den Schutz, den mir der Kurfürst beut, als auf den Beistand des, in dessen Namen ich das Werk angehoben." —

Am Morgen des 11. April zog Luther in der Gesellschaft eines Ordensbruders und eines kurfürstlichen Geleitsmanns, Namens Urbanus, von dannen, und am 15. Mai traf er wohlbehalten in Wittenberg wieder ein. Seine Gefährten wußten nicht genug zu erzählen von dem Eindruck, den der tapfere Mann überall gemacht, von den Ehren, die ihm erwiesen, von der Bewunderung, die ihm gezollt worden. In der Tat war die Reise für Luther von großer Bedeutung: sie diente dazu, die Vorurteile gegen ihn zu zerstreuen und seinen Ruf weiter auszubreiten. Namentlich eine im Kloster gehaltene Disputation über den Augustinus und seine Theologie lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn. Mochten auch die alten in der scholastischen Theologie verknöcherten Magister zu seinen Ausführungen be-

deutlich den Kopf schütteln, die Jugend fiel ihm um so begeisterter zu. Und der Pfalzgraf schrieb an den Kurfürsten von Sachsen: „Doktor Martin Luther hat sich mit seinen Disputationen also geschickt gehalten, daß er nit ein klein Lob Eurer Universität gemacht hat; ward ihm auch ein großer Preis von vielen gelahrten Leuten nachgesagt.“ —

Herr Grüneberg, der Drucker, bekam nun viel zu tun, und bald flog der „Sermon von Ablaß und Gnade“ in die Welt. Man riß sich darum, daß sehr schnell eine neue Auflage nötig ward, und jedermann sah den Fortschritt in der Erkenntnis der Wahrheit, den der unermüdliche Forscher gemacht. Hatte er bisher den Papst als die oberste Autorität der Kirche gelten lassen, so schränkte er das jetzt ein und sprach es offen aus, der Papst stehe unter der Schrift. Was der Papst in Übereinstimmung mit der Schrift und Vernunft von sich gebe, das wolle er annehmen, das andere aber lasse er seinen guten Wahn gewesen sein.

Der Schrift über den Ablaß ließ Luther bald eine Predigt über den Bann folgen, vielleicht in Vorahnung dessen, was ihm drohte. Das war ein Schlag in das Gesicht der Bischöfe, welche mit dem Bann keinen geringeren Unfug trieben wie Tetzel mit dem Ablaß, indem sie denselben anwendeten als Mittel zu eigennützigen, gewinnsüchtigen Zwecken. So hatte z. B. ein reiches Handlungshaus in Bremen von einem Edelmann die Summe von 9000 Gulden zu fordern. Da der Schuldner sich nimmer zum Zahlen bequemte, wandte sich das Haus an den Bischof. Der zahlte demselben 6000 Gulden, dafür übernahm er die Schuld in der Gewißheit, daß er sie bald eingetrieben haben werde. Und es gelang ihm auch sehr leicht: der Bann, welchen er über den Edelmann verhängte, war ein wirksames Mittel, denselben zum Zahlen zu treiben, und der Bischof steckte 3000 Gulden in die Tasche.

Luther stellte dieses nichtswürdige Treiben an das Licht und belehrte das Volk über das wahre Wesen des Banns, benahm ihm die Furcht davor, indem er ausführte, daß dadurch kein Mensch von Gott und seiner Gnade geschieden werde, sondern nur von der äußern Kirchengemeinschaft, und daß der Bann dem Betroffenen, recht betrachtet, kein Schade sei, sondern ein Gewinn, indem er durch solchen Rutenstreich der Mutter Kirche, der den Leib und das Leibliche treffe, getrieben werde, das Heil seiner Seele desto fleißiger zu schaffen.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel schlug diese im Druck ausgegebene Predigt in die Kreise der höhern Geistlichkeit ein. Man war erbittert auf den frechen Bettelmönch, der es gewagt hatte, ihnen das wirksamste Schreck-

mittel aus der Hand zu reißen und den Fronvögten des armen Volks den Arm zu lähmen. Den Bettelmönch aber focht diese Wut der Bischöfe nicht mehr an: die Zeit des Bangens und Schwankens war vorüber, sein Herz war fest geworden, und das Geschrei der Feinde, die Drohung der Inquisition mußte nur dazu helfen, daß er immer trutziger für die Wahrheit in die Schranken trat.

Vierzehntes Kapitel.

Ein feindlicher Anschlag.

„Sei mir gegrüßt, mein lieber Raffael! Wie lange hast du mir dein Angesicht entzogen!“ Mit diesen, in dem herzlichsten Ton gesprochenen Worten begrüßte an einem Julimorgen des Jahres 1518 Papst Leo X. einen jungen Mann von zartem Körperbau und mädchenhaft lieblichem, von langen, dunklen Locken umwalltem Gesicht.

„Nicht eher wollte ich vor Euer Heiligkeit erscheinen“, antwortete der Eingetretene, „als bis ich die Kunde von der Vollendung meines Gemäldes bringen könnte.“

„Zauberer, so hast du schon den letzten Pinselstrich getan?“ fragte der Papst im Ton der größten Überraschung. „O komm, mein lieber Sohn, führe mich hin zu der neuesten Meisterschöpfung deines Genius!“

Raffael errötete bescheiden. „Ich bitte Euch, heiliger Vater, Ihr wollet mit dem Urteil an Euch halten, bis Eure Augen geprüfet.“

Die beiden schritten durch eine endlose Reihe von Gemächern des päpstlichen Palastes, bis sie zu einem von Säulen getragenen Saal kamen. Raffael blieb in der Tür stehen und erhob schweigend den Arm. Des Papstes Augen leuchteten in Entzücken, als sie die Madonna erblickten, welche gegenüber an der Wand hing, vom Strahl der Morgensonne getroffen und in ihrem Licht erglühend. „O du Begnadeter der heiligen Jungfrau!“ rief er nach einigen Augenblicken stillen Hinblickens begeistert, indem er dem Künstler die weiße, weiche, fette Hand auf das lockige Haupt legte. „Ja, du magst ihr Bildnis malen, denn du gibst wieder, was in dir lebt, du edle, fromme Seele.“

„Selig Ihr, heiliger Vater“, erwiderte Raffael ablenkend, „daß Ihr, den Künsten hold, durch Eure Gunst und tiefes Verständnis die Künstler zum

fröhlichen Schaffen begeistert. Was in mir schlummerte, Ihr habt es erst geweckt, und wer weiß, ob es ohne Euch jemals erwacht wäre!"

„Schmeichler", sagte Leo lächelnd, „dein Genius ist dir von Gott gegeben und erwecket, dem allein sage deinen Dank. Doch du hast recht: meine Seele lebt und webt in der Kunst, und ich bin froh, daß ich in der Lage bin, die Künste zu pflegen und mit Künstlern Umgang zu halten. O laß uns deinem Bilde näher treten, daß ich mich daran erquicke."

Er wollte sich eben in Bewegung setzen, als ein Geräusch im Hintergrund ihn zum Umsichblicken bewog. Er erkannte den Palastminister Silvester Mazzolini, und seine Stirn zog sich in Falten, während seinen Lippen eine Unmutsäußerung über die unliebsame Störung entfuhr. „Was führet dich zu mir?" fragte er dem sich Nahenden entgegen.

„Die Sorge um das Heil der Kirche", war die Antwort.

Der Papst preßte die Lippen aufeinander und warf auf den Palastminister einen stechenden Blick. Was fragte der Lebemann, dem der päpstliche Purpur nur als Mittel diente, um von Reichtum umglänzt den Wissenschaften und Künsten zu leben, was fragte er nach dem Heil der Kirche, deren Glaubenssatzungen er kaum verstand? „Hat dein Spürsinn etwa einen neuen Ketzer entdeckt?"

„Es ist an dem einen genug und übergenug, heiliger Vater."

„Du meinst den deutschen Bettelmönch? Wie hieß er doch?"

„Martinus Luther nennt er sich."

„Hm! Ich erinnere mich seiner Thesen wieder und dazu der Resolutionen, so er uns zuzuschicken die Gnade gehabt. Ein feiner Kopf! Sollte Kardinal werden oder Palastminister, dann hätten wir auch Ruhe vor ihm."

Silvester biß sich auf die Lippen. Schon wieder schlug der Papst diesen Ton an, diesen leichtfertigen, gleichgültigen Ton, schon wieder verriet er, daß er für die Kirche kein Herz und kein Interesse habe. Silvester streifte den Maler mit einem feindseligen Blick und sagte dann, zum Papst gewendet: „Um Ruhe vor ihm zu bekommen, gäb' es wohl ein besser Mittel. Man ist zu sanft mit ihm gefahren, man — — —"

„Laß mich in Frieden!" rief der Papst in höchster Ungeduld. „Ist nicht unser Legat beim deutschen Reichstag mit Verhaltungsmaßregeln wider den Ketzer versehen?"

„Dieses eben ist es, was mich zu Ew. Heiligkeit führt", antwortete Silvester. „Das Bemühen des Kardinals Cajetanus, dem Ketzer den Schutz des weltlichen Armes zu entziehen, ist vergeblich gewesen."

Der Papst wurde aufmerksam und zog die Stirn in Falten. Die Nachricht, daß sein Abgesandter auch in dieser Sache nichts ausgerichtet, machte ihm Verdruß. War er doch schon in hohem Grade aufgebracht über den übeln Erfolg, den derselbe in den weltlichen Händeln gehabt hatte. Es handelt sich nämlich um eine Türkensteuer, welche die deutschen Stände bewilligen sollten. Der alte Kaiser Maximilian, welcher es mit dem Papst nicht verderben durfte, um mit dessen Hilfe seinem Enkel und Erben Karl von Burgund die deutsche Krone zu sichern, war kräftig für die Steuer eingetreten, die Stände aber, welche überzeugt waren, daß das Geld wohl zu ganz andern Zwecken dienen sollte und die wahren Türken wohl in Italien zu suchen seien, hatten den Antrag auf Bewilligung nur mit lauten Klagen über den päpstlichen Stuhl und dessen unerträgliche Erpressungen beantwortet, ja es wollte den Anschein gewinnen, als wolle sich das deutsche Reich kirchlich und national von Rom losreißen, wie der Versuch dazu schon ein Jahrhundert früher von den Bischöfen von Trier und Mainz gemacht worden war. Diese Gedanken beschäftigten den Papst und verdüsterten ihm die Stimmung. Mit der Türkensteuer war er bei den deutschen Ständen durchgefallen — sollte er nun auch mit der Ketzersache übel fahren?

Je länger er sann, desto unmutiger ward er. Der deutsche Bettelmönch hatte ihn bisher wenig berührt, er hatte die ganze Sache für ein nichtsbedeutendes Mönchsgezänk gehalten und beim Bekanntwerden der Thesen lächelnd geäußert: „Diese Sätze hat ein trunkener Deutscher geschrieben; lasset ihn nüchtern werden, so wird er sich eines andern besinnen.“ Nun war das nicht geschehen, im Gegenteil, der Bettelmönch hatte die Feder noch tiefer eingetaucht und noch größeren Lärm verursacht. Sollte das so weiter gehen? Wie konnte dieser Bettelmönch es wagen, den heiligen Vater in seiner Ruhe zu stören und ihn mit Streitigkeiten über den Glauben zu behelligen, die ihm bis in den Tod zuwider waren? Die vornehme Sicherheit schlug plötzlich um in leidenschaftliche Hast: der verachtete Bettelmönch wurde ihm jetzt zu einem Gegenstand des Ingrimms, und seiner päpstlichen Allmacht gedenkend, fragte er mit verändertem Ton den Palastminister: „Was begehrest du? Wie ist der Ketzer zu stillen?“

Aus Silvesters Augen zuckte ein schneller Blitz des Triumphs, aber er hielt an sich und sagte mit großer Ruhe: „Befehle Ew. Heiligkeit, daß hier in Rom ein Ketzergericht zusammentrete!“

„Bei welchem du zugegen bist?“ fragte der Papst mit bedeutsamem Lächeln. „Es sei! Das aber befehle ich dir: es sei das letzte mal, daß der elende Ketzer mir die Ruhe stört.“

Silvester verneigte sich ehrerbietig vor dem Papst und eilte dann mit teuflischem Lächeln davon.

* *
*

Im Speck, dem Lustwäldlein bei Wittenberg, ergingen sich in lebhaftem Gespräch drei Männer: die Professoren Karlstadt, Amsdorf und Luther. Es war ein warmer Augustabend, die Sonne hatte sich schon schlafen gelegt, und am Himmel ward ein Sternlein nach dem andern angezündet.

„Ich mag es euch nicht sagen", fing Luther an, „welche Freude ich empfinde über die Botschaft, daß es dem Kurfürsten gelungen, den Magister Melanchthon für Wittenberg zu gewinnen. Fürchtete schon, die Leipziger würden ihn uns wegschnappen, und es ist mir hinterbracht, daß sie vor Neid bersten möchten."

„Dazu sie auch wohl Ursach haben", fiel Karlstadt ein, „denn wie ein Mirakel erscheinet der Mann, der bereits im siebzehnten Lebensjahr Magister geworden und jetzt als Einundzwanzigjähriger mit seinem Ruhm die Welt erfüllet. Der hohe Geist soll freilich in einer elenden Hütte wohnen, man sagt, der Magister erscheine wie ein schwaches Knäblein."

„Laß ihn nur kommen", sagte Luther fröhlich, „wir wollen seiner schon pflegen und warten. Eines nur macht mir Sorge: Wittenberg ist zur Stunde schon zu eng für die Massen der Studenten, so sich herzudrängen; was soll es werden, wenn Melanchthon noch größere Scharen herbeizieht?"

„Da muß der Kurfürst Rat schaffen", meinte Amsdorf, und Luther fuhr fort: „Keiner wartet wohl des Magisters mit größerer Sehnsucht denn ich; denn ich will auch sein Schüler werden und von ihm noch besser Griechisch lernen. Hei, das soll eine Wonne werden, wenn uns diese Sonne leuchtet!"

Die beiden andern erquickten sich innerlich an der kindlichen Freude des großen Mannes, der ohne eine Anwandlung von Neid dem weltberühmten Kollegen entgegensah und in seiner Demut sich des Glückes freute, zu seinen Füßen sitzen zu dürfen.

Karlstadt wollte eben eine darauf bezügliche Bemerkung machen, als Amsdorf plötzlich stehen blieb und ausrief: „Da ist er wieder! Es ist ein sonderbares Zeichen. Was mag uns der Herrgott damit sagen wollen?"

Alle drei Männer hoben die Augen auf, da sahen sie ihn wieder, den Kometen, der sich schon mehrere Wochen am Himmel gezeigt hatte.

„Man stehet allenthalben mit Fragen und Sorgen", bemerkte Karlstadt ernst, „denn großer Dinge Vorbote ist solch ein Himmelslicht."

„Der Kaiser ist ein alter Mann", warf Luther hin. „Er fühlet sein Ende nahe, hat sich derhalben auch schon seinen Sarg zimmern lassen und führet denselbigen allerwegen mit sich. Auch gen Augsburg auf den Reichstag soll er ihn mitgenommen haben. Gott schenke uns nach diesem Herrn einen, der in des alten Fußtapfen wandelt!" —

„Nun endlich finde ich Euch, Herr Doktor!" rief unvermutet eine Stimme in der Nähe, und man erkannte einen Klosterbruder, der ganz verstört drein schaute. „Mit Schmerzen habe ich nach Euch gesuchet."

„Aus was Ursach?" fragte Luther schnell. „Du schaueſt drein, als wär' ein Unglück geschehen."

„Botschaft aus Rom ist eingegangen!" keuchte der Mönch.

Die drei Professoren fuhren zusammen und blieben eine gute Weile stumm: der Schrecken hatte sie gelähmt.

Luther war der erste, der das Wort fand. „Was begehret man von mir?" fragte er mit halber Stimme.

Zögernd antwortete der Mönch: „Daß Ihr binnen sechzig Tagen in Rom erscheinet!"

„Hilf Gott!" schrie Karlstadt außer sich, und Amsdorf taumelte gegen einen Baum, während Luther wie erstarrt stehen blieb. Totenstille herrschte in dem Kreis, nur durch der Bäume Wipfel ging ein leises Rauschen wie Geistergeflüster.

Wieder war es Luther, der sich zuerst zurechtfand. „Ich höre das Gebrüll des Löwen!" sagte er mit harter Stimme. „Ja, Leo, ich verstehe deine Gedanken. Rom hat der Kerker viele, da mögen Ketzer stille werden."

„Ihr dürft nicht hin!" rief Karlstadt leidenschaftlich. „Himmel und Erde werde ich in Bewegung setzen! Der Kurfürst darf's nicht leiden, daß man ihm die Leuchte seiner Hochschule auslöscht!"

Amsdorf fiel ihm bei und redete von Spalatin, dem kurfürstlichen Hofprediger und Luthers Herzensfreund, der müsse seinen ganzen Einfluß beim Kurfürsten geltend machen.

Luther hatte seine Ruhe wiedergewonnen. Er dankte den Freunden für ihre liebende Fürsorge und erklärte: „Nach Rom gehe ich nicht. Verantworten will ich mich, aber auf deutschem Boden. Zuvor aber will ich dem Herrn Sylvester Antwort geben auf seine Schrift, so er wider mich hat lassen ausgehen, daß er sich nicht beschwere über Nichtachtung seiner Person." —

Man kehrte nach der Stadt zurück, und die Freunde verabschiedeten sich. In dieser Nacht noch schrieb Luther die Entgegnung auf die Schrift des päpstischen Palastministers und schickte sie nach zwei Tagen bereits in die Druckerei. Sie ging hinaus in die Welt, sie ward abermals mit heißer Begierde gelesen, und gewaltigen Eindruck machte allenthalben die Erklärung ihres Verfassers: „Die Strafe der Kirche wird mich nicht von der Kirche abscheiden, wenn nur die Wahrheit mich mit der Kirche verbindet. Lieber will ich, wenn du also fortfährst, von dir und deinesgleichen verflucht und gebannt, als mit dir gesegnet sein. ... Willst du jemand erschrecken, so suche dir einen andern!“

Friedrich III., der Weise.

In gespannter Erwartung gingen die folgenden Wochen hin. Auf der Freunde Drängen hatte Luther den Kurfürsten um sein Dreingreifen gebeten, aber nimmer wollte ein Bescheid eingehen. Man wußte nur, daß der Kardinal Cajetan von Rom eine zweite verschärfte Mahnung erhalten habe, das „Kind der Bosheit“ einzufangen und auszuliefern. In Wittenberg hatte man ja keine Kunde, in welch verfänglicher Lage der Kurfürst sich zu Augsburg auf dem Reichstag befand. Für den Störer des kirchlichen Friedens offen Partei zu nehmen durfte er unter keinen Umständen wagen. Wußte er doch, daß der päpstliche Legat beim Reichstag den Auftrag habe, Martin Luther samt seinen Anhängern gefänglich einzuziehen und wohlverwahrt nach Rom zu schicken, desgleichen, daß diejenigen mit den schwersten Strafen bedacht werden sollten, die den Martinus und seine Anhänger auf irgend eine Weise hausen oder herbergen oder demselben Rat, Hilfe, Beistand,

Vorschub oder Gunst, öffentlich oder heimlich, selbst oder durch andere leisten würden. Was war da für den Kurfürsten zu machen? Sollte er trotzen? Das ging gegen sein Gewissen. Sollte er Luther aufgeben? Das brachte er noch weniger übers Herz. Der Papst seinerseits drängte in ihn, den „Sohn der Bosheit und Verächter Gottes", der auf den Schutz seines Landesherrn poche, aufzuheben, um sich nicht selbst der Ketzerei schuldig zu machen; andrerseits aber durfte es Leo nicht mit dem Mann verderben, dessen Macht und Ansehen im Reich er nur zu gut kannte; und er trug sich schon mit dem Gedanken, durch das Geschenk der goldenen Rose ihn sich zu verbinden.

Man hieß Friedrich von Sachsen den „Weisen", und daß er diesen Ehrennamen nicht mit Unrecht trage, davon zeugte die Art, wie er sich aus dem heiklen Handel herauszuwickeln verstand. An einem der letzten Septembertage ritt ein kurfürstlicher Eilreiter in das Elstertor von Wittenberg herein und stieg vor dem Augustinerkloster ab. Bald gab's in der Stadt ein frohes Aufatmen: der Kurfürst hatte es durchgesetzt, daß Luther nicht nach Rom ginge, sondern auf deutschem Boden, vor dem päpstlichen Legaten auf dem Reichstag zu Augsburg unter kaiserlichem Schutz verhört wurde.

In glutrotem Fackelschein leuchteten am Abend dieses Tages die Fenster des Augustinerklosters, und im Hof stand es Kopf an Kopf. Die Studentenschaft mit sämtlichen Professoren war erschienen, den geliebten Mann zu ehren, ihm ihre Mitfreude über die günstige Wendung seines Schicksals auszusprechen und ihm von neuem zu versichern, daß die ganze Universität einträte für ihr Haupt und ihre Krone. Und einer der Professoren nahm das Wort, um in begeisterter Rede solchem Herzempfinden Ausdruck zu geben. Es war Philipp Melanchthon, welcher, am 25. August in Wittenberg eingetroffen, mit Luther schnelle Freundschaft geschlossen und sich dem Gewaltigen mit Leib und Seele ergeben hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Mönch und Kardinal.

In Augsburg gab's am 7. Oktober einen großen Menschenauflauf, da es hieß: der Mönch von Wittenberg nahet. Man wollte ihn sehen, den heldenkühnen Mann, der ausgesprochen hatte, was keiner gewagt. — Er

kam zu Wagen daher an der Seite seines Freundes, des Augustinerpriors Link von Nürnberg, der ihm eine neue Kutte hatte borgen müssen, da die seine zu schäbig war. Anfangs zu Fuß reisend, hatte er, durch Krankheit geschwächt, drei Meilen vor Augsburg einen Wagen nehmen müssen.

In seiner Seele war ein Streit zwischen Todesahnung und Siegesgewißheit. Freund Link verhielt sich schweigend, nachdem er auf seine Mitteilungen von der Besorgnis der Freunde aus Luthers Mund die Antwort erhalten: „Meinet Ihr, daß unser Herr Christus nicht auch in Augsburg sei und über seine Feinde herrsche? Es lebe Christus und es sterbe Martinus!"

Auf allen Gesichtern malte sich Spannung und Teilnahme, mit Sorge gemischt. Am Tor empfingen ihn zwei Räte seines Kurfürsten, von Feilitzsch und Rühel, nebst dem Augsburger Patrizier Doktor Konrad Peutinger und gaben ihm das Geleit zum Karmeliterkloster, dessen Pforte sich ihm gastlich öffnete.

Sofort mußte in Luthers Auftrag ein Bote zum Kardinal, seine Ankunft zu melden.

„Eilet Euch nicht allsosehr, Herr Doktor", sagte Peutinger freundlich ernst, „denn zuvor wird es not sein, Euch zu unterweisen in der Art, wie man sich einer Eminenz gegenüber zu gehaben und der Worte zu gebrauchen habe."

In der Tat war solche Unterweisung hoch nötig bei dem deutschen Bauernsohn, dessen Welt bisher die Zelle und das Katheder war, der nie Gelegenheit gehabt hatte, mit einem so hohen Herrn zu verkehren. Auch ließ man ihn nicht eher zu dem Kardinal, als bis von seiten des Kaisers der Schutzbrief eingeholt war. Man hatte den Kardinal bereits kennen gelernt und achtete diese Vorsicht für geboten.

Luther saß in seiner Zelle und hatte mit Mühe eine müßige Stunde erhascht, um einem Freund zu schreiben. „In der ganzen Stadt redet man von mir, und alle wollen den Herostratus sehen, der solch einen Brand angefacht habe. Ich gehe dahin mich opfern zu lassen, wenn es dem Herrn gefällt. Lieber will ich zu Grunde gehen als widerrufen."

Noch vergingen mehrere Tage im Warten, denn die Freunde warnten ihn dringend, nicht ohne kaiserlichen Geleitsbrief vor den Kardinal zu treten, von dessen Tücke sie schon seltsame Proben hatten; der Kaiser aber befand sich gerade auf der Jagd — so mußte man Geduld haben, bis dessen Brief einging.

Am 12. Oktober war's, als Luther vor dem Kardinal Cajetan erschien. In seinem vollen Ornat, prangend in Purpur, Samt und Seide, umgeben von einem Kreis hochgestellter, ebenfalls in stolze Pracht gekleideter Männer stand der Legat des Papstes in dem hochgewölbten Gemach vor einem erhöhten Sessel wie ein König. Wollte er mit dem Glanz seiner Würde dem Bettelmönch imponieren? Schon die ganze Zeit her war er in dieser Weise aufgetreten und hatte durch sein Vornehmtun sowie durch die Verachtung, mit welcher er auf alles deutsche Wesen herabsah, die Gemüter gegen sich gestimmt.

Der Mönch fiel vorgeschriebenermaßen platt auf die Erde nieder und richtete sich erst nach erfolgtem Wink des Kardinals langsam vom Boden auf. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als ihn da aus dem Purpur ein Gesicht voll Güte und Milde anschaute, und seinen Ohren wollte er nicht trauen, als er aus dem Munde des Herrn einen Ton vernahm, wie wenn ein Vater mit seinem Kinde redet. „Ich bin erfreut", fing er an, „den von Angesicht zu sehen, dessen Name die Welt erfüllt, indem ich die Hoffnung habe, aus der mündlichen Unterredung mit dir zu erfahren, daß du besser seiest als dein Ruf. Doch nicht um eine Disputation mit dir ist es mir zu tun, sondern allein um eine Belehrung und Mahnung, daß ich dich vor weitern unbedachten Schritten bewahre. Ein Dreifaches ist es, das ich dir im Namen Sr. Heiligkeit vorzuhalten habe. Zum ersten sollst du in dich gehen und deine Irrtümer widerrufen; zum andern sollst du geloben, solche in Zukunft aufzugeben, und zum dritten versprechen, daß du alles meidest, was die Kirche stören und verwirren könne."

Luther war einen Augenblick verblüfft. Wie stimmte der Inhalt dieser Rede zu dem Ton, aus welchem sie ging? — Er sah den Kardinal einen Augenblick mit seinen großen Augen fragend an, dann sagte er ebenso ehrerbietig als bestimmt: „Ew. Eminenz wolle mir vorerst kund und zu wissen tun, was das sei, darin ich mich geirret."

„In vielen Stücken", fiel der Kardinal schnell ein, „bist du fehlgegangen, welche alle aufzuzählen zu weit führen würde. Es genüge, zwei derselben nahmhaft zu machen. Du hast zum ersten gesagt, zum Sakrament gehöre der Glaube des Genießenden; ohne den Glauben wirke dasselbe nicht heilsam. Zum andern hast du geleugnet, daß das Verdienst Christi und der Heiligen der Schatz sei, daraus der Papst den Ablaß zu spenden vermöge. Beides ist wider die Lehre der Kirche und des Papstes."

„Darin habet Ihr recht", unterbrach Luther den Kardinal, „aber es ist nicht wider die Schrift." Und nun tat er seinen Mund auf und verteidigte

seine Meinung mit einem Feuer, daß der Kardinal, seinem Vorsatz ungetreu, dennoch in eine Disputation hineingerissen wurde, freilich oftmals unterbrochen oder eigentlich unterstützt durch das Gekicher und Gelächter seiner italienischen Umgebung, die mit unendlicher Verachtung auf den deutschen Barfüßermönch herabsah und für seine Ausführungen nur vornehmen Hohn hatte. Als dann Luther, der sich dadurch nicht im geringsten beirren ließ, entschieden erklärte: „Den ersten Punkt werde ich nicht widerrufen", brauste der Kardinal, seine Würde vergessend und aus seiner Rolle fallend, auf: „Mögest du wollen oder nicht, du mußt widerrufen, oder ich werde wegen dieses einen Punktes deine ganze Lehre verdammen."

Noch einmal entspann sich ein hitziges Wortgefecht, bis Luther in der Überzeugung, daß er auf diesem Wege mit dem eingefleischten Scholastiker zu nichts kommen werde, sich Bedenkzeit bis zum folgenden Tag erbat. Er erhielt sie und ward entlassen. —

Cajetan machte große Augen, als am folgenden Morgen in Begleitung des Mönchs nicht weniger als neun Herren erschienen: die sächsischen Gesandten von Feilitzsch und von Rühel, drei kaiserliche Räte, darunter Doktor Konrad Peutinger, der Generalvikar Doktor Staupitz, welcher gestern eingetroffen war, der Ratsherr Langemantel und der Domherr Adelmann von Augsburg nebst einem Notarius. Seine Befremdung wuchs noch, als Luther ein Schriftstück hervorzog und verlas, in welchem er der römischen Kirche pflichtmäßigen Gehorsam bis zum Widerruf gelobte, jedoch mit der Forderung, zuvor gehört und überwiesen worden zu sein. Er sei überzeugt, nichts gesagt zu haben, was wider die Schrift, die kirchlichen Väter, die päpstlichen Dekretalien und die Vernunft gehe; dennoch wolle er sich als ein irrtumsfähiger Mensch gern dem Urteil und der gesetzmäßigen Entscheidung der Kirche unterwerfen und seine Lehre der Universität Basel, Freiburg, Löwen oder auch Paris unterbreiten.

Der Kardinal wies ihn lächelnd ab, gab aber schließlich dem Drängen Staupitzens nach, welcher für Luther um die Erlaubnis bat, auf die gestern besprochenen Punkte eine ausführliche schriftliche Antwort einreichen zu dürfen. Damit endete die Audienz.

Tags darauf stand Luther, diesmal nur von Feilitzsch und Rühel geleitet, zum drittenmal vor dem päpstlichen Legaten und übergab ihm seine Antwort. Cajetan nahm das Papier mit geringschätziger Miene und versprach, dasselbe nach Rom zu schicken. Dann fuhr er fort: „Jetzund fordere ich dich noch einmal auf: Widerrufe, denn das ist der Wille des Papstes. Ich rede zu dir wie ein Vater — achte meiner Stimme, gib dich nicht dem

Teufel preis, der die Seelen äfft und in den Irrtum verstrickt. Wolltest du meiner freundlichen Mahnung nicht achten, es würde dich gereuen, denn ich trage in meiner Tasche die päpstliche Vollmacht, den Verweigerer des Widerrufs zu bannen. Du heischest eine Überweisung des Irrtums — wohlan ich will sie dir geben!"

Und nun entwickelte der Anhänger des Thomas von Aquino in fließender Rede die althergebrachte kirchliche Lehranschauung und schrie dabei so laut, daß Luther trotz mehrfacher Versuche ihn nicht zu unterbrechen vermochte. Als es diesem aber gar zu arg wurde, erhob er seine Stimme und überschrie den Kardinal: „Ew. Eminenz glaube nur nicht, daß wir Deutschen uns nicht auch auf die Grammatik verstehen. Auch was in den päpstlichen Dekretalien zu lesen, wissen wir so gut wie Ihr!"

Und nun brachte er durch seine weitere Rede den Kardinal ganz in Verwirrung. Den Italiener erfaßte ein Grauen vor den tiefen Augen, welche unter der Mönchskappe hervor aus dem bleichen, verhärmten Gesicht ihn anglühten, daß er wie abwehrend beide Arme von sich streckte und mit donnernder Stimme ihm zurief: „Geh und komm mir nicht wieder vor die Augen, du widerrufest denn!"

Luther warf auf den Vertreter des Papstes noch einen durchbohrenden Blick, dann ging er hochaufgerichteten Hauptes von dannen. —

Zwei Tage später traten Staupitz und Link zu Luther ins Gemach.

„Seid Ihr fertig mit der Appellation?" fragte der erstere, auf ein Schriftstück blickend, welches auf dem Tische lag.

„Bis auf den letzten Buchstaben", versetzte Luther. „Heute noch werde ich sie dem Notar übergeben."

Es war ein Appellation „von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst."

„Es ist gut", fuhr Staupitz fort. „Ihr habet nunmehr Eure Schuldigkeit getan, so eilet, daß Ihr von hinnen kommet! Unsers Bleibens ist allhier nicht länger. Auch wir beide werden entweichen, denn allerlei Anzeichen vorhanden sind, daß unsre Sicherheit gefährdet. So habet Ihr zwiefache Ursache, Eure Haut zu wahren. Wohl hat der Kardinal noch gar freundlich mit mir gehandelt und mir wollen einreden, er sei Euch im Herzen hold und wolle nichts lieber, denn daß Ihr aus der Irre zurückkehret auf den rechten Weg — weshalb ich Euch auch noch freundlich mahnen möchte, Ihr wollet nachgeben, was nachzugeben ist. Aber ich traue dem Welschen nicht, muß man vor ihm auf seiner Hut sein."

„Gehet in Gottes Namen", erwiderte Luther. „Ich möchte nicht, daß Ihr um meinetwillen in Fährlichkeit gerietet. Ich aber werde bleiben, bis meine Appellation die rechtliche Form erhalten, und warten, ob vielleicht der Kardinal mich nochmals vor sein Angesicht bescheidet."

„Gott schütze Euch, mein teurer Bruder!" sagte Link bewegt und reichte dem Freunde die Hand zum Abschied. Staupitz besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Ich wiederhole es: kommet dem Kardinal entgegen, soweit es Euer Gewissen gestattet", dann wandte auch er sich mit herzlichem Scheidegruß.

Zwei Stunden später erschien der Notar Gallus Kunigenter von Herbrechtingen in dem Karmeliterkloster in Begleitung zweier Priester als Zeugen. Er ließ sich die Appellation vorlesen und gab ihr dann durch seines Namens Unterschrift und das kaiserliche Petschier den gesetzlichen Vollzug. Bereits nach einer Stunde stand ein Volkshaufe vor der Tür des Doms und las begierig den Inhalt des Pergaments, welches eben von einem Vertreter des Rechtes angeheftet worden war.

Luther war der festen Überzeugung, es seien nur die Dominikaner und Scholastiker, welche ihn wegen seiner Lehre anfeindeten: dieselbe stimme mit der Lehre der Kirche und dem Papste vollkommen überein. Daß Leo X. selbst so denke wie Cajetan und die andern Widersacher, das hielt er für ganz unmöglich. Darum hoffte er von seiner Appellation an den Papst guten Erfolg.

Noch an demselben Nachmittag setzte er sich hin und schrieb nach Staupitzens Rat einen demütigen Brief an den Kardinal, in welchem er um Verzeihung bat für das, was er in der Hitze des Streites mit den Gegnern Ungebührliches gesagt haben möchte, und sich erbot, fortan zu schweigen, wenn auch seinen Widersachern der Mund verboten würde.

Der Brief ging an seine Adresse, aber es kam keine Antwort, und den Doktor Martinus gereute es jetzt, dem Staupitz nachgegeben zu haben.

Den Freunden Luthers ward bei diesem unheimlichen Schweigen bange. Sie argwöhnten einen heimlichen Anschlag der Welschen und drangen in Luther, die Stadt zu verlassen.

Am Abend des 20. Oktober ritten zwei Männer schweigend durch die Gassen nach dem Karmeliterkloster, welches hart am Stadttor gelegen war. An einer kleinen Pforte des Klostergartens machten sie Halt und stiegen ab. „Harre allhier mit den Rossen", flüsterte der eine dem andern zu und trat dann in den Garten ein. Er hüllte sich tiefer in den Mantel, denn die Nacht war rauh, und blieb lauschend in der Nähe des Klostergebäudes stehen. Nach einer Weile sprach er vor sich hin: „Sollte Langemantel noch nicht gegen-

wärtig sein? Oder sollte sich der Luther sträuben? Wehe ihm, er kennt die Welschen noch nicht!“

Wieder stand er und horchte, da rief's nach einer Weile halblaut: „Peutinger, Ihr?“ und der Vermummte eilte auf das erleuchtete Fenster des Erdgeschosses zu.

Drei Männer traten ihm entgegen und murmelten einen Gruß. Er schritt ihnen voran bis zur Gartenpforte, dann erfolgte ein kurzer Abschied, und der eine von ihnen wurde auf das ledige Roß gehoben.

„Du kennst doch den Weg genau, Jakob?“ fragte Langemantel den Stadtknecht.

„Herr, ich habe in Augsburg dreiundfünfzig Jahre das Pflaster getreten“, versetzte der Angeredete schier gekränkt.

„Nun denn mit Gott!“ sagte Langemantel. „Wird's aber auch gehen, Herr Doktor, ohne Stiefel und Sporen?“

„Seid ohne Sorge, Herr Senator“, war die Antwort. „Der Luther hat schon manchen sauren Ritt und Tritt getan.“

Noch ein warmer, kräftiger Händedruck, und die Zurückbleibenden standen lauschend, bis der Hufschlag der Rosse in der Ferne verhallt war.

Sechzehntes Kapitel.

Samtpfötchen.

In Wittenberg war man froh, daß man ihn wieder hatte, den man vergötterte, auf den man stolz war. Aber es war eine Freude mit Zittern. Man hatte ihn wieder, aber auf wie lange? Mit Rom hatte er verspielt, Roms Zorn hatte er wider sich entflammt — wie lange wird der Papst an sich halten, den erfahrenen Schimpf zu rächen? Ein Wink des Allmächtigen, und des Ketzers Leben ist verwirkt! Ein Federzug seiner Hand, und der Bann legt sich zermalmend auf den Frevler, der es gewagt, dem höchsten Herrn zu trotzen! Eine leise Andeutung seines Mundes, und der Dolch, das Gift des Meuchlers schleicht sich heran an den, dessen Beseitigung als eine Tat zur Ehre Gottes erscheinen mußte.

Es lag auf der ganzen Stadt wie Gewitterschwüle, man holte schwer Atem in der Erwartung dessen, was von Rom kommen sollte, und alles lag

den Doktor Martinus an mit Bitten und Flehen: „Fliehe von hinnen und verbirg dich — hier bist du deines Lebens nicht mehr sicher!“

Er wollte auch gehen — nicht aus Furcht, deren letzte Anwandlung er nach den Tagen von Augsburg überwunden, so daß er sich reckte in dem beseligenden Hochgefühl innerlicher Freiheit; nein, nicht aus Furcht wollte er weichen, sondern aus zarter Rücksichtnahme auf seinen Fürsten, den er nicht in seinen Handel hineinziehen, dem er keine Ungelegenheiten bereiten wollte. Wohin? das wußte er selbst nicht, er meinte aber, unter dem Himmel wäre viel Raum, und Gottes Auge stünde überall offen. Und dann wollte er nicht schweigen, sondern, aller Rücksichten entfesselt, seinen Mund nur noch weiter auftun, nur noch lauter zeugen von der Wahrheit, in deren Tiefen er inzwischen neue Blicke getan, so daß er zu seinem innersten Entsetzen erkannt hatte, wie in dem Gebäude der römischen Lehre sich ein Stein nach dem andern als morsch, ein Balken nach dem andern als faul erwies.

Am St. Katharinentag, den 25. November, bestieg er die Kanzel der Stadtkirche und tat abermals eine gewaltige Predigt. Darin sagte er: „Denket nicht, daß ich widerrufen werde, denn ich bin von der Wahrheit meiner Lehre überzeugt. Gott wolle allen meinen Feinden vergeben, wie auch ich ihnen von Herzen vergebe. Euch aber, ihr Lieben, ermahne ich in dem Herrn, ihr wollet kein Unrecht rächen, bei dem Evangelio aber festiglich bleiben und bereit sein, um desselben willen auch Schmach und Verfolgung zu dulden. Wenn ich eines Tages nicht mehr auf der Kanzel vor euch erscheine, so wartet meiner nicht, sondern denket: der Luther ist hinweg. Es wird mir schwer werden, von meinem lieben Wittenberg zu scheiden, aber ich tue es, weil's not ist, nicht um meinetwillen, sondern anderer wegen, denen ich Rücksicht schuldig bin.“

Unter diesen Worten war die Gemeinde in Weinen und Schluchzen ausgebrochen. Man hatte schon von dem Entschluß Luthers gehört, aber, so sehr man ihn auch selbst dazu gedrängt hatte, seine Erklärung wirkte doch geradezu erschütternd.

Es war Luthern wirklicher Ernst. Seine Angelegenheiten waren geordnet, in den ersten Tagen des Dezember gedachte er still von dannen zu ziehen.

Da — es war am vorletzten Tag des November — war in der Stadt eine allgemeine Bewegung. Die Bürger- und Studentenschaft rottete sich zusammen; man zog vor das Augustinerkloster, und wieder war's Melanchthon, der in aller Namen das Wort ergriff, um die Empfindung der Freude zu dolmetschen, welche die Herzen in Schwingung setzte. Von dem

Kurfürsten war nämlich der gemessene Befehl an Luther eingegangen: Du sollst nicht gehen, sondern bleiben und abwarten, was Rom tun wird! Und nun erklang der Name Luthers und des Kurfürsten in brausendem Heilruf durcheinander, und für ganz Wittenberg war dieser Tag ein Jubelfest.

Der Rausch ging aber bald vorüber und auf die ernüchterten Gemüter legte sich wieder wie ein Alp die Frage: Was wird Rom tun?

Wieder sah man in ängstlicher Spannung der Zukunft entgegen — nur der, dem das Herz am lautesten hätte klopfen sollen, indem i h m ja die Zornwut Roms galt, er wußte von Beängstigung nichts. Er saß auf dem Katheder und lehrte, er stand auf der Kanzel und predigte, als wäre gar nichts vorgefallen, ja mit noch größerem Eifer, mit noch freudigerem Mut denn je. Und in seiner Zelle saß er und studierte und rang sich von Erkenntnis zu Erkenntnis. Er wußte jetzt, daß es töricht gewesen sei, an den Papst zu appellieren, er blickte höher hinauf zu einem allgemeinen Konzil, dessen Spruch der Papst sich werde beugen müssen. In seiner Brust regte sich die Ahnung, daß Gott große Dinge in der Welt vorhabe, und daß dabei der Doktor Martinus eine Rolle spielen werde. Immer tiefer sah er die Kluft werden zwischen sich und dem Papst, zwischen der evangelischen Wahrheit und den Satzungen Roms, die er als eine zusammenhängende große Lüge erkannte. Der Stellvertreter Christi erschien ihm jetzt als der leibhaftige Antichrist, und ein Kampfesmut kam über ihn, der ihn schier verzehren wollte. An seinen Freund Link in Nürnberg schrieb er: „Viel Größeres noch denn bis anher will meine Feder gebären. Ich weiß nicht, woher mir diese Gedanken kommen. Aber dieser Handel, achte ich, hat kaum erst seinen Anfang genommen, statt daß er schon am Ende wäre, wie die großen Hansen in Rom hoffen."

„Lieber, habt Ihr's schon vernommen?" fragte an einem kalten Januartag des folgenden Jahres der Stadtschreiber Reichenbach den Herrn Lukas Kranach, als er mit diesem auf dem Marktplatz zusammentraf. „Rom hat gesprochen!"

„Was saget Ihr?" fragte Meister Kranach zusammenfahrend und erbleichend.

„Ihr wisset es also noch nicht, welchen neuen Weg der Fuchs einschlägt, das Häslein zu fahen?"

Kranach packte den Freund am Arm. „Haltet meine Seele nicht auf, redet deutlicher!"

„Wisset denn, Freund, daß der Papst seiner Kammerherren einen, den Herrn von Miltitz, einen geborenen Sachsen, gen Deutschland gesendet. Derselbe ist zu unserm Kurfürsten gekommen mit der Botschaft, daß er ein Zeichen absonderlicher päpstlicher Huld und Gnade mit sich führe: die geweihete goldene Rose, jenes Kleinod, damit der heilige Vater diejenigen Fürsten auszeichnet, welche sich durch treuen Gehorsam gegen den Herrn aller Herren vor andern hervortun."

„Ist's möglich!" rief Kranach. „O wie glückselig wird der Kurfürst sein! So ist ihm der langgehegte Wunsch seines Herzens nun doch noch erfüllet! — — Aber was in aller Welt mag den Papst bewogen haben, solche hohe Gnade demjenigen zuzuwenden, der doch durch Beschützung des als Ketzer verschrieenen Luther keinen sonderlichen Beweis von Gehorsam und Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl gegeben?"

„Das eben ist es", fiel Reichenbach ein. „Mit Speck fängt man Mäuse. Die goldene Rose ist der Judaslohn, um den der Kurfürst den Luther verraten soll. Um den Preis der goldenen Rose soll der Kurfürst seinem Untertan den Schutz versagen und ihn nach Rom ausliefern."

„Reichenbach!" rief Kranach außer sich. „Von wannen wisset Ihr dieses alles?"

„Von unserm Stadthauptmann", war die Antwort. „An ihn ist ein päpstliches Breve gekommen, dadurch er aufgefordert wird, dem Miltitz Beistand zu leisten, daß er die päpstlichen Befehle gegen den vom Teufel angestifteten Ketzer Luther frei und ungehindert vollziehen möge."

Kranach trat entsetzt zurück. „Hilf Gott! Weiß Luther schon um den Handel?"

„Ja, soeben habe ich es ihm vertrauet."

„Und was sagt er dazu?"

„Er ist ruhig und getrost, daß ich mich meiner Angst und Sorge schämen mußte."

„Es dränget mich das Herz, sein Angesicht zu sehen. Gehabt Euch wohl!" Damit schritt der Meister eilfertig über den Marktplatz dahin.

Auf dem kurfürstlich sächsischen Schloß in Altenburg saß an einem bitterkalten Januartag ein junger, etwa dreißigjähriger Herr in vornehmer Kavalierkleidung am Kamin und sah gedankenvoll in die prasselnden Flammen. Es war der Nuntius des Papstes, der Kammerherr Karl von Miltitz, aus Meißen gebürtig und seit drei Jahren am päpstlichen Hof. Auf seinem etwas

verlebten Gesicht lagerte eine leichte Unmutswolke, und die sonst so lebhaften unruhigen Augen waren verschleiert.

Er war in der Tat vom Papst gesendet, das „Kind der Bosheit" auf jeden Fall gefangen nach Rom zu bringen. Dazu sollte die goldene Rose ihm den Weg ebnen. Er hatte die Weisung bekommen, nichts ohne den Kardinal Cajetan zu tun, der aber hatte ihm Maßregeln anbefohlen, deren Undurchführbarkeit ihm immer klarer ward, je tiefer er in Deutschland eindrang. Denn er hatte erkannt, daß die Sache Luthers hier eine ganz andere Bedeutung habe, als man in Rom glaubte, hatte erkannt, daß mehr als zwei Drittteile der Deutschen zu dem Luther stünden, daß also mit Strenge und Gewalt nichts würde auszurichten sein. Der päpstliche Lohn für die glückliche Einfangung des Ketzerwilds schien daher dem Herrn von Miltitz immer zweifelhafter zu werden.

Da war ihm ein guter Gedanke gekommen: „Ich werde die Krallen einziehen und den Bären mit Samthandschuhen streicheln; ich werde den Ketzer still machen, aber auf eine andere Weise, als der Papst es will." So hatte er zuerst den Tetzel ins Gebet genommen, ihm wegen seines unverantwortlichen Auftretens die bittersten Vorwürfe gemacht und dem bereits vom Volk Verfehmten, in seiner persönlichen Sicherheit Bedrohten angekündigt, daß er dem Papst das Register seiner Sünden vor die Augen halten werde. Nicht im Verborgenen war dies Verhör geschehen, sondern Miltitz hatte Sorge getragen, daß der kurfürstliche Hof davon erführe. — Nun kam es ihm darauf an, mit Luther persönlich zu verhandeln, und der selbstbewußte, von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugte Mann sah sich schon in der Glorie des Siegers.

Er saß mit übergeschlagenen Beinen am Kamin und überlegte sich, was und wie er mit Luther reden solle, dessen Ankunft auf morgen angesagt war. Je näher das Ereignis rückte, desto beklommener ward ihm doch ums Herz, und seine gewohnte Zuversichtlichkeit wollte ihn schier verlassen. Er gedachte der Schilderungen, die man ihm allerwärts in Deutschland von dem Doktor Martinus gemacht, und er ahnte, daß er es mit einem überlegenen Gegner zu tun bekommen werde.

Schließlich aber brach das angeborene Naturell doch wieder bei ihm durch, daß er dem kommenden Tag mit gutem Mut entgegensah.

In der Frühe des 6. Januar rollte ein Wägelein in den Schloßhof, und eine halbe Stunde später standen sich Luther und Miltitz gegenüber.

Mit vollendeter Kavalierartigkeit ging der letztere dem Eingetretenen entgegen und reichte ihm lächelnd die Hand. „Seid mir willkommen, lieber

Herr Doktor! — Wie habe ich mich doch in Euch getäuscht! Einen alten Graukopf meinte ich zu sehen, der still hinterm Ofen sitzend allerlei gebrütet; nun aber sehe ich vor mir einen jungen, frischen, kräftigen Mann! So wird auch die Welt noch gar viel von Euch zu hören bekommen, was ihr zum Heil dienet, denn wo ein solcher Geist, wie Ihr, in die rechte Bahn gelenket wird, wie große Dinge mag er alsdann ausrichten! Wollet derhalben mir nicht gram werden, wenn ich das Bedauernis kundgebe, daß Ihr Eure großen Gaben in verkehrter Richtung hin angewendet. Durch Euch verleitet, hat das Volk zur Zeit eine falsche Meinung von dem Ablaß und achtet denselbigen gering. Doch will ich gern einräumen, daß der Erzbischof Albrecht und der Tetzel den größten Teil der Schuld tragen."

„Nicht Albrecht, nicht Tetzel", fiel Luther ein, „der Papst selbst trägt die Hauptschuld durch seine unersättliche Geldgier."

„Das ist ein hartes Wort, mein lieber Herr Doktor", versetzte Miltitz mit der Miene schmerzlichen Bedauerns. „Wäret Ihr, wie ich, am päpstlichen Hof bekannt, so würdet Ihr anders urteilen."

„Ich bin in Rom gewesen", warf Luther hin, „jedoch mit anderm Herzen gegangen als gekommen."

Miltitz schien diese Bemerkung überhört zu haben und fuhr in weinerlichem Tone fort: „Ach, daß Ihr durch Eure Thesen und Schriften solche Erregung der Gemüter angestiftet! Seit hundert Jahren hat in Rom kein Handel solche Not gemacht wie dieser gegenwärtige. Gern würde man dort zehntausend Dukaten geben, wenn derselbe könnte gestillet werden. Doch habe ich selbst gesehen und erkannt, daß allhier in Deutschland, wo einer auf des Papstes Seite stehet, allemal drei für den Luther sind. Herr Doktor, was will das werden? Ihr habet Wind gesäet — fürchtet Ihr nicht, daß Ihr Sturm ernten werdet? Ihr habet das Ansehen des heiligen Vaters erschüttert — ist Euch nicht bange, daß Euch solche Sünde möchte üble Früchte tragen? O daß Ihr Eurer Zunge wolltet Schweigen gebieten, auf daß die Ruhe und der Friede wiederkäme!"

„Ich will wohl schweigen, wenn man mich des Irrtums überführet hat", sagte Luther mit Ruhe und Festigkeit. „Der Kardinal hat es nicht getan, er hat mich nur zu Boden geschrieen. Dies ist nicht der Weg, darauf man mich zum Schweigen bringet. Erst soll man mir beweisen, daß ich geirret, alsdann will ich mich in meine Zelle verkriechen, und die Welt soll von einem Luther nichts mehr hören."

Miltitz rückte dem Doktor näher und legte ihm vertraulich die Hand auf den Arm. „Ihr fordert nichts Unbilliges. Der Kardinal hat Euch un-

recht getan, da er Euch unwiderlegt verdammet. So nennet mir einen angesehenen Theologen, dessen Urteil Ihr Eure Lehre unterbreitet, so will ich es erwirken, daß derselbe mit Euch handle."

Luther war erst mißtrauisch gewesen gegen den aalglatten Hofmann, der herzliche Ton seiner Rede aber und die Tränen in seinen Augen bewegten ihn, daß er gegen seine Forderungen zugänglicher ward und ihm den Bischof von Trier in Vorschlag brachte, doch mit dem Zusatz, daß er sich dem Urteil desselben nur dann unterwerfen werde, wenn er ihn mit Gründen der Schrift widerlegt hätte.

Dagegen konnte Miltitz nichts einwenden und fügte hinzu: „Ich verzichte jetzund auf die Forderung eines Widerrufs, wenn Ihr Euch herbeilasset, zum ersten einen Brief an den Papst zu richten mit dem Bekenntnis, daß Ihr zu scharf und hart gewesen, zum andern aber eine Erklärung an die deutsche Christenheit ausgehen zu lassen, darin Ihr dieselbe zur Ehrerbietung gegen die römische Kirche vermahnet."

„Ich will es tun", erwiderte Luther und empfing für diese Bereitwilligkeit einen warmen Händedruck von Miltitz, der aber dann gleich fortfuhr: „Noch eines muß ich Euch bitten: daß Ihr von allem weitern Streit abstehet."

„Auch dieses will ich tun", versetzte Luther, „falls auch meine Widersacher ihre Zunge schweigen."

Miltitz triumphierte innerlich. Er hörte schon die gnadenvollen Dankesworte des Papstes, er träumte sich schon in der Würde eines päpstlichen Palastpräfekten, dem heißersehnten Ziel seines Ehrgeizes. „Ihr dürfet noch nicht hinweg, vielwerter Herr Doktor", sagte er mit gewinnender Höflichkeit. „Ihr müsset mir noch bei Speis und Trank ein Stündlein schenken, denn großes Wohlgefallen habe ich an Euch gefunden, das will ich Euch nicht bergen."

Luther fühlte sich bei dieser übergroßen Zuvorkommenheit nicht wohl, mochte aber die Bitte nicht abschlagen und setzte sich dann mit dem päpstlichen Nuntius zu Tisch. Unter dem Essen und Trinken wurde auch er schließlich heiter und sprach noch manches freimütige Wort, welches der Gastgeber mit gleichem Freimut erwiderte.

Als man endlich aufstand, umarmte Miltitz seinen Gast und drückte ihm einen Kuß auf den Mund. „Das war ein fröhlicher Abend, Herr Doktor! Bin lange Zeit nicht so guter Dinge gewesen und danke Euch, daß Ihr mir dazu geholfen."

Noch einmal drückte er ihn an seine Brust und geleitete ihn bis zur Tür. —

Luther war wie im Traum. Hatte sich denn die Welt umgekehrt? War das der Vertreter des Papstes gewesen, der mit ihm gegessen und getrunken, der ihm geschmeichelt und mit Artigkeiten gedienet, der ihn geherzet und geküsset hatte? — Der Rausch verging aber sehr bald, und als am andern Morgen Spalatin, der Hofprediger, ihn fragte: „Nun, Martinus, was hat's gegeben?" da lachte Luther: „Eine lustige Zeche hat's gegeben mit Braten und Wein und viel Zuckerwerk zum Nachtisch." Ernster werdend erklärte er dann dem Freunde, er habe den Nuntius wohl durchschaut und gar deutlich die Krallen gesehen, welche unter dem Samthandschuh verborgen.

Nach Wittenberg zurückgekehrt, war Luther eben damit beschäftigt, seinen Versprechungen nachzukommen und zuerst eine Belehrung an das Volk über den Gehorsam gegen den Papst zu schreiben, als durch das Reich die Trauerboten meldeten: „Der Kaiser Max ist tot." Da gab es große Aufregung, sonderlich in Sachsen, wo alle Augen gespannt auf den Kurfürsten Friedrich gerichtet waren, ob er die ihm angetragene Kaiserkrone annehmen werde. — Der greise Fürst schlug sie aus und lenkte durch seinen Einfluß die Wahl auf des Verstorbenen Enkel Karl, auf diese Weise das Reich errettend vor dem Schicksal, eine französische Provinz zu werden, denn König Franz von Frankreich hatte, vom Papst unterstützt, alle Hebel in Bewegung gesetzt, deutscher Kaiser zu werden. —

Miltitz hatte inzwischen seine Sache weiter verfolgt. Von Koblenz aus, wo er mit Cajetan wieder zusammengetroffen, sandte er an Luther eine Einladung, sich vor dem Erzbischof von Trier zu gestellen. Er wartete umsonst: Luther hütete sich wohl, den beiden päpstlichen Vogelstellern ins Garn zu gehen, und warf sich wieder mit dem ganzen Ungestüm seines verzehrenden Eifers für den Herrn auf die Arbeit an der Universität und Gemeinde.

Siebzehntes Kapitel.

Ein hitziges Gefecht.

Drückend heiß lag die Julisonne auf der Welt, lechzend hingen an dem Weidengebüsch, welches vor dem Elstertor von Wittenberg die rechte Seite der Landstraße einfriedigte, die Blätter hernieder, und ermattet hatte

alles Getier des Feldes sich in des Waldes Schatten geflüchtet. Dichtgedrängt aber und der Gluthitze nicht achtend stand vor dem Tore der Stadt ein Menschenhaufe und ließ wartend die Augen die Straße hinabgehen. Ein Fahrender war zur Stadt hereingekommen und hatte gemeldet: „Sie nahen, in einer Stunde werden sie zur Stelle sein."

Die Erwarteten waren die Professoren Luther und Karlstadt, welche beide in Leipzig dem Doktor Eck von Ingolstadt in einer Disputation gegenübergestanden hatten. Luther war seines Schweiggelübdes enthoben worden, da die Gegner ihrerseits nicht Wort gehalten und wieder zu nörgeln angefangen hatten. Eigentlich sollte es nur eine Disputation gelten zwischen Eck und Karlstadt, welch letzterer in seiner vorwitzigen Weise den erstern gereizt hatte. Einen Mann wie Karlstadt aber für zu gering achtend hatte der stolze, übermütige Klopffechter von Ingolstadt den Luther mit Gewalt in die Sache hineingezogen, um durch die Überwindung dieses gewaltigsten Gegners desto größern Ruhm zu ernten.*) Am 23. Juni 1519 waren beide Herausgeforderten mit starkem Geleit aufgebrochen, und nun hatte man in Wittenberg begierig auf Kunde von Leipzig gefahndet. Da aber nur Ungewisses gemeldet worden war, so gab es in der Stadt große Unruhe, bis endlich, am 14. Juli, die Zeitung einlief, daß die Disputation zu Ende und die Streiter auf dem Heimweg seien. —

Man sollte aus dem Sonnenbrand bald erlöst werden, denn eine aufwirbelnde Staubwolke verkündete das Nahen der Ersehnten.

Umgeben von einem Schwarm mit Spießen und Hellebarden bewaffneter Studenten bewegten sich zwei offene Korbwagen daher. Der vordere hatte nur einen einzigen Insassen, den Professor Andreas Bodenstein von Karlstadt, in dem hintern saßen neben Luther der Magister Melanchthon und der zeitige Rektor der Wittenberger Universität, Prinz Barnim von Pommern.

*) Nachdem Karlstadt als Verteidiger Luthers den Ingolstädter Professor Dr. Johann Eck angestochen, hatte dieser alsbald 12 Gegenthesen ausgehen lassen und auf eine Disputation mit dem Widerpart gelauert. Als Luther diese Thesen zu Gesicht bekam, sagte er: „Auf den Sack schlägt man und den Esel meint man". Er sah die Thesen nicht sowohl gegen Karlstadt, sondern gegen sich gerichtet und fühlte nun, nachdem der Gegner das Schweigen gebrochen, sich ebenfalls seines Versprechens, den Mund zu halten, enthoben. Zum Überfluß erhielt er von Ecks eigner Hand die Erklärung: „Weil Karlstadt Eu'r Vorfechter ist, Ihr aber die Hauptperson seid, der diese meinem schlechten und geringen Verstand nach falsche und irrige Lehre durch das ganze deutsche Land ausgesprengt, so will es sich geziemen, daß Ihr selbst gen Leipzig kommet und entweder Eure Meinung verteidiget oder die meine umstoßet. Ihr sehet aus der überschickten Disputation, daß ich nicht sowohl wider Karlstadt, als wider Eure Lehren meine Sätze gestellt habe."

Die Geleitmannschaft, bei zweihundert stark, erhob ihre Wehr und jauchzte schon von ferne den Wartenden zu. Das nahm man für Siegeskunde und eilte frohlockend den Ankömmlingen entgegen, um sie im Triumph zur Stadt zu geleiten. —

Einige Stunden später, als schon der Abend etwas kühl geworden war, saß im Speck ein Haufe Studenten um einen ihresgleichen herum, der mit in Leipzig gewesen war und nun Bericht erstatten sollte.

„Der Anfang war nicht gut", hob dieser an, nachdem er sich durch einen guten Schluck Kuckuck gestärkt. „Denn als wir, zum Grimmaischen Tor eingefahren, an die Tür des Pauliner-Kirchhofs kamen, zerbrach der erste Wagen, darinnen Karlstadt saß, also daß derselbe herausfiel in den Kot der Gasse. Da hieß es in der Menge: ‚Das ist ein Vorzeichen! Dieser wird unterliegen, der andere aber obsiegen!'

Doch noch eine andere Rede lief unter dem Volk herum. Ich merkte wohl, wie vieler Augen finster grollend nach dem Luther gingen, und vernahm aus eines Bürgers Mund die Rede: ‚Dieser trägt an einem silbernen Fingerreif etwas Geheimnisvolles, das ist wohl gar ein Büchslein mit dem Teufel drin.' Darauf ein anderer erwiderte: ‚Will's glauben, Jörg; die alte Susanne in dem Thomasgäßlein will ja wissen, daß die Mutter dieses Mannes mit dem Teufel zu tun gehabt.'

Auch nachher hat der Doktor Martinus in Leipzig keine guten Tage gehabt. In keiner Kirche hat man ihn auf die Kanzel gelassen — nur in einem Saal hat er einmal predigen dürfen und damit einen solchen Sturm erregt, daß der Doktor Eck sich gedrungen fühlte, eine Predigt nach der andern zu tun, um den Eindruck der Rede Luthers zu verwischen. Und als Luther einmal in eine Kirche kam, wo Mönche die Messe hielten, da flüchteten diese eilig die Monstranz hinweg, als wäre der Ort durch die Gegenwart des Mannes entweihet worden. Und doch warf man ihm hernach vor, er habe unverantwortlicherweise den Gottesdienst versäumet!

Auch mit uns, seinen Begleitern, ist man gar übel gefahren. In die Herbergen, da wir lagen, drangen die Leipziger Studenten ein und überfielen uns mit garstigen Reden, bis wir ergrimmt mit unsern Wehren auf sie dreinschlugen. Da mußte der Rat gewappnete Bürger schicken, die Ruhe wiederherzustellen und aufrecht zu erhalten. — Auch fanden wir an der Tür der Thomaskirche einen Erlaß des Merseburger Bischofs angeschlagen, darinnen die Disputation aufs strengste untersagt war, dieweil abermals über den Ablaß sollte gestritten werden, darüber eine päpstliche Bulle doch schon endgültig entschieden habe."

„Wie ist die Sache dennoch zustande gekommen?“ fragte es aus dem Kreis.

„Durch den Willen des Herzogs Georg, der selber nach Leipzig gekommen war, der Disputation beizuwohnen. Er wollte, daß durch solch groß Ding seine Universität zu Glanz und Ansehen käme. Hatte derhalben auch, da die Räume der Universität zu eng, den größten Saal seines Schlosses, der Pleißenburg, räumen und aufs prächtigste herrichten lassen. — Montag den 27. Juni, am Tag der sieben Schläfer, frühmorgens hob die Sache an mit einer Begrüßung in der Aula der Universität und einer Messe in der St. Thomaskirche. Danach zog man in festlichem Gepränge nach dem Schloß, allwo wir abermals mit einer langen lateinischen Rede traktieret wurden, mühselig anzuhören. Erst am Nachmittag begann die Disputation, zunächst zwischen Eck und Karlstadt.“

„Was ist der Eck eigentlich für einer?“ fragte es aus der Menge der Zuhörer.

Der Berichterstatter nahm einen frischen Schluck und fuhr dann fort: „Nicht wie ein Doktor oder Professor erschien er uns, sondern wie ein Metzgerknecht, groß und vierschrötig, dazu mit einer Stimme wie eines Ausrufers oder Marktschreiers. Er besitzet eine geläufige Zunge, und was ihm an Schärfe des Verstandes abgehet, das ersetzet er einesteils durch ein gut Gedächtnis, andernteils durch eine weidliche Keckheit, welche er aber klug zu verstecken weiß. Dem gegenüber machte der kleine, schmächtige Karlstadt mit seiner dünnen Stimme einen bänglichen Eindruck, zumal derselbe durch den Aderlaß, dem er sich infolge seines Unfalls hatte unterziehen müssen, am Leibe noch mehr geschwächet war. Dazu kam, daß er sich in seiner Sache nicht recht sicher fühlte und von seinem Gedächtnis unterschiedlich im Stich gelassen ward, so daß ihm Melanchthon mit beschriebenen Zetteln zu Hilfe kommen mußte. So war vorherzusehen, daß es dem Armen übel ergehen würde, da er mit Eck über die göttliche Gnade und den freien Willen disputierte. Trotzdem zog sich der Kampf hin und ward zuletzt so ermüdend, daß ihrer viele entschliefen. Um so wackerer aber wurden die Augen, als endlich am Tag St. Ulrich, den 4. Juli, der Doktor Martinus das Katheder bestieg. Daß ich das allhier einfüge: es war der nämliche Tag, wo Bruder Tetzel, der Ablaßkrämer, nicht weit ab im Dominikanerkloster einsam und verachtet sein Leben aushauchte. — Alles reckte in größter Spannung die Köpfe und war schier verwundert, als Luther heitern Antlitzes, ein Rosensträußlein in der Hand, seinem Gegner gegenübertrat, und ich hörte einen Leipziger Professor gegen seinen Nachbar äußerte: ‚Sehet da, wie leicht-

fertig und keck er eine so große und heilige Sache anhebet, als ging's zu einem Schmaus oder zum Würfelspiel.' Bald jedoch wandelte sich diese Meinung, da Luther, die mächtigen Flammenaugen starr auf den Widersacher richtend, mit großem Ernst seine helle, klare Stimme erhob und erklärte, daß er diesen Streit nicht gesucht habe, sondern von seinem Widerpart mit Gewalt dazu gezogen worden sei. Und nun hob der Kampf an, zuerst über das göttliche Recht des Papsttums, darüber sich Luther, wie ihr wisset, zuvor schon in einer öffentlichen Schrift geäußert hatte, also, daß er darauf aus war, alle menschliche Autorität niederzureißen, alle päpstlichen Verordnungen als Christo widerstrebend umzuwerfen und alles nach der Schrift zu messen. Ihr möget denken, mit welcher Begierde alles harrte, ob er auch jetzt noch den Mut haben würde, bei solcher unerhörten Kühnheit der Behauptung zu verbleiben, und was er zum Erweis derselben vorbringen möchte. Sonderlich reckte der anwesende Herzog Georg den Hals, desgleichen der neben ihm sitzende junge Fürst Georg von Anhalt."

„Auch dieser war zugegen?" fragte jemand den Erzähler.

„O, es war überhaupt ein stark Gedränge der Einheimischen und Fremden. Auch von Böhmen war ein starker Haufe gekommen, den „neuen Hus" zu sehen, wie sie sagten, was dem Doktor Martinus von neuem üble Nachrede zuzog.

Den Anfang der Disputation machte Eck und sprach: ‚Zwei Kirchen gibt es, eine im Himmel, die triumphierende, und eine auf Erden, die streitende. Gleichwie nun die himmlische ein Haupt hat, Gott, also auch muß die irdische ein Haupt haben, den Papst.' — Alsobald fiel Luther ihm in die Rede: ‚Ja, eines Hauptes bedarf die Kirche, aber da sie nicht ein Reich von dieser Welt ist, so kann auch ihr Haupt nicht ein Mensch von Fleisch und Blut sein. Jesus Christus ist das Haupt seiner Gemeine, der himmlischen wie der irdischen. Wo ist das Recht, darauf der Papst seine Ansprüche bauet? Es lässet sich weder in der Schrift, noch bei den alten Kirchenvätern etwas finden, wie denn auch die ganze griechische Kirche ihn bis auf den heutigen Tag nicht als ihr Haupt erkennet.' Hier gab es in der Zuhörerschaft schon ein starkes Stutzen, und Eck mühte sich, den Gegner aus der Geschichte zu widerlegen, geriet jedoch, von dem in diesem Stück viel besser beschlagenen Luther gedrängt, gar bald ins Stolpern und wußte sich aus der Verlegenheit nur durch Unverschämtheit zu retten, indem er sagte, alle Griechen, auch die großen griechischen Kirchenväter, seien Erzketzer. Und nun wand und krümmte er sich lange hin und her, daß ich ihm nicht mehr zu folgen vermochte, bis er schließlich abspringend und einen Seitenhieb führend sprach: ‚Ähnliche Sätze,

wie Ihr aufstellet, Herr Doktor, hat schon das Konzil von Kostnitz als pestilenzialische Irrtümer des Hus verdammet. Ihr seid in die Pfade des böhmischen Erzketzers geraten, wie man ja auch schon höret, die Böhmen seien voller Freude, daß ihre Ketzerei wieder aufkomme.'"

„Der freche Gesell! der Bösewicht!" riefen die Zuhörer in voller Entrüstung und machten einen solchen Lärm, daß der Berichterstatter eine Weile schweigen mußte. Als endlich wieder Ruhe geworden war, fuhr er fort: „Luthers Wangen überzog bei diesen Worten Ecks ein dunkles Rot. Er war entrüstet über die Bosheit, damit ihn Eck mit den Hussiten, diesem Greuel der Menschheit, diesem Schrecken der Welt in einen Topf warf und ihn sonderlich beim Herzog Georg in Verdacht bringen wollte, dessen Lande ja durch das Sengen und Brennen der Hussiten am meisten gelitten haben. So rief er mit gellender Stimme: ‚Wollet Ihr mich auch zu einem Patron der Böhmen machen, wie andere Schalke? Niemals habe ich gebilliget, daß diese sich von der Kirche losgerissen, maßen das wider die Liebe und die Einigkeit des Geistes ist.' — Es war inzwischen Mittag geworden, und das Gespräch ward abgebrochen. Als man um die dritte Nachmittagsstunde wieder begann, hatte sich der Luther den letzten Vorwurf Ecks überlegt, und er mußte inzwischen wohl eine andere Meinung von dem Hus bekommen haben, denn abermals auf die Sache zurückkommend sprach er: ‚Unter den Sätzen des Hus, so man als ketzerisch verdammet hat, sind etliche durchaus christliche und evangelische, als zum Exempel, daß es nur e i n e allgemeine Kirche gebe, zu welcher auch das gehöret, was von Rom nichts wissen mag, und daß die Seligkeit nicht abhange von dem Glauben an die Oberhoheit des Papstes.' Bei diesen Worten ging ein Rauschen durch die Versammlung, als eines fernen Windes. Die Köpfe reckten sich höher, und Herzog Georg, beide Hände in die Weichen stemmend, rief ganz laut: ‚Das walt' die Sucht!' Eck warf auf den Herzog einen schnellen Blick voll freudigen Triumphs, als habe er seinen Zweck erreicht, habe den Gegner in die Falle gelockt und ihn bei dem Herzog als einen Hussiten in Abscheu gebracht. So fuhr er nun mit größerem Mut und gröberer Stimme fort: ‚So wehret Ihr Euch also wider ein gemeines Konzil, nämlich das von Kostnitz, als welches doch eine lange Reihe von Sätzen des Hus verdammet hat! Und bald werden sich die verruchten Hussiten auf Euch berufen und sagen: Ei, hat das Konzil in diesen zween Stücken gefehlet, wie mag sein Ansehen überhaupt bestehen? Wonach soll man nun entscheiden, was eine Ketzerei sei, wenn nicht nach dem Papst und den Konzilien?' — ‚Nach der Schrift!' fiel Luther tapfer ein. ‚Die Schrift allein ist unfehlbar, denn sie ist Gottes Wort. Auch Konzilien können

irren, das sage ich nicht als der erste. Ihr aber, Herr Doktor, beweiset mir doch, daß ein Konzilium nicht irren könne, noch geirret habe, noch wirklich irre!‘ — Da fing Eck abermals an sich zu krümmen und zu winden und redete viel krauses Ding durcheinander, doch leuchtete aus seinen Augen wie ein höllisch Feuer die Freude und Befriedigung darüber, den Luther soweit getrieben zu haben, daß er den Ungehorsam gegen Papst und Konzil unter Umständen für Recht erklärte. — Sie haben hernach tagelang weiter gestritten über das Papsttum, die Buße und den Ablaß, bis daß es hieß: der Kurfürst Joachim von Brandenburg kommt von der Kaiserwahl in Frankfurt und will Raum haben zur Herberge. Da mußte man schweigen und weichen. Es war auch Zeit, man hatte der Worte genug gewechselt.“

„Ja, wer hat denn nun obgesiegt?“ fragte einer der Zuhörer.

Der Berichterstatter zuckte die Achseln. „Herr Eck ist, von Herzog Georg hochgeehrt, mit hochgerecktem Haupt von dannen gezogen und posaunet in die Welt hinein, er habe den Erzketzer geschlagen, während die Wittenberger stolz sind auf ihren Streiter und ihm die Palme reichen, desgleichen auch viele andere. Von Leipzig selbst haben ihm viele hochangesehene Männer die Hand gedrückt und sich zu ihm bekehrt. Luther selbst aber ist voll Unmuts und meinet, man habe nur die Zeit verschwendet, denn dem Eck sei es nicht um die Wahrheit zu tun gewesen. Das ist auch wohl richtig; ich aber meine, der Luther hat dennoch den Sieg gewonnen, denn er ist unter dem Streit selbst ein gut Stück weitergeführet worden in der Erkenntnis der Wahrheit und hat, von seinem Gegner gedrängt, ausgesprochen, was bis anher noch nicht aus seinem Mund gegangen. Was wird aus diesem Mund noch alles gehen! Wie ein Prophet des Höchsten erscheint er mir, der immer neue Offenbarungen empfähet. Gebet acht, große Dinge stehen uns bevor, und unser Doktor Martinus hebt die Welt aus ihren Angeln! Ich aber gehe mit ihm über Stock und Stein; und wer mit mir gleichen Sinnes ist, der hebe seinen Krug!“

Sämtliche Krüge stiegen empor, und aus aller Munde antwortete brausender Heilruf.

Achtzehntes Kapitel.

Vorwärts.

Am 26. November, da man schrieb 1520 Jahre nach Christi unsres Herrn Geburt, ging's in dem Haus des Bürgermeisters von Wittenberg Hieronymus Krapp hoch her. Um die mit köstlichen Speisen und Getränken, sowie mit zierlichen Schaugerichten besetzte Tafel saß eine auserlesene, zahlreiche Gesellschaft, und auf allen Gesichtern glänzte freudiges Behagen, von allen Lippen sprach des Herzens wärmste Empfindung.

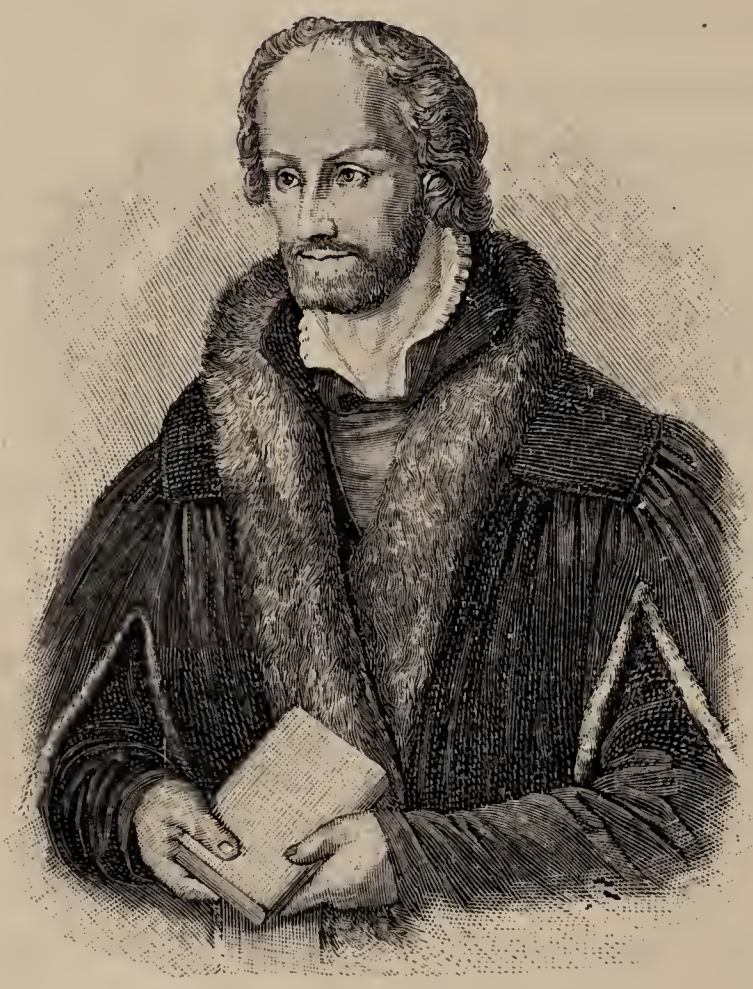
Es war in der Tat ein fröhliches Ereignis, welches zu der Ladung der Gäste die Veranlassung gegeben: Katharina, des Hauses liebliche Tochter, feierte ihren Ehrentag. Da saß sie an der Tafel in bräutlichem Schmuck und neben ihr in stiller Glückseligkeit der Mann, der sie sich zur Gefährtin des Lebens erkoren: der gefeierte, durch alle Welt berühmte und mit Ehren genannte Magister Philippus Melanchthon.

Außer den Blutsverwandten hatte der Hochzeitvater auch alles gebeten, was zu Wittenberg ihm in Freundschaft verbunden war, und der erste, vor welchem der Hochzeitbitter sein Sprüchlein aufgesagt hatte, war der Doktor Martinus. Mit stolzer Freude war dieser der Ladung gefolgt und hatte bei der Tafel den Ehrenplatz neben der Braut bekommen. Er verdiente ihn auch, das wußte jedermann. So war er auch der erste, der über Tisch den Mund auftat zum Trinkspruch.

„Unter allen Geladenen", sprach er mit schalkhaft lächelndem Munde, „kann heute niemand größere Freude haben denn ich, sintemal ich heute einer großen Schuld entladen worden. Ihr sollt nämlich wissen, daß ich seither bis an den Hals in Schulden gesessen, denn ich von dem Magister Philippus so viel empfangen habe, daß es nicht zu sagen, nicht allein, daß er mich in der griechischen Sprache unterwiesen, sondern auch in der Theologie ist der Jünger über den Meister gekommen, ob er gleich erst seit zweien Jahren in meine Schule gegangen; und siehe, der Meister lernet nun von dem Jünger. Über das alles hat er durch seinen sanften, stillen Sinn meinen rauhen ungestümen Poltergeist gezähmet und mich vor mancher Torheit und Unrecht bewahret. So hat er mich zu großem Dank verpflichtet, und schwer hat es allezeit auf mir gelegen, daß ich nicht fand, wie ich denselben sollte abtragen. Nun aber habe ich's gefunden. Siehe, viellieber Philippus, *für das alles, so ich von dir empfangen, schenke ich dir ein Weib!*

Denn das ist gewißlich wahr: mir hast du dasselbige zu danken, ohne mich äßest du noch einsam in deinem Stüblein und verdorrtest unter dem Studieren an Leib und Gemüt. Derhalben, so oftmals du dich deines Weibes freuest und schmeckest, welch eine köstliche Gabe dir damit gegeben worden, so gedenke mein und sprich: Der Luther hat mir zu dem Glück geholfen."

Da gab es herzfröhlichen Zuruf der Gäste, und die Becher leerten sich bis auf den Grund. Magister Philippus aber drückte hinter der Braut herum dem Freund mit Tränen die Hand und sprach: „Ach, was bin ich ein reicher Mann geworden! Ich habe ein Weib, holdselig als ein Maienröslein, und ich habe einen Freund, um den mich alle Welt beneidet."



Philipp Melanchthon. Nach Lukas Cranach.

„Oho!" rief Luther lachend dazwischen. „Die Papisten auch? Warte nur, du wirst noch Schimpf und Unglimpf genug erleben um des Luthers willen."

In diesem Ton ging das Gespräch weiter, und der Wein tat das seine dazu, die Herzen noch vollends zu erfreuen.

Als aber die festliche Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte, stand Luther auf und bat um den Abschied. Man wollte ihm denselben weigern, er aber blieb auf seinem Verlangen und meinte, zu viel der kostbaren Zeit sei ihm unter dem Genuß dahingegangen. So entließ man ihn.

Neben dem Brautvater saß ein naher Verwandter des Hauses, der Kaufherr Balthasar Vogel. Er hatte sich bisher schweigend verhalten und kein Auge von dem Doktor Martinus verwandt. Jetzt tat er einen lauten Seufzer: „Ach, daß er schon geschieden! Siehe, mir ist, als wäre ein Licht ausgegangen."

„Laß ihn, Balthasar", sagte der Bürgermeister, dem Klagenden die Hand auf den Arm legend. „Er hat größere Dinge zu tun, und zu viel schon haben wir ihm von seiner kostbaren Zeit geraubt. Ein wie großer Freund

der Geselligkeit er auch ist, man mag ihn doch nimmer lange halten. Er gehört uns ja auch nicht allein, dieser Mann gehört der ganzen Welt, und auf seiner Schulter liegt die Sorge für die ganze Christenheit. Der Papst tut's nicht, ihm ist am Heil der Kirche nichts gelegen; so muß Luther der Papst sein und die Herde Christi weiden. Ach Gott, was tut er alles! Zehn Männer können sich in seine Arbeit teilen, und ein jeglicher bekommt sein ausreichendes Teil. Ein Wunder ist es, wie er alles schaffet, der Mann mit dem gebrechlichen Leibe, der dreinschauet, als wäre sein Stündlein bald vorhanden. Aber man erkennet hier, daß Gott mit ihm ist und ihn mit seiner Kraft erfüllt. Sein Amt als Professor und Prediger nimmt schon eine ganze Manneskraft in Anspruch, denn er liefet und prediget täglich. Dazu wird er von allen Seiten um seinen Rat angelaufen, und das Briefschreiben raubt ihm auch noch ein gut Teil seiner Zeit. Über das alles aber forschet er in der Schrift, denn er hat nimmer Ruhe, bis er alles erkannt hat. Sein Vater ist ein Bergmann, so steiget auch er als wie ein Bergmann alle Tage in den Schacht des Wortes Gottes und fördert immer neue Goldbarren zu Tage.

Melanchthonhaus in Wittenberg.

Daran aber mag er sich nicht allein erfreuen, sondern, was er gefunden, das soll die ganze Christenheit erfahren. Derhalben sendet er ein Büchlein nach dem andern aus und zwar in deutscher Sprache, daß alles Volk es lese und verstehe. So hat er seit der Leipziger Disputation eine ganze Reihe von Sermonen ausgehen lassen: über die Ehe, über die Bereitung zum Sterben, über die Sakramente, über den Bann, über die guten Werke, auch über den Wucher. Die Feinde spotten seiner deshalb, daß er so kleine Dinge von sich gebe, und höhnen, er wäre großer Dinge nicht fähig. Er aber fraget nichts nach dem Gespött und streuet ruhig die Samenkörner weiter."

„Und diese Samenkörner gehen allerorten auf", rief Balthasar begeistert dazwischen. „Wer, wie ich, in der Welt herumkommt, der kann davon erzählen, wie der eine Mann im ganzen Reich die Gemüter beweget, daß schier kein Land, Stadt, Dorf oder Haus ist, da man nicht von dem Luther redet und Partei nimmt, entweder für ihn oder wider ihn. Und derer, die mit ihm sind, ist eine viel, viel größere Zahl als der Feinde. Sonderlich in der Stadt Nürnberg hat er der Freunde viel, und eitel edle, fürnehme Männer, als da ist Willibald Pirkheimer der Ratsherr, von dem auch eine Schrift ausgegangen: ‚Der abgehobelte Eck', und Lazarus Spengler, der Ratsschreiber, welcher gleichfalls eine geharnischte Schutzschrift für den Luther geschrieben. Auch Albrecht Dürer der Maler führet seinen Pinsel jetzund weniger fleißig, denn man trifft ihn über Luthers Büchern sitzend und sinnend. So sind nun auch die Humanisten, die vorerst über den Lutherschen Handel als über ein eitles Mönchsgezänk gelächelt und gespottet, jetzt anderer Meinung geworden und fallen dem Luther zu und helfen ihm mit flammenden Streitschriften wider Rom und werben um seine Freundschaft; ihnen allen voran Ulrich von Hutten, dessen Feder, noch spitzer denn sein Schwert, das Lob des Wittenberger Mönchs verkündet und sich in dessen Dienste zu stellen verheißen. Auch der große Erasmus, ob er gleich in seiner Vorsicht nicht offen Luthers Partei ergreifen mag, tadelt doch dessen Widersacher und redet von ihm mit der größten Achtung. — Noch mehr aber: auch der Adel und die Ritterschaft hat sich allerwärts erhoben und jauchzet dem Doktor Martinus zu, sonderlich der edle Franz von Sickingen, der schon in der Reuchlinschen Fehde sein Schwert für die Sache der Gerechtigkeit gezogen. Er hat dem Luther geschrieben: ‚Wenn dich der Bann des Papstes trifft, so sind die Mauern der Ebernburg stark genug, dich zu schützen, du Mann Gottes.' Gern erführe ich von euch, ihr Lieben, was der Luther dem Sickingen geantwortet."

Melanchthon nahm das Wort: „Nicht der edle Sickingen allein, auch der Ritter Silvester von Schauenburg hat dem Luther seinen Schutz angetragen: er wolle mit noch hundert andern Adeligen ihn vor seinen Widersachern schirmen, bis über seine Sache in rechter, christlicher Weise entschieden sei. Da er erfahren, daß Luther sich zu den Böhmen flüchten wolle, so beschwört er ihn, dieses um alles in der Welt nicht zu tun, sintemal er dadurch seiner Person sowohl wie seiner Sache den größten Schaden tun würde."

„Nun, wie hat er sich entschieden?" fragte Herr Balthasar begierig.

„Er hat", fuhr Melanchthon fort, „dem Hutten geschrieben, er setze

auf Sickingen und Schauenburg größere Hoffnungen als auf irgend einen Fürsten unter dem Himmel, denn sie haben ihn von Menschenfurcht freigemacht. Er wünsche, der Papst möchte es erfahren, daß der Luther vor allen seinen Blitzen nicht etwan in Böhmen, sondern mitten in dem Herzen Deutschlands Schutz finde und unter diesem noch ganz anders denn bis anher gegen Rom losbrechen werde."

„Sinnet er etwas Neues?" fragte Herr Balthasar Vogel dazwischen.

Melanchthons Gesicht ward plötzlich sehr ernst, und er sah eine Weile vor sich hin, dann sagte er, den Kopf langsam aufrichtend: „Ja, er ist einen großen Schritt weitergegangen. Hatte er sich mit seinen Streitschriften bis anher nur immer in der Verteidigung gehalten, so will er nun, in der Erkenntnis, daß damit der Sache kein Genüge geschehe, zum Angriff übergehen. Und da nun der geistliche Stand seine Pflicht nicht tut und ihn nicht hören mag, so will sich Luther an die Laien wenden, daß die sich der Sache annehmen."

„Was saget Ihr?" fragte Herr Balthasar verdutzt. „An die Laien will er sich wenden? Ist so etwas erhört? In der Kirche ist ja der geistliche Stand alles, die Laien dagegen sind nichts, haben nur zu gehorchen und zu schweigen, wie solches vielerorten im Bildnis dargestellt wird, da man die Kirche gemalet als ein Schiff, darin allein der Papst und alle Kardinäle, Bischöfe, Mönche und Pfaffen sitzen, während die Laien alle im Wasser um das Schiff her schwimmen und sich an die Seile klammern, so ihnen mitleidig aus dem Schiff zugeworfen werden, so daß ihrer etliche gerettet werden, die andern aber ertrinken. So wird denn die neue Schrift Luthers einen argen Rumor machen. Wie nennt er sie?"

„An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", teilte Melanchthon mit. „Schon bei dem Reichstag von Augsburg sind ihm die Augen aufgegangen über die maßlose Knechtung Deutschlands unter des Papstes Willkür, aber auch darüber, daß die deutschen Fürsten, solche unwürdige Behandlung erkennend, das Herz gehabt haben, dagegen zu protestieren und den Romanisten heimzuleuchten, welchen der Deutsche ein Tölpel, Dummkopf, Barbar und Bestie sein müsse. So will nun Luther an seinem Teil dem deutschen Adel helfen, sich auf sich selbst zu besinnen und Hand anzulegen, daß die große Wunde geheilet werde."

Herrn Balthasars Begierde wurde immer größer, und er fragte: „Wisset Ihr uns etwan zu verraten, Herr Magister, was er schreiben wird?"

Melanchthon erwiderte: „Er hat es mir in stiller Stunde vertrauet und wird mir nicht gram sein, wenn ich's vor der Zeit ausplaudere — wird

es doch die Welt gar bald erfahren. Es ist ein großes Wort, davor die Hölle beben muß. Aber er kann nicht fürder schweigen, die Zeit des Redens ist gekommen, sonderlich nachdem er aus der Schrift Huttens über Laurentius Valla einen neuen Blick getan in den Pfuhl von Lüge, Bosheit, Habgier und Verbrechen, damit der römische Stuhl sich jahrhundertelang beflecket, und auch Hutten selbst, in seinen Schriften den Schleier von der sündlichen Verdorbenheit Roms ziehend, das deutsche Volk zum Kampf gegen den Tyrannen, zum Streit um die Freiheit aufgerufen. Da er nun, wie alle Deutschen, auf den neuen Kaiser mit den besten Hoffnungen sieht, so hat er sich in einem Schreiben an diesen gewendet und ihn angefleht, der gerechten Sache seinen Arm zu leihen. Er begehre für sich keinen Schutz, wenn er der Gottlosigkeit und Ketzerei überführet werde; das nur erbitte er, daß seine Lehre, sie sei nun wahr oder falsch, nicht verdammt werde, es sei denn, daß sie zuvor gehört und überwunden worden. Was er dann weiter von den Fürsten und selbst von etlichen Prälaten vernommen, das hat in ihm die Hoffnung erweckt, daß die Stände, welche zu Augsburg sich gegen den Kaiser und Papst erklärt, auf dem nächsten Reichstag mit dem Kaiser für das Evangelium einstehen möchten. So will er nun zu dem gesamten christlichen Adel deutscher Nation ein Wort reden und einen Notschrei tun, ob sie nicht um Gottes willen wollten einstehen für die Not des deutschen Volks. Damit demselben nicht könne aufgeholfen werden, so haben, sagt Luther, die Romanisten drei Mauern um dasselbe hergezogen. Zum ersten: wenn man auf sie gedrungen sei mit weltlicher Gewalt, so haben sie gesagt: weltliche Gewalt habe kein Recht über sie, die geistliche Gewalt sei über die weltliche. Zum andern: wo man sie mit der heiligen Schrift habe strafen wollen, da haben sie dagegen gesetzet: die Schrift auszulegen gebühre niemandem denn dem Papst. Zum dritten: dräue man ihnen mit einem Konzil, so erdichten sie, es möge niemand ein Konzil berufen denn der Papst. Diese drei großen Lügen nun will Luther widerlegen, indem er sagt, zum ersten: die Priester seien nicht ein sonderlicher Stand zwischen Gott und Menschen, sondern alle Christen seien Priester, ein jeglicher könne für sich selbst zu Gott kommen und mit ihm reden, und die Geistlichen haben nur das Amt zu lehren und die Sakramente zu spenden. Zum andern, die Auslegung der Schrift anlangend, habe Christus gesagt: Sie sollen alle von Gott gelehret sein (Joh. 6, 45). So könne also ein geringer Mensch, wenn er ein rechter Christ sei, auch den rechten Verstand der Schrift haben, während der Papst, wenn er böse sei und kein rechter Christ, dieselbe nicht verstehe. Zum dritten: wo der Papst wider die Schrift handle, seien wir schuldig, der Schrift beizustehen wider den Papst

und denselben zu strafen, indem die christliche Gemeine, in einem Konzil zusammenkommend, den Papst richte. Zu dem Ende habe ein solch Konzil über alle die Punkte zu handeln, welche als Wunden, der Kirche von der Hand des Papstes geschlagen, zu Gott schreien, als zum Exempel die nichtsnutzige Ausbeutung der Deutschen durch den Ablaß und allen den Jahrmarkt mit geistlichen Gütern, den der Papst hält, um Geld zu gewinnen, das Müßiggängerleben der Mönche, das Gebot der Ehelosigkeit, den Beichtzwang, die Fastengebote, die Seelenmessen, den Bann und Interdikt, die vielen Heiligenfeste, die Wallfahrten, die Butter- und Meßbriefe und viele andere mehr, welches alles als Narrenwerk und fleischliche Verführung dahinfallen müsse. Derhalben es auch am geratensten sei, wenn die deutsche Kirche den Strick zerreiße, der sie an Rom binde, und auf eignen Füßen stehe. Dazu müsse vor allem das Evangelium aus der heiligen Schrift heraus gelehret werden und statt der unnützen Klöster müssen Schulen entstehen für die Gelehrten wie für das Volk, auch für die armen Mägdlein, welche anjetzo aufwachsen wie Unkraut. Und auch in den weltlichen Dingen müsse Wandel geschehen, sonderlich in dem Fressen und Saufen, dadurch wir Deutsche in fremden Landen ein so übel Geschrei haben. — Dieses und noch vieles andere gedenkt der Doktor gedruckt in die Welt zu schicken."

Alles hatte mit wachsender Spannung zugehört. Jetzt stand Herr Balthasar in großer Erregung auf und rief: „Hilf Gott, was will das werden? Mir wird auf einmal so bang! Ich sehe alles stürzen, ich sehe die Welt in Rauch und Flammen. Martinus, Mann Gottes, willst du dieses wagen? Willst du, dich nicht begnügend mit der Verteidigung, dem Löwen in den Rachen greifen? Mir schaudert, wenn ich daran denke: der arme Bettelmönch im Ringkampf mit dem Herrn der Christenheit! Aus dir redet die Wahrheit, aber — wird die Wahrheit den Sieg gewinnen? Wenn er sich nun in dem Kaiser und den Fürsten täuscht, wenn sie ihm nicht zufallen, sondern ihn allein lassen, was soll dann werden? O Gott, ich sehe ein groß Unglück, ich sehe über den Zeugen der Wahrheit das Schicksal des Johannes Hus kommen!"

Der Sprecher schüttelte sich wie im Fieberfrost, und seine Angst hatte sich auch den übrigen Anwesenden mitgeteilt. Sonderlich war es Melanchthon, der mit sich kämpfte, ob er nicht noch in der letzten Stunde den Freund von dem verhängnisvollen Schritt abmahnen solle.

Er verließ endlich die Tafel mit dem Vorsatz, morgen in der Frühe mit Luther zu reden. —

Als er sich der Zelle des Doktors näherte, hörte er durch die offene Tür schon von ferne das Kreischen der Feder.

Eine ganze Stunde weilte er bei ihm, dann brachte er den Freunden die Nachricht: „Ich bin zu spät gekommen: die Schrift an den christlichen Adel ist schon unter der Presse, und siehe, nachdem der Luther wider den Antichrist in Rom den ersten Posaunenstoß getan, lässet er alsbald einen zweiten folgen, indem er eine Schrift verfasset über das babylonische Gefängnis der Kirche. Ich habe ihm nochmals meine Sorge kundgetan, er aber hat mich ruhig angesehen und gesagt: ‚Rede mir nichts mehr darein, herzliebster Philippus! Der Geist treibet mich, ich kann nicht davider!‘ So mag er's denn in Gottes Namen tun, wir können jetzund nichts weiter als für ihn beten.“

Und der Magister faltete die Hände — ihm nach alle andern — und befahl in brünstiger Fürbitte den Propheten der Wahrheit dem Schutz des Allmächtigen. —

Und die Posaune ertönte zum andernmal, ja es erfolgte ein dritter Stoß in der herrlichen, alles seither Geschriebene überstrahlenden Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, und die Töne hallten durch die Welt und fanden überall, bei Fürsten und Adel, bei Bürgern und Bauern, ein lautes Echo, sie klangen auch bis gen Rom, und dem Papst gellten davon die Ohren, daß er rief: „Es ist genug — so geschehe nun, was geschehen muß!“

Neunzehntes Kapitel.

Gebannt.

Über die Alpen zog ein Mann im geistlichen Gewand. Er schien es sehr eilig zu haben, denn kurze Rast nur gönnte sich der Wegmüde. Er kam von Italien, sein Reiseziel war Deutschland. Er hatte da ein Wort zu sprechen, von dem er wußte, daß es keine Freude wirken würde, denn wie satanischer Triumph glühte es ihm in den Augen, und alle Fibern zitterten ihm, nur erst an Ort und Stelle zu sein.

Er kam geradeswegs von Rom und trug in seiner Tasche ein Geschenk des Papstes für den, den er, der sieggewohnte Doktor Eck, in Leipzig mit Worten nicht hatte zwingen können und mit seinen Schriften vollends nicht. Endlich war es ihm gelungen, seine rastlosen Bemühungen waren, nachdem er allen Widerspruch im päpstlichen Konsistorium überwunden, mit dem

schönsten Erfolg gekrönt worden: er hatte in der Hand das Geschoß, das seinem Widersacher Tod und Verderben bringen sollte, und die Aussicht auf Rache machte den Mann der niedrigen Denkungsart in fieberhafter Wollust erbeben.

Die Bombe kam geflogen und fiel mit fürchterlichem Krachen nieder in der Stadt Wittenberg. Der Papst hatte gesprochen, der Ketzer war gebannt! — —

Die ganze Stadt war wie gelähmt. Was man schon längst vorhergesehen — jetzt, wo es eintrat, weckte es doch Bestürzung und Entsetzen. Doktor Luther gebannt — ein furchtbares Wort! Luther von dem Papst verflucht und aus der Kirche gestoßen — war's nicht so? Schied ihn nicht der Stellvertreter Christi von der Gemeinschaft der Gläubigen und übergab ihn dem Satan?

Peinvolle Stille lag wie ein Nebel auf der Stadt, niemand wagte dem Gebannten unter die Augen zu treten: es war die natürliche Scheu vor dem Unglück, was einen jeden zurückhielt. Doch siehe, da erschien er selbst, der Gebannte, vor den Freunden. Nicht Furcht war's, was aus seinen starren Augen, aus seinen zuckenden Lippen sprach, es war Zorn, heiliger Zorn über den gotteslästerlichen Unglauben, welcher in der päpstlichen Bulle sich das Ansehen des Glaubens und des wahren Christentums gab; und das Gefühl der Freiheit war's, was ihm das Haupt reckte und die Brust schwellte: „Der Papst will mich bannen und binden, aber siehe, nun fühle ich mich erst recht frei, die letzte Fessel ist zerrissen, sintemal mir nun der letzte Zweifel genommen ist, daß der päpstliche Stuhl Satans Pfuhl sei und daß es nicht zuviel gewesen, was ich wider denselben gezeuget."

An den Rektor der Universität war die päpstliche Bulle gekommen, denn dieselbe zu veröffentlichen war Sache der Universität. Sie kam aber nicht ans Tageslicht, dafür ging an den Kurfürsten eine Vorstellung mit unterschiedlichen Bedenken, zumal auch der Überbringer sich nicht einmal ordentlich legitimiert habe. Und Melchior Lotter, der Drucker, welcher, von Luther aus Leipzig gerufen, seit einem Jahr in Wittenberg saß, war mit aller Kraft geschäftig zu drucken, was ihm aus Luthers Feder zugegangen war, ein Schriftchen mit dem Titel: „Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen." Da erfuhr die Welt, daß Luther die Bulle gar nicht als einen Erlaß des Papstes anzusehen vermöge, sondern als ein gefälschtes Machwerk seines grimmigsten Gegners. Und gleich darauf flog eine andere Schrift in die Welt: „Wider die Bulle des Antichrists." Darin hieß es: „Ob die Bulle vom Papst ist, oder von irgend einem Schalk, will ich nicht untersuchen,

das aber ist gewiß: wer sie geschrieben, ist der Antichrist, denn sie ist eine Lästerung Gottes und Christi. Dich, Leo, und euch, ihr Herren Kardinäle in Rom und alle, die ihr in Rom etwas geltet, rede ich an und sage euch frei ins Gesicht: Ist die Bulle unter eurem Namen und mit eurem Wissen ausgegangen, so gebrauche auch ich meine Gewalt, kraft deren ich in der Taufe aus Gottes Erbarmen ein Kind Gottes und Miterbe Christi geworden bin, und bitte und ermahne euch in dem Herrn: Gehet in euch und machet jener teuflischen Lästerung und alles Maß übersteigenden Gottlosigkeit ein Ende, und dieses bald! Tut ihr es nicht, so wisset, daß ich mit allen, so Christum anbeten, euren Stuhl, als einen vom Satan selbst in Besitz genommenen, für den verfluchten Stuhl des Antichrists achte, dem wir nicht nur nicht gehorchen und untertan sein wollen, sondern den wir verabscheuen und verfluchen als den Erzfeind Christi. Wenn noch etwas vom Geiste Christi und von dem Drang des Glaubens in uns ist, so verfluchen wir, so ihr in eurer Wut beharret, euch mit dieser Schrift und übergeben euch, jene Bulle und alle päpstliche Dekretale dem Satan, im Namen des Herrn Jesu Christi, welchen ihr verfolget. Amen."

Das war die Antwort des Gebannten.

Das ganze Reich stand in Flammen, eine Bewegung, eine Gärung ging durch die Gemüter, wie seit Menschengedenken nicht. Und aus der Gärung ward eine Scheidung: die Nation klaffte auseinander, alles nahm Partei, entweder für Luther oder wider ihn. Doch war der Widersprechenden nur ein Häuflein. Von allen Seiten ging die Kunde ein, wie sich das deutsche Volk in seinem Propheten verletzt fühle und Front mache gegen den römischen Stuhl. Von Leipzig brachte ein Fahrender die Zeitung: „Dem Doktor Eck ist der Boden unter den Füßen heiß geworden. Der silberne Becher, mit Goldstücken gefüllt, den ihm auf des Herzogs Befehl der Rat hat überreichen müssen, ist ihm keine Freude gewesen, denn die Studentenschaft hat ihn gehetzt wie ein Wild, daß er sich in das Paulinerkloster hat flüchten und arge Spottlieder hören müssen. Auch hat man die Bulle von den Kirchtüren abgerissen und dabei wilde Reden wider den Papst ausgestoßen. So ist dem Doktor Eck um sein Leben bang geworden, daß er bei Nacht und Nebel gen Freiberg entwichen." — Auch in Erfurt war es bunt gegangen. Da hatte die Universität die Bulle zurückgewiesen und zugelassen, daß die Studenten dieselbe in die Gera warfen mit dem Spottgesang: „Die Blase*) muß schwimmen!"

*) bulla heißt zugleich auch „Wasserblase".

Und nun erhob sich von neuem der Hutten, der jetzt auch deutsch zu schreiben angefangen hatte, für den Luther. Mit flammendem Ungestüm rief er in die Welt hinein: „Die Stunde ist gekommen, daß dem faulen Baum die Axt an die Wurzel gelegt werde! Auf, ihr deutschen Fürsten, auf, du deutsches Volk, erhebe dich gegen die römische Tyrannei, zerbrich das Joch der fluchwürdigen Knechtschaft, jage sie von dannen, die dich bis anher geschunden und zertreten, sei frei, sei frei!“ —

Und siehe, auch die päpstlichen Legaten Aleander und Caraccioli, welche am Rhein erschienen waren, um dem Eck in der Verkündigung der Bulle zu helfen und besonders persönlich auf den Kaiser einzuwirken, daß er sich wider den Ketzer erkläre, sie erschraken, als sie allenthalben den Namen Luther mit Begeisterung rufen hörten, die Geistlichkeit vollständig eingeschüchtert fanden und den Adel wider Rom die Zähne fletschen sahen. Noch ein Posaunenstoß, so schien es, und das ganze Reich erhob sich wider Rom.

Und der Wächter auf der Warte hob seine Augen auf und hoffte von Tag zu Tag auf die allgemeine Erhebung. Doch die Stunde wollte und wollte nicht kommen. Der Lärm ward stiller und stiller, und die Hände, welche sich erheben sollten, bekamen das Zittern. Zu fest geklammert war das Joch, das seit Jahrhunderten die päpstliche Herrschaft auf die Nacken gelegt, zu tief eingerostet der Wahn, daß das Papsttum auf dem Grunde göttlichen Rechtes ruhe. Jetzt, wo es zur Entscheidung drängte, verließ die Mutigsten der Mut. Willibald Pirkheimer und Lazarus Spengler, auf welche Eck von wegen ihrer Schriften vorzugsweise erbittert war, sie krochen, von dem päpstlichen Gesandten gleichfalls mit dem Bann bedroht, zu Kreuz und wurden still. In Köln, Löwen und Mainz flammten Scheiterhaufen auf, in denen Luthers Schriften verkohlten; an den sächsischen Kurfürsten wurde von den päpstlichen Legaten das Ansinnen gestellt, an dem Ketzer sofort selbst die Strafe zu vollstrecken oder ihn gefangen auszuliefern; ja — was besonders schwer in die Wage fiel — der Kaiser, auf dessen Entscheidung man mit der größten Spannung gewartet, *er entschied sich gegen Luther*. Und Hutten flüchtete verzweifelnd zu seinem Freunde Sickingen und barg sich hinter den Mauern der Ebernburg.

Alles schien verloren, das schöne Morgenrot erlosch in dunkler Wolkennacht. Was wird nun werden? fragte sich ein jeder, und aller Augen kehrten sich gen Wittenberg.

Da stand der Mann, der's mit dem Papst und der ganzen Welt aufgenommen, hoch aufgerichtet stand er da, wie im Sturm die Eiche, unerschütterlich fest war sein Herz und in seinem Gott gewiß. Er wußte, was

er wollte, klarer denn je war er sich bewußt, daß Gott ihn zum Propheten berufen habe, die Kirche aus ihrem babylonischen Gefängnis zu erretten. Zurück konnte er nicht mehr und wollte es auch nicht, stehen bleiben durfte er auch nicht, also vorwärts, vorwärts!

In seiner Zelle lag er, während die ganze Welt schlief, auf den Knieen und betete. Mit seinem Gott ringend und von ihm sich Licht und Kraft erbittend, bereitete er sich zu dem Schritt, zu dem er entschlossen. —

Es war am Montag nach St. Nikolai, den 10. Dezember 1520, einem bitter kalten Tag, als in der Frühe, da noch die nächtlichen Nebel auf der Erde lagerten und auf den Gassen noch alles still war, von dem Universitätsgebäude her laute Hammerschläge ertönten. Ein Mann stand an dem schwarzen Brett, an welchem die akademischen Bekanntmachungen angeheftet zu werden pflegten, und befestigte an der Tafel ein Papier. Es war der Famulus des Magisters Melanchthon.

Diesmal ging man nicht achtlos vorüber. In kurzer Zeit hatte sich ein großer Haufe zusammengefunden und las, was an dem schwarzen Brett geschrieben stand: „Wer von Eifer für die evangelische Wahrheit beseelet ist, der erscheine um 9 Uhr bei der Kirche zum heiligen Kreuz draußen vor der Stadtmauer; daselbst werden nach altem apostolischem Brauch die gottlosen Bücher der päpstlichen Satzungen und der scholastischen Theologie verbrannt werden, sintemal die Kühnheit der Feinde des Evangelii sich soweit verstiegen, daß sie die frommen und evangelischen Bücher Luthers ins Feuer geworfen. Wohlan, fromme, studierende Jugend, stelle dich ein zu diesem frommen, gottesfürchtigen Schauspiel, denn vielleicht ist jetzt die Zeit da, wo der Antichrist muß geoffenbart werden."

Alles stand in starrem Staunen. Eine Zeitlang blieb man stumm, überwältigt von der Ungeheuerlichkeit des Schrittes, den der Doktor Martinus zu tun im Begriff stand, bis einer der anwesenden Magister, Matthäus Adrianus, der Lehrer des Hebräischen, mit entsetzter Gebärde die Worte herausstieß: „O unerhörter Frevel! Die Bosheit nennet sich Frömmigkeit und die Empörung Gottesfurcht! Ich weiche von hinnen, um nicht hineingezogen zu werden in das Gericht, so über den Missetäter kommen wird! Und wessen Seele gleichen Abscheu in sich fühlet, der folge mir!"

Es sammelten sich etliche um ihn, die ihm zustimmten, da aber brausten die übrigen auf und fuhren mit harten Scheltworten auf die Lästerer drein, daß diese es für geraten hielten, sich eiligst zurückzuziehen.

Der Widerspruch hatte die große Mehrzahl der Studenten in ihrem

Vertrauen zu Luther nur noch fester gemacht, und mit Ungeduld wartete man der Stunde, da an dem verhaßten päpstlichen Stuhl das Gericht der Vergeltung geübt werden sollte. Die Hörsäle blieben leer, es dachte heute niemand daran, eine Vorlesung zu hören. Man würde auch kein Wort vernommen haben, denn von den Professoren erschien ebenfalls niemand auf dem Katheder, außer einem Juristen und dem Magister Adrianus, welche

Luther verbrennt die Bannbulle zu Wittenberg. Nach Trenkwald.

aber beide unverrichteter Sache wieder heim mußten. Und die Bürgerschaft war gleichermaßen auf den Beinen. Sie dachten nicht an die Arbeit, sie scheuten nicht die Kälte, als es herumgekommen war, was der Doktor Martinus vorhabe. Und nun schob sich der Knäuel zum Augustinerkloster, des Mannes wartend, der heute eine Tat ohnegleichen vollbringen, der dem mächtigen Papst, vor dem sich alles scheute, an die Krone tasten und den Gehorsam kündigen wollte. In wildem Ungestüm schlugen die Herzen, ein jeder war ergriffen von der Bedeutung des verhängnisvollen Augenblicks.

Da kam der Doktor Martinus an der Spitze der Professoren daher, die päpstliche Bulle in der Hand, während die andern die päpstlichen Rechtsbücher trugen. Wunderbar leuchteten die großen, gewaltigen Augen, festgeschlossen waren die Lippen, kühner Trutz und heiliger Friede eines in seinem Gott gegründeten Gemütes sprach aus den Zügen seines Angesichts. „In Gottes Namen!“ rief er laut in die versammelte Menge, und es antwortete ihm ein tausendstimmiges Amen.

Der Zug ordnete sich und ging zum Elstertor hinaus nach dem Platz hinter dem Spital zum heiligen Kreuz, da man die Kleider der an der Pest Verstorbenen zu verbrennen pflegte.

Schnell war der Holzstoß gehäuft und entzündet. Tiefe Stille lagerte sich über der Versammlung, als nun Luther hervortrat und dem Scheiterhaufen nahete. Seine Hand zitterte, da er die Bulle hochhob, um sie den Flammen zu übergeben, und die Muskeln seines Mundes zuckten, da er ihn zum Reden öffnete. Aber alsbald hatte er seine Ruhe wieder, und mit weithin schallender Stimme rief er: „Weil du den Heiligen des Herrn*) betrübet hast, so verzehre dich das ewige Feuer!“

Hochauf loderte die Flamme, und in wenigen Minuten war die Bannbulle des Papstes ein Häuflein Asche.

Nicht so schnell vermochte das Element der dicken päpstlichen Rechtsbücher Herr zu werden, und man mußte mit Stecken und eisernen Gabeln nachhelfen.

Luther wartete das Ende nicht ab, er begab sich nach Hause. Als er in den Klosterhof eintrat, schlug aus der Ferne Gesang an sein Ohr: die Studenten stimmten ein Te Deum an und danach einen düstern Leichengesang.

Leichten Schrittes trat er über seine Schwelle: noch nie in seinem Leben hatte er in seinem Herzen solche Freudigkeit empfunden als an diesem Tage, wo er eine Tat vollbracht, die niemand gewagt hatte, von deren Berechtigung er aber im Gebet zu Gott sich innerlich gewiß geworden war. Das letzte Band, was ihn an Rom fesselte, war zerrissen, er war frei.

Aber war das nicht eine Vogelfreiheit? Mußte der Täter nicht Tod und Verderben vor sich sehen? Und mußte er nicht einen Sturm gewärtigen, der die ganze Welt erschüttern würde?

Ruhig blickte sein Auge in die Zukunft, er wußte: die Tat hat mir mein Gott geheißen, und wenn die ganze Welt darob in Aufruhr gerät —

---

*) d. i. Christum, nach Marci 1, 24.

Christus ist ja nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, er muß die Welt aus ihrem falschen Frieden stören, um durch Kampf und Streit hindurch ihr *seinen* Frieden zu geben, welcher höher ist denn alle Vernunft.

Zwanzigstes Kapitel.

Kaiser Karl.

„Welche Botschaft bringet Ihr?“ Mit diesen Worten empfing an einem der letzten Tage des Jahres 1520 der päpstliche Legat Caraccioli seinen Amtsgenossen Aleander in Oppenheim, allwo sich der Kaiser und sein Hoflager auf der Reise nach Worms befand. „Habt Ihr den Kaiser gesprochen?“

„Geradeswegs komme ich von ihm“, erwiderte der Gefragte.

„Nun, verharrt er noch immer in seiner Zurückhaltung?“ forschte Caraccioli.

Aleander tat einen Seufzer. „Gott sei's geklagt, er ist derselbe noch! Haben wir vorerst mit dem Kurfürsten von Sachsen Mühe gehabt, denselben wider den Erzketzer zu erregen, so bereitet uns nun auch der Kaiser noch Schwierigkeiten und weiß sich unsern Forderungen vorsichtig zu entziehen. Ein so guter Christ und gehorsamer Sohn der Kirche er auch sein mag, ein so kluger Fürst ist er doch. Er traut dem Papste nicht, weil er weiß, daß derselbe hinter seinem Rücken manches gegaukelt, was nicht nach Wohlwollen und Freundschaft gerochen. In Sachen des Ketzers aber will er ihm nicht eher gefällig sein, als bis er sich überzeugt hat, daß der römische Stuhl seinerseits es ehrlich mit ihm meine. Dazu glaubt er Rücksicht nehmen zu müssen auf die deutschen Fürsten, die zu Luther stehen, dieweil er auf deren Hilfe in wichtigen Reichssachen gewiesen sei. Darum, ob er auch in seinen burgundischen Erblanden die Verbrennung der Schriften Luthers gutgeheißen, so ist er doch ferne davon, solch Gericht für das Gebiet des Reiches anzubefehlen. Da ich mit dieser Forderung in ihn drang, schützte er sich mit der Reichsverfassung und insonderheit mit dem Kurfürsten von Sachsen.“

„Abermals mit diesem!“ zürnte Caraccioli dazwischen. „Der alte Stockfisch hat uns schon so viele Mühsal bereitet und wird es auch ferner tun wollen, denn hartnäckig verharrt er auf seiner Erklärung, daß er den

Luther schützen werde, bis ein gerechtes Urteil über ihn gefällt worden. Nun immerhin, Alter, wir werden dich schon zu finden wissen!" Dabei machte er mit dem Arm eine Bewegung wie ein Stockmeister, der einem Übeltäter den Rücken streichen will.

Aleander lächelte stolz dazu. „Und ist er gezüchtigt, alsdann wird, der hinter ihm steht, sein Teil empfahen. Der Papst hat schon so viele Fürsten und Herren gestürzt, so wird er auch mit einem lumpigen Schulmeister fertig werden. Indessen werden wir bei der Verstocktheit dieser deutschen Barbaren nichts vermögen ohne den Kaiser. Diesen zu gewinnen, muß darum unser höchstes Anliegen sein; und wir werden ihn nicht gewinnen, wenn wir nicht die äußerste Klugheit und Behutsamkeit gebrauchen. Er wird nicht eilen, dem Papst zu Diensten zu sein, sintemal ihm nicht verborgen ist, wie Leo bemühet gewesen, seinem Nebenbuhler, dem König Franz von Frankreich, die deutsche Krone zuzuwenden. So wird er nun abwarten, ob der Papst auch fernerhin zu Frankreich hält und in dem drohenden Krieg dem König Franz seine Gunst zuwendet. Ist dieses der Fall, so wird der Kaiser dem Papst in dem Ketzerhandel nicht zu Willen sein, sondern durch Beschützung des Gebannten den heiligen Vater ärgern. Hat mir doch Gattinara, der Großkanzler, rund heraus erklärt: der Kaiser werde sich dem Papst nicht eher gefällig erweisen, als bis der Papst ihm ein Gleiches tue und seine Feinde nicht fürder unterstütze.

Caraccioli verzog das Gesicht. „Die Sachen stehen bös, und ich fürchte, wir werden hier in Deutschland keine Lorbeeren pflücken."

„Das Schlimmste habt Ihr noch nicht vernommen", fuhr Aleander stirnrunzelnd fort. „Dem Drängen des sächsischen Kurfürsten nachgebend hat sich der Kaiser willig erfinden lassen, den Luther auf den Reichstag zu berufen, daß derselbe allda von gelahrten und verständigen Personen genugsamlich verhöret werde."

„Hilf, heilige Mutter Gottes!" schrie Caraccioli, außer sich vor Schreck und Grimm. „Wohin geraten wir noch? Ist das erhöret in der Christenheit, also mit einem Gebannten zu fahren? Heißt das nicht das Ansehen des heiligen römischen Stuhles mit Füßen treten? Und Ihr habt den Kaiser solche Lästerung ungetadelt sprechen lassen?"

„Er ließ mich nicht zu Worte kommen", grollte Aleander. „Ich aber hielt es nicht für geraten, den Unmutigen noch mehr zu reizen, sondern beschloß, einer bessern Gelegenheit zu harren, um ihn von solchem argen Vorhaben abzubringen. Denn daß der Luther nicht auf den Reichstag komme, darauf müssen wir arbeiten, es koste, was es wolle."

Die beiden päpstlichen Diener reichten sich die Hände und sahen sich an mit verständnisvollem Blick. —

Am andern Tag stand Aleander vor dem kaiserlichen Großkanzler Gattinara. Es war ihm höchst verdrießlich, mit diesem verhandeln zu müssen, statt mit dem Kaiser selbst, doch fügte er sich der Notwendigkeit und begegnete dem Kanzler mit der gewinnendsten Artigkeit. „Was mich zu Euch führt", begann er nach einer langen Reihe von Höflichkeitsbezeugungen, „ist die leidige Sache des Ketzers. Zu meinem größten Schrecken und Betrübnis habe ich vernommen, daß der Luther, unter Zusage freien kaiserlichen Geleits, vor den Reichstag gerufen werden soll, um daselbst verhört zu werden. Ich beschwöre Euch, Ihr wollet Sr. Majestät begreiflich machen, daß solches Vorhaben ein Faustschlag ist in das Angesicht des heiligen Vaters und Ursach werden wird der heillosesten Verwirrungen. Denn nachdem von dem höchsten Gericht der Christenheit das Urteil über den Ketzer gefället worden, wie mag derselbe noch einmal gerichtet werden? Und von wem soll er gerichtet werden? Etwa gar von Laien? Das wäre ein zwiefacher Schimpf und Schmach."

Der Großkanzler ließ diesen stürmischen Anlauf an seiner unerschütterlichen Ruhe abprallen und erwiderte mit unmerklichem Achselzucken: „Se. Majestät der Kaiser tut nichts, was er nicht zuvor mit allem Fleiß bedacht. Also ist er auch in dieser Sache der Überzeugung, daß es gut und heilsam sei, wenn die Irrlehre Luthers vor den versammelten Ständen des Reiches an den Tag gebracht werde."

„Ja, wenn er nur widerriefe!" polterte der Kardinal heraus. „Aber ich kenne ihn genau und bin gewiß, daß der Verhärtete und vom Teufel Besessene das in alle Ewigkeit nicht tun wird. Was aber dann? O, ich gebe der Kaiserlichen Majestät zu bedenken, welch eine Verwirrung im Reich entstehen muß, wenn Luther nicht widerruft und doch wegen des ihm gesicherten freien Geleits nicht gestraft werden kann. Muß daraus nicht jedermann urteilen, daß man seine gottlose Lehre gut heiße? Sehet, eben darum wünschet ja auch sein Anhang mit aller Begier, daß ihr Mahomet zum Reichstag komme, und sprengen schon überall aus, daß er allda Wunder tun werde. Mir selbst stünde wohl das Herz danach, mit diesem Satan zusammenzugeraten, daß ich ihm die Maske vom Gesicht risse und der Welt zeigte, von wannen er sei."

Der Großkanzler war unter dieser Rede nachdenklich geworden. Er trat ans Fenster und blickte schweigend hinaus. Nach einer guten Weile wandte er sich langsam um und sagte: „Ihr habt mich eines andern belehret,

Eminenz. Werde mit Sr. Majestät davon handeln und sehen, ob ich den hohen Herrn zu Eurer Meinung ziehen möge."

Der Kardinal lächelte und drückte dem Großkanzler verbindlich die Hand. —

Zwei Tage später jagte aus dem kaiserlichen Quartier ein Eilreiter von dannen. Von seinem Fenster aus sah ihm der Kardinal Aleander mit zufriedenem Lächeln nach: er wußte, was der Mann in der Tasche trug, einen Brief des Kaisers an den Kurfürsten von Sachsen, und den Inhalt des Briefes kannte er auch.

Der Bote brauchte den Ritt nur zur Hälfte zu machen: er traf den Kurfürsten in Hersfeld, bereits auf dem Wege zum Reichstag begriffen.

Friedrich nahm das Schreiben neugierig und las in demselben folgende Worte: „Ew. Liebden thun Wir kund und zu wissen, daß es unser Wille nicht mehr ist, den Luther auf dem Reichstag zu sehen, dieweil uns jetzund glaublich berichtet worden, daß der Ketzer in des Papstes höchsten Bann gefallen, und daß über alle Orte, dahin derselbe kommt oder da er ist, das päpstliche Interdikt verhängt und alle, so mit ihm handeln und wandeln, in denselben schweren Bann gefallen sein sollen."

Der Leser hielt hier inne und atmete erleichtert auf: „Das trifft sich gut, so kommt mir der Kaiser selbst entgegen."

Er war nämlich, der kaiserlichen Anordnung zuwider, ohne den Luther zum Reichstag aufgebrochen, weil ihn inzwischen die Furcht angewandelt hatte, die römische Tücke möchte trotz des freien Geleits einen Weg finden, dem Doktor Martinus das Schicksal des Johannes Hus zu bereiten.

Der Kurfürst erhob das Schreiben wieder und las weiter: „Demnach begehren Wir von Eurer Liebe mit sonderlichem Fleiß, Ihr wollet bemeldetem Luther anzeigen und fürhalten, daß, wofern er alles widerrufen und sich dem Papst unterwerfen wolle, Ihr ihn alsdann mit Euch nehmet, aber nicht gen Worms bringet, sondern zu Frankfurt am Main oder einem andern Flecke lasset, allwo er weitern Bescheides warte."

Der Kurfürst murmelte vor sich hin: „Was will der Brief eigentlich besagen? Was mag es sein, das den Kaiser bewogen, seinen Beschluß zu wandeln? Daß der Luther im Bann ist? Aber das hat er doch nicht erst gestern erfahren, sondern dazumal schon gewußt, als er mir die Weisung gab, den Luther mit gen Worms zu bringen. Worauf also mag er zielen? Sicherlich stehen die päpstlichen Legaten dahinter."

Die Sache beschäftigte ihn innerlich, bis er am 5. Januar in Worms eintraf, einer der letzten.

Er fand die Stände in einer Vollzähligkeit versammelt, wie seit langer Zeit nicht: sechsundsechzig Fürsten, hundert Grafen und sechzig Abgesandte der freien Städte waren mit großem Gefolge auf den Ruf des neuen Kaisers gen Worms geeilt, des Reiches Angelegenheiten zu beraten und zu erfahren, wie sich der junge Herrscher zu den großen öffentlichen Fragen stellen werde, und insonderheit zu der Frage, ob der Doktor Luther ein Ketzer sei. Daher wurden auch die ersten Verhandlungen, welche rein politische Dinge betrafen, mit einer gewissen Hast und Ungeduld abgemacht. Waren auch manche der hohen Herren auf ihrer Reise nach Worms eigens über Wittenberg gezogen, um den seltsamen Mann, der das Gespräch aller Welt war, persönlich kennen zu lernen, wie der Kurfürst Joachim von Brandenburg, der Herzog Albrecht von Mecklenburg, der Bischof von Brandenburg und andere mehr. Sie vergaßen ganz, daß sie es mit einem Gebannten zu tun hatten, mit dem sie doch nicht reden durften, ohne selbst dem Bann zu verfallen. Sie erfuhren von ihm, daß er sich wie ein Kind der Nachricht erfreut habe, auf dem Reichstag zu erscheinen, und daß er gegangen sein würde, auch wenn er krank gewesen wäre, daß nun aber die Zurücknahme seiner Berufung ihn mit dem größten Schmerz erfülle.

Wochen schon waren über den Reichsverhandlungen verstrichen, als eines Morgens der Kardinal Aleander zu seinem Kollegen Caraccioli in die Herberge trat, stolze Siegesfreude in seinem Blick und Gebärde. „Freuet Euch, wir sind dem Ziele nah! Die neue Bulle wider Luther, welche zugleich den Hutten, Pirkheimer und Spengler mit trifft, hat auf den Kaiser solche Macht geübt, daß er sich endlich herbeigelassen, dem Bannstrahl des römischen Stuhls mit seinem Schwert zu Hilfe zu kommen."

„Gelobet sei die heilige Jungfrau und alle Heiligen!" rief Caraccioli tief aufatmend. „Wahrlich, es ist uns schwer genug geworden, solches zu erreichen! Wir haben diesen stöckischen, blinden, boshaftigen Deutschen gegenüber einen gar schlimmen Stand gehabt und allerlei Schimpf und Lästerung hören müssen. Heute erst ist es mir wieder gar übel ergangen. Kam des Wegs vorüber, da auf dem Markt ein Menschenhaufe um einen Buchführer gesammelt stand, der Bücher und Bildwerk feilbot. Da ich nun aus den Reden der Leute erkannte, von wem die Bücher seien, um die man sich förmlich riß, und eilig fürbaß schritt, um hinweg zu kommen, lief mir ein loser Gesell entgegen, hielt mir unter bösem Grinsen ein Bildnis des Ketzers, mit dem Heiligenschein versehen, vor und bot mir dasselbe unter greulichen Lästerungen dar. Wahrlich, wir sind unter diesen Bestien unsres Lebens nicht mehr sicher."

Aleander erhob mit feinem Lächeln die Hand. „Auch die Bestien kann man zähmen, wenn man die rechte Lockspeise weiß. Der Papst hat freilich arg bluten und manch tiefen Griff in den Beutel tun müssen, aber er mag nun zufrieden und fröhlich sein, wenn er hört, wie viele dieser deutschen Bestien, durch Geschenke und Bestechungen geblendet, die Tatzen eingezogen."

„Das ist wohl gut und schön", erwiderte Caraccioli, „aber der Kaiser? Mögt Ihr den durch solche Mittel gewinnen?"

Aleander machte eine ungeduldige Bewegung. „Habt Ihr denn nicht vernommen, was ich vorhin gesagt? Der Kaiser ist überwunden durch das Schreckgespenst der neuen Bulle, sowie durch ein sonderliches Anschreiben des heiligen Vaters, darin er mit aller Dringlichkeit vermahnet wird, zu zeigen, daß er ein wahrer Schirmherr der Kirche sei und das Schwert, damit ihn Gott gegürtet, nicht umsonst führe, welches geschehen würde, so er es nicht zöge wider die Ungläubigen und Ketzer. Schon war ein Turnier angesagt, den Fürsten und Herren zur Kurzweil, da hat der Kaiser, durch die Bulle und den Brief des Papstes bewegt, das Spiel wieder abgesagt und die Stände auf heute noch zu sich in seine Herberge beschieden, allwo er mir das Wort verstatten wird, daß ich ihnen die Hölle heiß mache und sie bewege, sich dem Willen des Papstes zu unterwerfen."

Caracciolis Augen leuchteten in schneller Freude auf, aber im nächsten Augenblick huschte wieder ein Schatten darüber. „Wie, mit den Ständen soll erst noch unterhandelt werden? Hat nicht der Papst gesprochen? Ist es da nicht des Kaisers Pflicht, seinen Willen ohne Fragen zu vollziehen? Die Stände erst noch fragen und mahnen, heißet das nicht, die Ehre und das Ansehen des päpstlichen Stuhls in den Staub ziehen?"

„Freilich, freilich", entgegnete Aleander, die Augen zusammenkneifend, „jedoch ein kluger Mann schickt sich in die Dinge, wie sie einmal liegen. Ihr aber seid getrost, ich will diesen deutschen Bären schon das Fell zausen, daß sie sich ducken und das Brummen lassen." —

Die Reichsstände versammelten sich in der Herberge des Kaisers. Aleander, der zungenfertige Mann, tat seinen Mund auf und machte in einer dreistündigen gewaltigen Rede den Zuhörern den Kopf so heiß, daß er von dannen gehen konnte mit der Gewißheit, den Sieg gewonnen zu haben.

Aber was war das? Ein Tag ging nach dem andern hin, ohne daß ein Entscheid erfolgte. In der Stadt erzählte man sich von heftigen Szenen unter den Mitgliedern des Reichstags, die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg seien sich schier in die Haare gegangen, und ob auch die Mehrzahl sich von Aleander habe überzeugen lassen, daß Luther ein greulicher Ketzer

sei, so trete doch die Minderheit mit desto entschiedenerem Trotz für den Verunglimpften ein.

Den päpstlichen Legaten klopfte das Herz immer ängstlicher in der Brust, bis endlich eines Morgens Aleander zu seinem Kollegen ins Gemach stürzte, rot wie ein gesottener Krebs, und mit heiserer Stimme rief: „Hölle und Teufel, wir haben das Spiel verloren — der Luther kommt! Die Stände haben die kaiserliche Forderung abgelehnt und bestehen darauf, daß der Ketzer vor dem Reichstag erscheine. Zwar will man ihm keine neue Disputation verstatten, sondern ihn allein zum Widerruf auffordern; aber was wird man in Rom sagen, daß man mit dem Gebannten noch so viel Federlesens macht? Es darf nicht geschehen, Himmel und Hölle müssen wir in Bewegung setzen, daß der Kaiser auf seinem Willen bestehe."

Und auf der Stelle begab er sich zu dem kaiserlichen Beichtvater Glapio und lief zu allen einflußreichen Persönlichkeiten, drängte sich auch zu dem Kaiser, aber es blieb bei dem, was die Stände beschlossen hatten, und die beiden Rotröcke hätten bersten mögen vor Wut, zumal sie es auch erleben mußten, daß nicht ein gewöhnlicher Ausreuter nach Wittenberg ziehen sollte, sondern die gewichtige, feierliche Person des Reichsherolds, womit dem Zitierten außer dem kaiserlichen Schutz auch noch eine persönliche Ehre zu teil ward. Auch den Schmerz mußte Aleander noch erleben, daß das von ihm verfaßte und gebilligte Ladungsschreiben an Luther beiseite gelegt und dafür ein anderes aufgesetzt wurde. Hatte er die Erwartung gehegt, den Luther durch den Ton seines Schreibens vom Kommen abzuschrecken, so mußte er nun auch dieser Hoffnung Valet sagen, denn das von den Ständen erzwungene Vorladungsschreiben ging aus einer ganz andern Tonart:

„Ehrsamer, Lieber und Andächtiger!

Nachdem Wir und des heiligen Reiches Stände, jetzund allhier versammelt, uns fürgenommen und entschlossen, der Lehre und Bücher halber, so eine Zeit her von Dir ausgegangen, Erkundigung zu empfahen, haben wir Dir, hieher zu kommen und von dannen wiederum heimzufahren, unser und des Reiches Sicherheit und Geleit gegeben, das wir Dir hieneben zusenden. Und ist unser ernstlich Begehr, Du wollest Dich unverzüglich erheben, also daß Du innerhalb einundzwanzig Tagen, in solchem Unsrem Geleit bestimmt, gewißlich hier bei Uns seiest und ja nicht ausbleiben wollest, Dich auch keiner Gewalt noch Unrechts besorgen, denn wir Dich bei dem gemeldeten Unserm Geleit festiglich handhaben wollen, Uns auch auf solche Deine Zukunft endlich verlassen.

Gegeben in Unsrer und des Reiches Stadt Worms am 6. Tag des Monds Martii anno 1521, Unsres Reichs im andern Jahr.

Auf Befehl des Kaisers hat eigenhändig unterschrieben

Albrecht,

Kardinal, Erzbischof von Mainz, Erzkanzler."

Die Wiesen prangten in dem ersten Grün, die Schlüsselblumen schlugen ihre goldenen Äuglein auf, die Veilchen lugten heimlich aus dem Versteck, die Lerchen sangen hoch in der Luft über dem pflügenden Landmann, und fröhlich tummelten sich die Kindlein draußen vor dem Tor im warmen Sonnenschein. Da eines Morgens — es war der 26. März — kommen die Kleinen in Eifer zur Stadt Wittenberg hereingelaufen und rufen mit hochroten Wangen: „Ein Mann kommt hoch zu Roß, seltsam anzuschauen. Kommet und sehet, wer er sei!"

Nach wenigen Minuten wußte man es in der Stadt: es war der Reichsherold in seinem scharlachroten, mit dem großen Reichsadler geschmückten Rock, welcher daherkam, um den Doktor Martinus vor Kaiser und Reich zu rufen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Hindurch!

Wird er kommen? fragte man sich in Worms, und waren ihrer viele, die da Zweifel hegten. Das freie kaiserliche Geleit war ihm ja gesichert, aber war das auch ein Schutz gegen römisches Gift und Dolch?

Da hieß es eines Tags: Er nahet! Und Schrecken verbreitete sich bei all den hohen Herren. Die Feinde sahen sich in ihrer stillen Hoffnung, daß der Gebannte nicht wagen werde zu erscheinen, getäuscht und fürchteten einen Aufstand des Volks zu Gunsten des vergötterten Mannes; die Freunde aber besorgten, der Weg nach Worms sei für Luther der Gang zum sichern Tod.

Sie schickten ihm Warnungen entgegen, er solle umkehren, bekamen aber die Antwort: „Der Kaiser hat mich gerufen, so muß ich kommen. Christus lebet und wird mich schützen. Sorget nur für ein Quartier!"

Die Warnungen schienen übertrieben, denn die Reise des kühnen Mönchs

gestaltete sich, je näher er dem Ziele kam, desto mehr zu einem Triumphzug. Allenthalben strömte das Volk in Massen herbei, den Mann zu sehen, der es wagen wollte, vor Kaiser und Reich wider den Papst zu zeugen, den Mann, welcher den einen als ein Engel Gottes erschien und den andern als der leibhaftige Satanas. Greise kamen mühselig dahergekrückt, Mütter trugen ihre Kinder herbei, und die zu hinterst Stehenden neideten die Glücklichen, welche, voranstehend, den großen Mann ganz in der Nähe sahen, ihm wohl gar die Hand drücken konnten.

Er saß auf einem mit Leinwand überzogenen Wagen mit dem Professor Nikolaus von Amsdorf, einem jungen pommerschen Edelmann, Namens Peter Suaven, der in Wittenberg studierte, und dem Augustinermönch Johann Petzensteiner. Hintennach ritt sein Rechtsbeistand Hieronymus Schurf.

Wenn er unterwegs eine Predigt hielt — und er mußte es zu wiederholten malen tun — da fürchtete man, die Kirche müsse brechen vor der Menge der Menschen, und hatten doch unzählige müssen draußen bleiben. In Erfurt, wo er zum erstenmal die Kanzel bestieg, vernahm man auch plötzlich ein Krachen auf den überladenen Emporen. Da nun die Menge entsetzt fliehen wollte, rief Luther dazwischen: „Ich kenne deine Tücke schon, du Satan! Ihr aber, liebe Leute, seid ruhig — es hat keine Gefahr, der Teufel treibet allein sein schlechtes Spiel.“ Da beruhigte man sich und hörte unangefochten die Predigt zu Ende.

In Eisenach, seiner „lieben Stadt“ überfiel ihn plötzlich eine Krankheit, wie er sie noch nie gekannt. Der Bader mußte kommen und ihm eine Ader schlagen. Den Freunden ward von neuem bange, ihre liebende Besorgnis deutete dieses Begegnis als einen göttlichen Wink, und sie boten alles auf, den Freund zur Umkehr zu bewegen. Luther hatte aber kein Ohr dafür, er reiste weiter, obwohl er sich in Frankfurt a. M. noch sehr schwach und elend fühlte. Zwei Maß Malvasierwein, welche ihm eine hochbetagte Matrone, die Witwe Gilberts von Holtzhausen, in seine Herberge zum Straußen am Kornmarkt schickte, taten ihm wohl, dem kranken Leibe nicht bloß, sondern auch dem Herzen, und er ward bald so guten Muts, daß er nach einer Laute verlangte und süße Weisen auf den Saiten spielte.

Als man am 14. April zu Oppenheim, einer kleinen Rheinstadt, ankam und Rast machte, kam von der Ebernburg ein eiliger Bote des Ritters Franz von Sickingen mit der dringenden Bitte, Luther wolle nicht weiterreisen, sondern nach der Ebernburg kommen: des Kaisers Beichtvater Glapio und der kaiserliche Kämmerer Paul von Amsdorf seien erschienen, um sich mit ihm zu unterreden und einen Vergleich mit ihm zu machen.

Luther stutzte. „Was soll das bedeuten? Bin ich denn nach der Ebernburg beschieden oder nach Worms? Man will mir wohl eine Schlinge legen und mich aufhalten, daß ich die Frist des freien Geleits versäume, denn es sind nur noch zwei Tage übrig. Wenn Glapio es ist, der mit mir unterhandeln will, so liegen gewißlich die Kardinäle hinterm Busch und wollen mir eine Falle stellen, denn vieles haben diese, wie mir hinterbracht worden, mit des Kaisers Beichtvater heimlich gehabt."

„Ihr irret, hochwürdiger Herr Doktor", entgegnete Martin Buzer, der Priester (das war der Ebernburger Bote). „Ist, der Euch ladet, nicht der Ritter Sickingen? Ihr habet keinen wärmern Freund denn diesen tapfern Degen und den Ulrich von Hutten, so gegenwärtig in der „Herberge der Gerechtigkeit", wie man die Ebernburg heißet, eine Zuflucht gefunden. In guter, treuer Absicht ist also die Ladung an Euch ergangen."

Einer der Begleiter Luthers fiel dem Manne bei und drang gleichfalls in Luther, der Ladung Folge zu geben. Ehe aber Luther noch zu Worte kam, mischte sich ein Fremder ins Gespräch, der ungesehen in die Herberge eingetreten war. „Verzeihet, edle Herren! Dieweil ich höre, daß hier Irrtum gegen Irrtum stehet, so will ich Euch die Wahrheit offenbaren, denn ich komme geradeswegs von Worms und weiß die Wahrheit. Dieses allein ist des Beichtvaters Absehen, Euch irr und wirr zu machen, Herr Doktor, daß Ihr Euch, bevor Ihr in Worms einziehet, zum Widerruf entschließet, oder falls Ihr das nicht tuet, wieder umlenket. Denn das sollt Ihr wissen, daß man sich in Worms vor Eurem Kommen fürchtet, dieweil man voraussiehet, daß Euer tapferes Bekennen der Wahrheit die Massen mit sich fortreißen und dem Papst wie dem Kaiser große Not schaffen werde."

Als Luther diese Worte vernommen, wandte er sich rasch gegen Buzer und sprach: „Entbietet dem Ritter Sickingen wie auch dem Hutten meinen Gruß und saget ihnen, sie sollen sich nicht fürder bemühen, der Luther müsse seinen Weg gehen und habe einen guten Geleitsmann."

Als man eben aufbrechen wollte, kam ein Brief von Spalatin aus Worms an Luther, der warnte nochmals mit vielen Worten vor den Fährlichkeiten, welche ihm in Worms drohten, und wollte ihn schrecken mit dem Schicksal des Hus. Luther steckte den Brief in die Tasche und stieg auf den Wagen, indem er sprach: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so wollt' ich doch hinein! Und ob auch der Hus mit Feuer verbrannt worden, die Wahrheit ist doch nicht mit verbrannt."

Dabei schaute er so mutig und fröhlich drein, daß sich alle schier verwunderten und still waren. —

Als kaum erst am Horizont die Türme von Worms auftauchten, da kam den Nahenden ein glänzender Zug entgegen. Schon von fern erkannte man die kursächsischen Farben, und es gab ein fröhliches Grüßen herüber und hinüber. Eine ansehnliche Schar von Hofbeamten Friedrichs des Weisen und andere sächsische Edle wollten den Zeugen der Wahrheit zuerst begrüßen und ihm bei seinem Einzug in Worms das Geleit geben. Nicht lange, so erschien auch eine Anzahl Ritter aus dem Gefolge des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz nebst andern edlen Herren und schlossen sich dem Zuge an.

Je näher man der Stadt kam, desto langsamer ging die Fahrt durch die Menge des zusammengeströmten Volks, und als man endlich um zehn Uhr zum Tor einfuhr, da erschien es fast als eine Unmöglichkeit, durch das Gedränge zu brechen: ganz Worms hatte das Frühmahl stehen lassen, um den Mann zu sehen, von welchem vor hundert Jahren Johannes Hus geweissagt. Alle Fenster, sogar die Dächer waren mit Neugierigen besetzt, und die Luft zitterte von dröhnendem Heilruf.

Glänzend, farbenprächtig, großartig war das Bild gewesen, als in den ersten Januartagen der mächtigste von allen Monarchen, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, mit seinem spanisch-flandrischen Hofstaat in Worms seinen Einzug hielt; als aber am 16. April des Jahres 1521 der barfüßige Mönch in armseliger Kutte, auf elendem Karren durch das Tor der alten Reichsstadt einfuhr, das war doch noch viel großartiger.

Aleander und Caraccioli, die päpstlichen Legaten, waren nicht unter den Zuschauern, sie ließen sich nur von einem ausgesandten Diener Bericht erstatten und schäumten vor Wut, zumal als sie vernahmen, daß Luther nicht, wie auf ihren Rat der Kaiser verordnet hatte, in der kaiserlichen Pfalz seine Herberge genommen, sondern im Johanniter-Ordenshaus, wo die kursächsischen Räte und Herren wohnten.

Hatte nun aber der wegmüde Mann auf Ruhe und Erholung gerechnet, so war das eine Täuschung. Als wenn in dem Johanniterkloster ein wundertätiges Muttergottesbild stünde, so wallfahrtete es dahin den ganzen lieben Tag bis in die sinkende Nacht: Fürsten und Grafen und Ritter und Bürger und auch Prälaten drängten sich herzu, den Doktor Martinus von Angesicht zu sehen, und gingen von dannen gehobenen Mutes, da sie ihn so getrost und freudig gefunden.

Um Mitternacht, als endlich alles still geworden war, da lag der Knecht des Herrn auf seinen Knieen und dankte Gott, daß das Evangelium schon eine so große Beute gewonnen und auch so viele Starke zum Raub habe. Auch wußte er jetzt, daß jener Fremde in Oppenheim recht gehabt:

die Römischen entsetzten sich vor seiner Ankunft und fürchteten einen großen Sturm.

Am andern Morgen, als Luther mit seinen Geleitsmännern beim Frühmahl saß, ging die Tür auf, und in strahlender Amtstracht erschien auf der Schwelle der Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim: „Im Namen Sr. Majestät des deutschen Kaisers Karls V. lade ich dich, Martinus Luther, heute um die vierte Stunde des Nachmittags vor den versammelten Reichstag."

„Man hat es eilig, mich zu hören", sagte Luther lächelnd, als der Marschall wieder hinweg war. „Ich danke aber Gott, daß die Stunde nahe, da ich vor Kaiser und Reich erscheinen soll, bin getrost und unverzagt, denn Gott wird mit mir sein. Und nun lasset uns zulangen, was der Herr beschéret hat, ehe denn die Suppe kalt wird!" —

Nur zu schnell gingen die Stunden des Tages dahin, denn von neuem drängte sich zu dem Doktor Martinus, was ihm einen Trost geben wollte und freundlichen Zuspruch; und fast ward es ihm der Liebe zu viel, denn er sehnte sich mit Gott allein zu sein und sich mit ihm unter vier Augen zu besprechen, ehe er den großen, entscheidungsvollen Gang täte.

Es gelang ihm endlich, sich zurückzuziehen und im Gebet zu sammeln. In dem Nebengemach aber hörten die Freunde jedes Wort und vernahmen ein Ringen mit dem Herrn wie des Erzvaters Jakob: „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn", und dann ein allmähliches Durchdringen zur festen, freudigen Siegeszuversicht.

Schlag vier Uhr trat der Reichsherold Kaspar Storm herein, den Doktor Luther abzuholen.

Hellauf leuchteten des Mönches Augen, und mit klarer, voller Stimme sprach sein Mund: „In Gottes Namen!"

Man trat auf die Straße hinaus und wollte den nächsten Weg nehmen durch die Kämmereigasse. Aber da war kein Durchkommen: wie gerammt stand die erwartungsvolle Menge. Es blieb nichts übrig, als in das Haus zurückzutreten und durch Gärten und Höfe einen Umweg zu suchen. Aber auch da drängten sich Haufen herzu und sahen mit entblößten Häuptern schweigend dem Mönche nach.

In die Vorhalle des Reichstagssaales eintretend, fand er dieselbe mit Kriegsleuten und Wormser Patriziern angefüllt. Luther war gerufen worden und hatte sich pünktlich gestellt, man schien aber seiner noch nicht gewartet zu haben, denn zwei volle Stunden ließ man ihn mitten im Gedränge stehen. Oder sollte das eine Demütigung für ihn sein? Wollte man ihm durch solches

Wartenlassen zu verstehen geben, es gebe wichtigere Sachen, als einem armen Klosterbruder das Urteil zu sprechen?

Der Abend dämmerte bereits herein, und in der Halle mußten die Fackeln entzündet werden.

Wollten die Verhandlungen drinnen im Saal denn nimmer ein Ende nehmen?

Aus dem Haufen der in der Halle Anwesenden trat eine alte, bärtige Gestalt auf Luther zu und legte ihm treuherzig die schwere Eisenhand auf die Schulter mit den Worten: „Mönchlein, Mönchlein, du gehest jetzund einen Gang, um einen Stand zu tun, dergleichen ich und mancher Oberst auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht getan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahr in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen!“

Luther und Frundsberg in Worms.

„Seid ihr es, liebster Frundsberg?“ sagte Luther, dem wackern Söldnerhauptmann freudig die Hand reichend. „Ich danke Euch für Euer gutes Wort. Wir sind beide Streiter, so werdet Ihr auch wissen und erfahren haben, daß der Sieg von dem Herrn kommt. Auf den stehet meine Hoffnung.“

Jetzt tat sich endlich die Tür auf. Von hundert Kerzen fiel ein blendender Lichtschein in die nur spärlich beleuchtete Vorhalle und zitterte auf den Gesichtern der Versammelten. Der Reichsmarschall gab aus der offenen Tür einen Wink, und Luther trat in Gemeinschaft mit seinem Rechtsbeistand Hieronymus Schorf in den Saal.

Einen Augenblick stand der Klosterbruder wie geblendet und betäubt: der Abstand zwischen seiner eignen Niedrigkeit und der Hoheit dessen, was ihn umgab, dazu auch seine Unkenntnis der Formen des Umgangs mit den

Hohen und Gewaltigen dieser Welt legte sich drückend und verwirrend auf sein Gemüt.

Da saß in der Mitte des hohen, gewölbten, mit großen Wandgemälden geschmückten Saals auf goldschimmerndem Thron unter purpurnem Baldachin des deutschen Kaisers geheiligte Majestät, geschmückt mit dem wallenden Herrschermantel, welcher, mit edlen Steinen übersät, in dem Kerzenlicht zauberhaft blinkte und flimmerte. Zu beiden Seiten des Throns ragten auf erhöhten Sitzen in hermelinverbrämten Samtmänteln und golddurchwirkten Hüten die weltlichen und geistlichen Kurfürsten aus der Menge der übrigen heraus.

Mit dem Ausdruck warmen, väterlichen Wohlwollens ruhten die Augen Friedrichs des Weisen und Ludwigs von der Pfalz auf dem Eingetretenen, der Kurfürst Erzbischof Richard von Trier maß ihn mit einem Blick großer, leidenschaftsloser Ruhe, Joachim von Brandenburg und Hermann von Köln bemühten sich vergebens, ihre feindselige Gesinnung zu verbergen, während Albrecht von Mainz mit einem Gemisch von Neugier, Stolz und Widerwillen einen forschenden Blick auf den Mann heftete, der ihm schon so viel Ungelegenheit bereitet hatte, und den er jetzt zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht sah. Seine Augen begegneten sich mit denen des Kaisers, welcher von seiner Herrscherhöhe mit dem Ausdruck vornehmen Bedauerns auf die armselige Gestalt des bleichen, hohlwangigen Klosterbruders niederblickte und seinem Nachbar halblaut zuraunte: „Der wird mich nicht zum Ketzer machen! Lieber Gott, welch ein elender Gesell! Soll das wirklich der sein, von dem diese Bücher ausgegangen sind und so groß Geschrei gemacht wird?“

Neben den weltlichen Kurfürsten war dem Erzherzog Ferdinand der Stuhl gestellt, während zur Seite der geistlichen Kurfürsten die feuerroten Röcke der beiden päpstlichen Legaten leuchteten.

Tödlicher Haß sprach aus den Augen dieser beiden, und ihre bebenden Glieder verrieten die Erregung, mit welcher sie der Entscheidung entgegensahen.

Weiter schlossen sich zur Rechten die Herzöge, Fürsten und Grafen, zur Linken die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte an. In zweiter Ordnung saßen die Reichsfreiherren und Abgesandten der Reichsstädte; den Hintergrund bildeten Hunderte von Rittern, Ratsherren, Doktoren und Weltpriestern, welche ohne Stimmrecht als Zuhörer gleichsam das deutsche Volk vertraten. Noch niemals hatte der Saal des Wormser Bischofssitzes eine so vollständige und so glänzende Versammlung gesehen.

Luther blieb einen Augenblick betroffen in der Tür des Saales stehen, bis das dumpfe Wogen der Bewegung in der Versammlung sich gelegt hatte, dann schritt er, von dem Reichserbmarschall geführt und von dem Doktor Schurf gefolgt, bis in die Mitte des freien Raumes dem kaiserlichen Thron gegenüber zu einem Tisch, auf welchem seine sämtlichen Schriften ausgebreitet lagen.

Auf dem Weg dahin rief's ihm aus der Versammlung zu: „Gott wird dich richten, du getünchte Wand!" Zu gleicher Zeit aber klang es von der andern Seite: „Fürchte dich nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten!"

Der kurtrierische Offizial, der seltsamerweise auch den Namen Johann Eck führte, wie Luthers schlimmster Gegner von Ingolstadt, begann nun erst lateinisch, dann deutsch: „Martin Luther! Se. geheiligte und unüberwindliche Majestät, Kaiser Karl von Deutschland ruft dich nach dem Gutachten der Stände des Reichs vor sein Angesicht, daß du antwortest auf zwei Fragen! Zum ersten: Bekennest du, daß du die hier vor dir liegenden und unter deinem Namen ausgegangenen Schriften geschrieben? Zum andern: Willst du dieselbigen widerrufen oder dabei verharren?"

Ehe Luther noch antworten konnte, fiel Schurf schnell ein: „Man nenne zuvor die Titel der Bücher!"

Nachdem dies geschehen, tat Luther seinen Mund auf und sprach: „Alle die Bücher, deren Namen man verlesen, sind von meiner Hand geschrieben, ich leugne deren keines ab. Wenn ich aber weiter befragt werde, ob ich dieselbigen verteidigen oder widerrufen wolle, so handelt es sich bei solcher Gelegenheit um den Glauben und der Seelen Seligkeit. Es betrifft das göttliche Wort, welches das Höchste ist im Himmel und auf Erden. Da aber wäre es vermessen und sehr gefährlich, etwas Unbedachtes auszusprechen. Ohne zuvorgetane Überlegung könnte ich vielleicht weniger behaupten, als die Sache erfordert, oder mehr, als der Wahrheit gemäß ist, und das eine oder das andere möchte dem Urteil des Herrn verfallen: ‚Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater!' Bitte derhalben Ew. Kaiserliche Majestät demütiglich um Bedenkzeit, damit ich ohne Nachteil für das göttliche Wort und ohne Gefahr für die eigne Seele dieser Frage genugtun könne."

Er hatte diese Worte nur mit halblauter Stimme gesprochen, das nahm man für Erschrockenheit und Verzagen. Wieder ging ein Rauschen durch die Versammlung, wie wenn der Abendwind leise durch die Baumwipfel zieht. Die Köpfe neigten sich zueinander, man tauschte seine Ge-

danken aus und bildete sich ein Urteil. Die Meinungen gingen sehr auseinander. Die einen zuckten die Achseln über einen Mann, der nun, wo es darauf ankäme, den Mut verloren hätte; die andern bewunderten die Geistesgegenwart des Mönchs, der, von einer unvermuteten Frage überrumpelt, auf der Stelle den einzig richtigen Ausweg gefunden hätte, sich Bedenkzeit zu erbitten zu wohl überdachter Rede. Die beiden Legaten aber wußten nicht, ob sie sich freuen sollten oder ärgern, und sahen einander mit dummen Gesichtern an.

Nach kurzer, leiser Besprechung mit dem Kaiser sagte dann der Offizial, zu Luther gewendet:

„Wiewohl Kaiserliche Majestät dir solch Ansinnen, als höchstderen Gnade unwürdig, zu versagen Ursach hätten, so wollen doch Allerhöchstdieselben als der gütige Kaiser und Herr solches verstatten und auf nächsten Tag um dieselbige Stunde deine Antwort erwarten." —

Damit gab er einen Wink mit der Hand und Luther war entlassen. —

Wie er zu seinem Losament zurückgekommen sei, er wußte es selber nicht. Der Kopf wirbelte ihm, und überwältigt von den empfangenen Eindrücken sank er in einen Lehnstuhl. Er fühlte sich sehr matt und müde, es war ihm, als wäre die Kraft von ihm gewichen. Doch das währte nicht gar lange. Aus seinem Brüten reckte er sich plötzlich empor, hob seine Augen gen Himmel und betete. Da ward er alsbald still und stark. —

Am andern Tag um dieselbe Stunde stand er abermals vor dem versammelten Reichstag und zwar vor einer noch viel größern Versammlung als gestern, denn eine große Menge Volks hatte sich herzugedrängt, so daß die Fürsten kaum zu ihren Plätzen hatten kommen können; auch hatte man einen größern Saal gewählt.

Luthers Gang war fest, sein Auge klar, auf seinem Antlitz lag ein wundersamer Glanz, ein Widerschein der Ewigkeit. Und als nun der Offizial in meisterndem Ton zum andernmal ihm die gestrige Frage vorgelegt, begann er mit der Zuversicht des guten Gewissens und mit dem Herzton innerlicher Freiheit seine Rede.

Er war ein anderer als gestern. Jeder hörte aus dem Klang seiner Worte, daß er jetzt wußte, was er wollte. Und je länger er sprach, desto gewaltiger rauschten die Worte daher wie ein Waldstrom, und immer heller leuchteten die großen, tiefen Augen im Feuer göttlicher Begeisterung, und es war, als wüchse seine Gestalt mit jedem Satz. Mit ebenso großer Klarheit als Wärme fing er an seine Lehre auseinanderzulegen und wider die Angriffe seiner Gegner zu verteidigen, immer mit dem Licht der heiligen

Schrift darauf leuchtend und beweisend, daß er nichts anderes gesagt und geschrieben habe, als das Wort Gottes lehre.

Mit wachsender Spannung hing alles an seinem Munde. Man ward nicht müde zu hören, und hier und da durchbrach ein unwillkürlicher Ausruf staunender Bewunderung die lautlose Stille. Auch dem Herzog Georg von Sachsen entfuhr einmal seine beliebte Redensart: „Das walt' die Sucht!"

Da sah man die päpstlichen Legaten sich dem Kaiser nähern und leise mit ihm reden. Gleich darauf mußte der Offizial herbei, der nach empfangener Weisung den Redner eben unterbrechen wollte, als derselbe am Schluß angelangt war und sich mit leichter Kniebeugung gegen die Versammlung neigte.

Er hatte gefordert, daß man ihn aus der Schrift widerlege, dazu hatte man aber keine Neigung, denn das hieß ja den Weg betreten, den man von vornherein abgewiesen: den Weg der Disputation. So ließ ihn der Offizial hart an: „Martin Luther, du hast unbescheidener gesprochen, als es deiner Person gebühret, und was gar nichts zur Sache dienet. Auch du bist nicht zum Disputieren hieher beschieden, sondern daß du eine runde, schlichte Antwort gebest, ob du widerrufen wollest oder nicht."

Einen Augenblick schwieg Luther — alles hielt den Atem an in dem Gefühl, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo die Würfel fallen mußten, ein Augenblick von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Bald war Luther wieder bei sich selbst, mächtiger noch blitzten die dunklen Augen auf, ein Blick voll edelsten Selbstgefühls und heiligster Opferfreudigkeit ging über die Versammlung hin, dann tat er seinen Mund auf und sprach: „Weil denn Ew. Majestät eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne hat, diesermaßen: Es sei denn, daß ich durch klare Zeugnisse der heiligen Schrift oder durch helle Gründe der Vernunft überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, dieweil am Tage ist, daß dieselben öftermalen geirret und sich widersprochen haben — so bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften, und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort; widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, dieweil wider das Gewissen handeln unsicher und gefährlich ist. Gott helf mir! Amen!"

Wieder erhob sich in der Versammlung ein dumpfes Getös, aus welchem Stimmen laut wurden, die dem heldenmütigen Bekenner ihren Beifall zuriefen; und je lauter diese Stimmen wurden, desto entsetzter schauten die päpstlichen Legaten nach dem Kaiser hin, und Aleander flüsterte ihm zu: „Er hat die gemeinen Konzilien zu Lügnern gemacht, das ist der

Punkt, darauf sich alles zuspitzt. Befehlen daher Ew. Kaiserliche Majestät, daß er diese Worte wiederhole, auf daß sein Anhang vor ihm erschrecke."

Auf den Befehl des Kaisers mußte alsdann der Offizial noch einmal die betreffende Frage an den Mönch stellen, und ohne sich einen Augenblick zu bedenken, erwiderte Luther: „Es ist kund und offenbar, daß Konzilien mehrmals geirret haben, ja das Kostnitzer hat gegen helle und klare Texte der heiligen Schrift entschieden. Derhalben dringet mich die heilige Schrift zu sagen, daß das Konzil geirret habe."

„Das kannst du nicht beweisen!" fuhr Eck mit seiner fetten Stimme zornig auf ihn drein.

Luther aber stand unbeweglich und erwiderte: „Ich will es beweisen in vielen Stücken."

Der Kaiser geriet in immer größere Unruhe. Wo wollte das hinaus? Sollte die verpönte Disputation nun doch noch anheben? Das durfte auf keinen Fall geschehen. „Es ist genug!" donnerte es vom kaiserlichen Thron. „Unerhörte Dinge haben unsre Ohren vernehmen müssen! Du stehest also auf deiner Meinung, Mönch, und willst davon nicht weichen?"

Luther hatte seine Augen fest auf das zornglühende Antlitz des von seinem Sitz aufgesprungenen Kaisers gerichtet, und wie ein Donner hallten durch den Lärm der Versammlung die Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

Jetzt geriet alles in die größte Aufregung und vergaß ganz die Würde des Orts. Leidenschaftliche Rufe wurden laut: „Haltet ein, was wollet ihr tun? Ihr wollet die Hand legen an den, der unter des Kaisers Schutz stehet?"

Man hatte die Fürsorge der Freunde Luthers falsch verstanden, welche dem Weggehenden eine Schutzwache mit auf den Weg gegeben.

Die Spanier ließen nun, durch diese Äußerung entfesselt, ihrer Wut freien Lauf und ergingen sich in häßlichen Lästerreden. —

Mit angstvollem Herzen saßen in der Herberge die Freunde, auf jedes Geräusch horchend, das von der Straße an ihr Ohr schlug, und bei jedem vernommenen Ton zusammenschreckend.

Jetzt wird Getümmel auf der Gasse laut, Stimmen gehen durcheinander, dazwischen hier und da ein greller Ruf. Man lauscht, die ganze Seele tritt ins Ohr, doch niemand wagt sich von dem Fleck zu rühren, um Genaueres zu erkunden.

Da wird die Tür aufgerissen und herein tritt der Doktor Martinus, himmlische Verklärung auf seinem Angesicht. Er hebt die Arme hoch und

ruft mit einem Ton, in welchem Dank und Freude zittert: „Ich bin hindurch! Ich bin hindurch!“

Sie fragten nicht, wie er das meine, sie sahen es aus seinen Mienen, sie hörten es aus seiner Stimme: er hat den Widerruf geweigert, die Wahrheit hat das Feld behalten! Und im Chore jauchzten sie ihm nach: „Er ist hindurch — gelobet sei Gott, er ist hindurch!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Geächtet.

War das ein Aufruhr in der Stadt Worms! Die ganze Nacht hindurch wogte das Volk durch die Gassen und umlagerte das Johanniterhaus und saß in den Trinkstuben und redete von nichts als von dem Luther. Und die Fürsten und Herren saßen gleichfalls beieinander und vergaßen alles über dem einen Mann, der barfüßig in einer Kutte vor ihnen gestanden. Herzog Erich von Braunschweig hatte ihm sofort eine Kanne eimbeckisch Bier gesandt, zu seiner Stärkung auf den heißen Tag, und wohlgefällig die Antwort des Beschenkten vernommen: „Wie Herzog Erich heute mein gedacht hat, so gedenke auch der Herr seiner in seinem letzten Stündlein.“ Und auch andere, die ihn erst mit finsterm Blick gemessen, sie sahen ihn jetzt mit andern Augen an. Etliche fielen ihm begeistert zu, andere konnten dem Helden wenigstens ihre Achtung nicht versagen.

Die päpstlichen Legaten rieben sich frohlockend die Hände. Besser konnte es nicht kommen! Daß der Ketzer so störrig gewesen, das war sein Unglück. Hätte er nur in etwas nachgegeben, dann war zu fürchten, daß der Reichstag sich seiner annahm, und der Papst hatte mit seiner Bulle das Spiel verloren. Sofort schrieb Aleander nach Rom: „Wie die Dinge liegen, so ist es besser, daß Luther gekommen und verhöret worden, als wenn man ihn einfach durch kaiserlichen Erlaß verurteilt hätte.“

Um die Mitternacht saßen die päpstlichen Legaten samt dem Erzbischof von Mainz um den Kaiser her und berieten, was zu tun sei. Schon am folgenden Tag sollte es kund werden, was diese vier im Dunkel der Nacht ersonnen. In die Reichsversammlung trat ein kaiserlicher Rat und verlas ein eigenhändiges Schreiben Sr. Majestät:

„In Ansehung, wie die deutschen christlichen Kaiser sich allerwegen der römischen Kirche treu bezeiget und tapfere Verfechter des Glaubens gewesen, verharren auch Wir auf dem festen Vorsatz, alles zu schützen und zu schirmen, was Unsre Vorfahren bis anher gehalten, sonderlich das, was dieselben auf der Kostnitzer und andern Kirchenversammlungen beschlossen. Daher Wir auch fest entschlossen sind, alle Unsre Königreiche und Herrschaften, ja Leib und Leben daran zu setzen, daß das gottlose Vornehmen Luthers, der es allein besser wissen will, was die ganze Christenheit seit tausend Jahren geglaubt, nicht weiter um sich greife. Nachdem Wir gestern Luthers hartnäckige Antwort vernommen, erklären Wir, daß es Uns reuet, so lange angestanden zu haben, wider diesen Menschen und seine falsche Lehre einzuschreiten; gebieten derhalben, daß Luther sogleich heimgebracht werde, sich aber laut des öffentlichen Geleits in acht nehme, daß er nicht durch neue Predigt neuen Aufruhr schaffe, denn Wir fest entschlossen sind, wider ihn als einen offenbaren Ketzer zu verfahren; versehen Uns auch zu den Reichsfürsten, daß sie tun, was rechten Christen gebühret.

Geschrieben eigenhändig den 19. April 1521.

Carolus, Imperator."

Schrecken und Bestürzung malten sich auf den Gesichtern der Versammelten. „Das ist also mit kurzen Worten zu dem Bann die Acht", raunte Friedrich von Sachsen seinem Nachbar, dem Kurfürsten von der Pfalz, zu. „Deutlich erkenne ich in dieser Schrift die Hand der päpstlichen Legaten, die unsre Augen abwenden wollen von den vielen in die Kirche eingeschlichenen Schäden und Mißständen, daß wir unsre Beschwerde wider den römischen Stuhl fallen lassen, um unsre Gedanken allein auf den Luther zu kehren."

„Ew. Liebden haben das Rechte getroffen", versetzte der Pfälzer. „Es ist aufs tiefste zu bedauern, daß der Kaiser sich zum Werkzeug der päpstlichen Geschäftsträger macht und sich fangen lässet in dem römischen Netz. Weise fürwahr hätte er gehandelt, wenn er in den Papst dränge, ein allgemeines Konzil zu berufen, damit dort nicht allein Luthers Sache zu Ende gebracht, sondern auch die notwendige Verbesserung der Kirche, danach ganz Deutschland seufzet, ins Werk gesetzt würde."

Kurfürst Friedrich schüttelte klug den Kopf. „Ich weiß wohl, wie die Sachen stehen: der Kaiser muß den Papst bei gutem Willen erhalten, damit er ihn bei dem drohenden Krieg mit Frankreich auf seiner Seite habe. Wahrlich, die deutsche Krone wird ihm bald eine drückende Last auf seinem Haupte

werden, und ich danke meinem Gott, daß er mir Standhaftigkeit genug verliehen, die angetragene Würde auszuschlagen." —

Lange gingen die Meinungen der Reichsstände hin und her, bis endlich die Mehrzahl sich dahin entschied, den Kaiser aufzufordern, daß durch eine Anzahl besonnener und theologisch gebildeter Männer die Sache Luthers noch einmal geprüft werde.

Der Kaiser geriet über diesen Entscheid in heftigen Zorn, die Legaten knirschten mit den Zähnen, aber es blieb nichts übrig als sich zu fügen und zuzusehen, wie Luther in den folgenden Tagen gleich einem König geehrt und von fernher aufgesucht ward, wie auch die Bürgerschaft von Worms Partei für ihn nahm und eine drohende Haltung zeigte. Als nun gar in des Kaisers Kabinett eines Morgens ein Zettel gefunden ward mit dem Spruch: „Wehe dem Land, dessen König ein Kind ist",*) als ferner an der Wohnung des Kurfürsten von Mainz ein Anschlag gefunden ward des Inhalts: vierhundert Edelleute hätten sich zu Luthers Schutz verschworen und kündeten hiermit den Romanisten, sonderlich dem Erzbischof von Mainz, Kardinal Albrecht, ernsthafte Fehde an, wie denn auch außerdem achttausend Mann Kriegsvolk bereitstünden zum Dreinschlagen; da hielten es die Legaten für geboten, zum bösen Spiel gute Miene zu machen und auf Luthers harten Kopf zu hoffen, der die weitern Verhandlungen vereiteln werde. In dieser Hoffnung wurden sie auch nicht betrogen: Luther blieb fest, und am 25. April verkündete in versammeltem Reichstag der trierische Offizial den kaiserlichen Spruch: da alle Vermahnungen bei dem Ketzer vergeblich gewesen seien, so müsse nunmehr das Gesetz mit seiner ganzen Strenge walten. Kaiserliche Majestät befehle daher, daß Luther unter dem Schutz des zugesagten freien Geleits binnen einundzwanzig Tagen nach Wittenberg zurückkehre, alsdann solle ihm geschehen, nachdem er verdient.

Schweigend nahm der Reichstag diese kaiserliche Erklärung hin, Luther aber, als ihm dieselbe zu Gesicht kam, sprach: „Wie's Gott gefallen hat, so ist's geschehen, sein Name sei gelobet! Dank sei dem Kaiser und den Ständen, daß sie mich gnädiglich gehöret und mir das freie Geleit gewähret. Will auch alles tun, was Sr. Majestät gefällt, doch Gottes Wort will ich ungebunden lassen." Ehe noch diese kaiserliche Erklärung zu Papier gebracht worden, hatten die beiden päpstlichen Legaten nebst dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg auf Se. Majestät noch einen Sturmlauf unternommen: er solle dem Luther das freie Heimgeleit versagen, einem Ketzer brauche man

*) Sprüche Sal. 10, 16.

sein gegebenes Wort nicht zu halten; der Kaiser Karl aber hatte sich da hoch aufgerichtet und mit dem Ausdruck sittlicher Entrüstung den Herren zur Antwort gegeben: „Soll ich zu Worms erröten wie Kaiser Sigismund zu Kostnitz errötet ist? — —

Freitag den 26. April fuhr ein Wagen vor dem Johanniterhaus vor. In demselben verließ Luther mit seinen Begleitern in aller Stille die Stadt, in welcher er die größte Heldentat seines Glaubens vollbracht, eine größere, als da er vier Monate vorher die päpstliche Bannbulle ins Feuer warf.

Einundzwanzig Tage noch, dann war er ein Geächteter; wer ihn erschlug, der hatte ein gut Werk getan. Er wußte das, und doch schaute er heitern Auges in den Frühling, der ihn mit seiner Pracht und Herrlichkeit anlachte: sein Schild war Gott.

Die kursächsischen Räte Feilitzsch und Thun hatten ihm beim Abschied noch etwas ins Ohr gesagt, das hatte ihn vollends getrost gemacht.

Er behielt die Mitteilung bei sich, nur dem Amsdorf gab er eine Andeutung, desgleichen schrieb er von Frankfurt aus an Lukas Kranach in Wittenberg: er werde jetzt nicht nach Wittenberg zurückkehren, sondern eine Weile sich verbergen müssen.

Im Zusammenhang damit ward in Friedberg der Reichsherold Kaspar Storm entlassen: dessen Gegenwart wäre bei dem, was geschehen sollte, störend gewesen. Der wackere Mann drückte dem Doktor Martinus mit Tränen die Hand und redete Abschiedsworte, aus denen zu hören war: auch der Herold des Reiches ist des Ketzers Freund.

Weiter ging die Reise über Grüneberg nach Hersfeld. Das Benediktinerkloster öffnete dem Geächteten gastlich seine Pforten, nachdem die Brüderschaft ihm eine Meile weit entgegengekommen war. Der Abt wußte sich in seiner Bezeigung von Liebe und Ehrfurcht gegen den Gast gar nicht genug zu tun und drang mit den übrigen Klosterbrüdern in ihn, eine Predigt zu halten.

Vergebens wies Luther darauf hin, daß man dies als einen Bruch des Geleits ansehen könne, vergebens erinnerte er den Abt an die Möglichkeit seiner Amtsentsetzung: er mußte auf die Kanzel.

In Eisenach, seiner lieben Stadt, wo er am Abend des 2. Mai angekommen war, ging es ihm nicht anders: auch hier mußte er der drängenden Gemeinde das Wort Gottes verkündigen.

Als es von hier weiterging, trennten sich die Genossen von Luther außer Amsdorf und Petzensteiner, um geradeswegs in ihre Heimat zu ziehen. Ihn selber drängte das Herz, erst noch einen Umweg zu machen. Nach seiner

Luther bei Altenstein überfallen von den Reisigen des Kurfürsten von Sachsen.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Heimat zog es ihn, seine Anverwandten hätte er gar gern begrüßt und sich mit ihnen gesetzt.

Aber werden sie ihn auch empfangen, den Gebannten und Geächteten? Und werden sie sich seiner freuen oder ihm entsetzt die Tür weisen, ihm, den zu beherbergen ein Frevel war?

Sieh, da liegt es still im Waldesgrün, das Dörflein Möhra, da grüßt ihn das Häuslein, darin sein lieber Vater das Licht der Welt erblickt und seine Jugendzeit verlebt hat; und süßer Schauer zieht durch seine Seele. Es war lange her, daß er den trauten Boden nicht mehr betreten. Als er noch Student in Erfurt war, hatte er zum letztenmal die liebe Heimat gesehen.

Der Wagen nähert sich dem Lutherhaus — da steht der alte Oheim Heinz im Festkleid vor der Tür — die Kunde von der Ankunft des Doktor Martinus war bereits ins Dorf gedrungen. Und siehe, ehrfurchtsvoll entblößt der Greis das Haupt und naht dem Wagen und beut dem Neffen herzlichen Gruß und nötigt ihn unter sein armes Dach.

Das waren glückselige Stunden, die er im Kreis der lieben Blutsverwandten verleben durfte.

Doch gönnten ihm die Dorfbewohner nicht die stille Rast: sie drängten sich in das Haus und ließen nicht ab mit Bitten, bis der Doktor Martinus ihnen in der Kirche eine Predigt hielt.

Noch denselben Tag mußte der Fuhrmann wieder anspannen.

Langsam ging zunächst die Fahrt, denn die Verwandten ließen es sich nicht nehmen, dem großen Vetter das Geleit zu geben bis in die Nähe von Schloß Altenstein. Da fiel der Abend herein, und sie wandten wieder um.

Es wurde schon dunkel, da der Wagen in den Wald einfuhr. Man war noch nicht tief hinein, da vernahm man in der Nähe Geräusch von Roßhufen und klappernden Harnischen, und ehe man es sich versah, war der Wagen von Rittern umringt.

„Haltet an!“ rief barsch der vorderste und faßte den Pferden in die Zügel.

Der Knecht tat einen Schrei, Petzensteiner desgleichen und stürzte vom Wagen, da er sah, wie man nach Luther langte und ihn mit Gewalt herauszog, daß er den Hut verlor.

Amsdorf will sich zur Wehr setzen, erhält aber einen Schlag auf den Arm, daß er still wird, während die andern mit Fluchen und Schlägen auf den Fuhrmann drein sind.

Luther leistet keinen Widerstand, und der Fuhrmann weiß nicht, was das bedeuten soll. Er denkt bei sich: „Vor Kaiser und Reich hat er sich nicht gefürchtet, vor dem Papst hat er sich auch nicht gefürchtet, und vor fünf lumpigen Buschkleppern kriecht er ins Mausloch!“ Aber ehe er noch recht zu sich selbst kommt, ist von dem Luther nichts mehr zu sehen und von den Rittern auch nichts. Der Ärmste klagt und jammert und sieht dann fragend und vorwurfsvoll den Professor Amsdorf an, wie der das Unglück seines Freundes so ruhig ertragen könne. Doch der spricht ihm tröstlich zu: „Sei still, Gesell, er stehet in Gottes Hand! Der ihn in Worms bewahret hat, wird ihn auch fürder schützen.“ —

Man hatte den Luther auf ein Pferd gehoben, und fort ging's in östlicher Richtung auf Brotterode zu. Bald aber machten sie eine Schwenkung nach Norden und ließen den Rossen keine Rast, bis sie auf einer steilen Höhe hielten.

Auf einen lauten Anruf hörte man das Rasseln einer fallenden Zugbrücke. Man ritt hinüber und befand sich nun in einem von Fackeln matt beleuchteten Burghof.

„Gott sei Lob und Dank, Berlepsch! Solch einen Ritt hab ich mein Lebtag nicht getan!“ sagte einer der Geharnischten, Burkhard von Hund, der Herr vom Altenstein.

Hans von Berlepsch wandte sich an Luther und reichte ihm die Hand. „Seid gegrüßt, Herr Doktor, auf der Wartburg!“

Luthers Lippen entfuhr ein Ton, der sich schwer aufs Papier bringen läßt. Es war der Ausdruck freudiger Überraschung, gemischt mit Lob und Dank.

In der Halle stand ein Mahl zugerichtet, das bot den Erschöpften süße Labung. —

Durch die Welt lief die Rede: Luther ist tot! Die einen hörten es mit Jauchzen: Gottlob, so ist die Welt den Ketzer los! Die andern vernahmen es mit Weinen: Daß Gott erbarm, was soll nun aus uns werden?! —

Drittes Buch.

Hartes Ringen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Im Reich der Lüfte.

Stand ein weidlicher Rittersmann droben auf der Wartburg und schaute durch das Fenster hernieder in die Welt. Zu seinen Füßen lag das Städtlein Eisenach im Schein der Augustsonne, und ringsum dehnten sich die mächtigen Höhenzüge mit ihren dunklen Tannen und dahinter das flache, in allen Farben schillernde Land. Ein herrliches Fleckchen Erde!

Doch nicht in die Weite schweiften des Ritters Augen: auf die Stadt blieb sein Blick geheftet, und wunderliche Empfindungen zogen durch sein Gemüt, da er der Zeit gedachte, wo er als Kurrendeschüler sich das Brot vor den Türen ersang und in dem Haus der nun längst heimgegangenen Frau Ursula Cotta sich ihm ein zweites Vaterhaus erschlossen hatte.

Was war inzwischen alles geschehen! Was war aus dem Schüler, aus dem Studenten, aus dem Mönch geworden! Sein Name ging durch alle Welt, die einen nannten ihn mit Segen, die andern mit Fluch. Ein Gebannter und Geächteter war er zurückgekehrt zu der Stätte, da seine geistige Ausbildung ihren Ausgang genommen.

War er denn aber noch der Mann, der zu Worms vor Kaiser und Reich gestanden? Äußerlich angesehen nicht. Wenn er seine Gestalt im Spiegel betrachtete, so mußte er lächeln über die seltsame Wandlung. Von dem Bruder Martinus war nichts mehr zu sehen. Die Kutte war gefallen und einem Ritterkleid gewichen; die Glatze war verwachsen, und um den Mund her wallte ein mächtiger Bart. Selbst der Name war nicht mehr: Junker Georg nannten sie ihn auf der Burg. So hatte es die liebende Vorsicht gewollt.

Der Gerettete war den Rettern auch von Herzen dankbar: die Stille, welche er hier in der Einsamkeit fand, war ihm nach dem Sturm und Drang seines bisherigen reformatorischen Wirkens wohltuend. Er lernte sich sammeln, er konnte Rückschau halten auf sein Werk von dem Tage an, wo er

mit seinen fünfundneunzig Thesen den Anstoß gab zu der gewaltigen Bewegung und Gärung der Geister bis zu seinem „Ich kann nicht anders" vor Kaiser und Reich. Er konnte sich klar werden über den Gang, den er getan, und das Ziel, welches er im Auge hatte.

Die Wartburg.

Indes so wohltuend ihm die Stille anfangs war, sie ward ihm doch mit der Zeit drückend und beängstigend. Er war frei und sicher vor feindlichem Anschlag und doch ein Gefangener. Seiner Seele waren die Flügel gebunden. Er mußte den Mund schließen, der sich gewöhnt hatte, von der

Wahrheit zu zeugen. Er mußte Verzicht leisten auf den Umgang und mündlichen Verkehr mit den Freunden, der ihm Bedürfnis war. Die wenigen Bücher, welche ihm in seinem Gewahrsam zu Gebote standen, konnten seinem Forschungsdrang nicht genügen, und wie ein Müßiggänger erschien sich der Mann, der bisher für zehn gearbeitet und sich am wohlsten gefühlt hatte, wenn die Anforderungen seines vielseitigen Berufs ihn zu erdrücken drohten. — Dazu kam die Sorge um die Zukunft. Nicht als ob ihm um seine Person bange gewesen wäre — Bann und Acht bereiteten ihm nicht die geringste Anfechtung; aber die Sache des Evangeliums, das Schicksal der Kirche bedrückte ihn. Welches Unheil konnte aus dem kirchlichen Zwiespalt über sein liebes Deutschland kommen! Wußte er doch, daß der päpstliche Legat Aleander in Worms sich geäußert hatte: „Wenn ihr Deutschen das römische Joch abwerft, so werden wir dafür sorgen, daß ihr euch untereinander mordet, bis ihr im eignen Blut untergehet.“ Und als nun von Erfurt die Kunde kam, daß die Bürger- und Studentenschaft den Priestern in die Häuser gebrochen sei und ihnen den roten Hahn aufs Dach gesetzt habe, war das nicht das Flammenzeichen einer großen Feuersbrunst, welche das, was im Geist begonnen worden war, im Fleisch beendete?

Da gab es für den Mann Gottes schwere Stunden, Seelenkämpfe und Anfechtungen des Satans, welche hinter denen der Erfurter Klosterzelle durchaus nicht zurückstanden, ja noch verschlimmert wurden durch eine leibliche Krankheit, welche er von Worms mitgebracht hatte: das verdickte Blut zauberte ihm allerlei Spukgestalten vor die Augen, welche die erregte Phantasie für den leibhaftigen Satan hielt.

Aber zu werfen vermochte ihn das alles nicht: aus allen scheinbaren Niederlagen ging der Held des Glaubens als Sieger hervor. Das Wort Gottes war seine feste Burg und sein zweischneidig Schwert; und so hart ihm auch die Frage zusetzte: Bist du gewiß, daß das Werk, das der einige Mann wider die ganze Welt unternommen, auch aus Gott sei? immer wieder hob sich freudig getrost sein Mut in der Gewißheit: es ist die Sache des Herrn, die ich führe, ich kann nicht irren, denn meine Lehre ist Gottes Wort.

Und so hatte er denn auch bald wieder von sich hören lassen: nicht bloß daß er mit den Freunden Briefe wechselte, auch kleinere Schriften ließ er in die Welt hinausfliegen, den Freunden zum Trost, den Feinden zum Trotz. Und dann saß er über einer größern Arbeit. Er hatte schon früher eine Kirchenpostille ausgehen lassen, aber lateinisch. Die war von Unberufenen übersetzt worden, aber nicht nach seinem Geschmack. So machte er sich daran, eine neue Postille in deutscher Sprache zu schreiben.

Auf diese Art kam's zutage, daß Luther noch am Leben sei, ja es war auch ausgeplaudert worden, w o er sich verberge. Aber merkwürdig: die Feinde rührten sich nicht, keiner wagte Hand an ihn zu legen, aus Furcht vor dem Volk, welches bei dem Gerücht, Luther sei meuchlings ermordet, eine drohende Haltung angenommen hatte und das Schlimmste befürchten ließ. —

Der Junker Jörg wurde in seinen Betrachtungen gestört durch den Eintritt eines Knappen, welcher ihm das Frühmahl brachte.

„Was will das werden, Fridolin?" fragte er mit weit aufgerissenen Augen, indem er dem Tisch näher trat. „Forellen bringest du zur Morgenkost? Bin ich denn ein Fürst geworden, daß man mich also verwöhnt mit Speis und Trank?"

„Unsre Knechte haben einen guten Fang getan", erwiderte der Knappe, „da hat der Schloßhauptmann Euer gedacht, daß Ihr Euch der süßen Kost erlabet."

„Es ist ein guter Herr, der Berlepsch", sagte Luther weich. „Ja, er ist zu gut, er traktieret mich viel besser, als ich es wert bin. So freundlich und willig aber er mir auch alles darreichet, es drücket mich doch, daß ich ihm sein Gut verzehren helfe."

„Machet Euch deswegen keine Sorge, Junker Jörg", tröstete der Knappe. „Der Kurfürst kommt für alles auf."

Luther reckte den Kopf empor. „Weißt du das gewiß?"

„Ja, ganz gewiß", beteuerte der Fridolin.

„Dann bin ich getrost", erwiderte Luther, „und will mir schmecken lassen, was mein gnädiger Herr beschert."

Nachdem der Fridolin noch eine Kanne Bier gebracht, verließ er das Gemach, und der Junker Jörg erquickte sich an der leckeren Kost. Kaum aber hatte er sich den Mund gewischt, so griff er wieder nach der Feder und schrieb an seiner Postille.

Als er im besten Zug war, ging abermals die Tür auf, und eine hohe, kraftvolle, ritterliche Gestalt mit freundlich ernsten Zügen trat herein. „Grüß Gott, Junker Jörg! Schon wieder über den Büchern?"

„Seid mir willkommen, herzliebster Schloßhauptmann!" entgegnete Luther, dem Eingetretenen die Hand reichend. „Wundert's Euch, daß ich mit der Feder hantiere? Ei, so müßte ich mich auch verwundern, wenn Ihr im Sattel sitzet und reitet."

Herr Hans von Berlepsch schüttelte den Kopf. „Ihr redet törlich. Gedenket doch, daß Ihr anjetzo den Doktor ausgezogen habt und ein Ritter

worden seid. So gebühret sich Euch auch, daß Ihr die ritterlichen Künste und Tugenden übet. Und solches um so mehr, als Euch bei Eurem leiblichen Gebrechen das viele Sitzen und Hocken nicht gut tut. Was frommen Euch da die Pillen, so Euch der Spalatin gesendet? Wohlan, gürtet das Schwert und steiget mit mir hinab in den Wald!"

„Beeren zu suchen?" fragte Luther spöttisch lächelnd. „Dieses achte ich nicht als eine ritterliche Kunst und bin des Geschäfts auch müde."

Berlepsch machte eine abweisende Gebärde. „Nein, nicht den Beeren gilt es heute, sondern dem Wildbret. Ihr sollt mit auf die Jagd ausziehen."

Luther lachte. „Ei, solche Ladung wird Euch gereuen. Der Doktor Martinus auf der Pirsch, das wird ein Gelächter geben."

„Ei, so lachet Ihr mit", rief Berlepsch in der besten Laune. „Das wird Euch gut tun. Sehe Euch ja so oftmals mit saurem Gesicht und vernehme Euer Seufzen."

Damit nötigte er den Junker Jörg zur Tür hinaus in den Hof hinab, wo die Rosse und Hunde schon bereit standen.

Unter lustigem Hörnerklang ging's nun in den Wald und dann aufs blache Feld, denn die Jagd galt heute den Hasen und Rebhühnern.

Der Junker Jörg saß verdrossen im Sattel — das Vergnügen wollte ihm gar nicht gefallen, es schien ihm als eine Beschäftigung für Müßiggänger. Und wie man nun einen Hasen im Netz hatte, auf den die Hunde mit wildem Bellen dreinfuhren, so bemerkte er gegen den Herrn von Berlepsch: „Da habet Ihr ein Gleichnis. Sehet, gleichwie die Jäger den unschuldigen Tierlein nachstellen, also auch tut's der Teufel und seine gottlosen Treiber, nämlich die Bischöfe und Theologen, mit den armen Seelen."

Berlepsch lächelte dazu und ritt weiter.

Nach einer Weile fügte es sich, daß ein Hase lebendig gefangen wurde. Das Tier lief auf den Junker Jörg zu, als suchte es Schutz bei ihm. Der versteckte es flugs im Ärmel seines Rocks und trat damit ein wenig abseits. Im Nu aber waren die Hunde herbei, zerbissen dem armen Häslein durch den Rock hindurch das rechte Hinterbein und zerwürgten ihm die Kehle, daß es starb. Unmutig wandte sich der Junker ab: „Ach, also wütet auch der Papst und der Satan, daß er auch die schon geretteten Seelen verderbet und mein Bemühen nichts achtet."

Es wurde nun Rast gemacht, und die Weidmänner ergingen sich in heiterm Gespräch. Der Junker Jörg hatte sich ein wenig abseits gesetzt und verhielt sich ganz still. Als der Schloßhauptmann sich nach einer Weile nach ihm umschaute, siehe, da saß er, in den Psalter vertieft.

Berlepsch schüttelte lächelnd den Kopf. „Sowenig ein Mohr weiß zu waschen ist, sowenig werden wir aus dem Doktor Martinus einen Ritter machen. Er kann's nicht lassen, die Bücher sind seine Welt."

„Wenn er sich nur nicht noch einmal auf diese Art verrät!" klagte Fridolin, der Knappe, der dem Junker Jörg zum Diener bestellt war. „Jüngst, da ich mit ihm in den Wald geritten war, hatte er auch den Psalter aus der Tasche gezogen und studierte darin. Da kamen etliche Männer des Wegs daher, die blieben stehen und schauten verwundert auf den lesenden Ritter. Mich aber überfiel eine große Angst, daß das Geheimnis möchte entdeckt sein. Ist auch mit seinen Reden gar unvorsichtig, der Junker Jörg. Ihr tätet besser, Herr Hauptmann, wenn Ihr ihm die Ausritte ganz untersagtet. Strebet er doch immer ins Weite; jüngst mußte ich ihm gar bis gen Reinhardsbrunn folgen."

Herr Hans von Berlepsch machte ein ernstes Gesicht. „So weit darf er sich nicht wagen, und du, Fridolin, sorgest dafür, denn dir ist der Mann vertrauet! Wenn ihm ein Unfall widerführe, dann wehe dir!"

„Seid ohne Sorge, lieber Berlepsch!" rief von drüben herüber der Junker Jörg, welcher diese Rede gehört hatte. „Mein Leben stehet in Gottes Hand, und soll ich's lassen, so mögen mich auch der Wartburg Mauern nicht schützen."

Der Schloßhauptmann schwieg nachdenklich und befahl bald den Aufbruch.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Abgott zu Halle.

Der Herbst war gekommen, die Bäume standen entlaubt, und Wind und Regen verödeten noch vollends die Natur, daß sie den letzten Schmuck verlor und trüb zum Winterschlaf sich rüstete.

In die geöffneten Pforten der Stiftskirche zu St. Moritz und Magdalenen in Halle drängte sich das Volk. Von dem Kardinal Albrecht war eine Verkündigung ausgegangen, daß ein jeder, der in seiner Stiftskirche die ausgestellten Heiligtümer mit Andacht betrachten und dabei ein Almosen lassen werde, Ablaß haben solle auf viele Millionen Jahre.

Diese Ladung hatte weithin gewirkt. Man sah an den bestäubten und mit Schmutz bedeckten Kleidern, daß viele Pilger eine lange Wallfahrt hinter sich haben mußten. Aus Schwabenland, vom Rhein und aus dem Osten kamen sie gezogen, die große Gnade zu genießen und das seltene Schauspiel zu sehen, denn wenige Kirchen konnten sich solchen Reichtums von Reliquien rühmen — es waren ihrer mehr denn 9000 —, und was den Wert derselben anlangte, so suchten sie auch ihresgleichen. Da gab es nicht bloß eine Menge Knochen und ganze Leiber der Heiligen, sondern auch Stücke von dem Manna, welches einst in der Wüste vom Himmel gefallen war, desgleichen Krüge von der Hochzeit zu Kana und einen Rest des dort aus Wasser geschaffenen Weins, desgleichen fünfundzwanzig Stücklein von dem brennenden Busch Mosis, desgleichen eine Anzahl Dornen aus der Krone Jesu und Stücke von seinem Rock, auch eine Flasche voll Milch der Maria und Haar von ihrem Haupt usw.

Die Aufforderung des Kardinals zum Besuch der Reliquien und die daran geknüpfte Verheißung war eine neue Art Ablaß. Wie konnte der Mann es wagen, die durch Tetzel in Unehre gebrachte Sache wieder auf den Plan zu bringen? Kurz gesagt: Die Not trieb ihn dazu. Der kunst- und prachtliebende Herr brauchte für seine Liebhabereien und Leidenschaften viel Geld und hatte keins, wußte auch nicht, woher er aus dem ausgesogenen Land noch etwas nehmen sollte. Wohl hatte ihm die Lösung von dem Keuschheitsgelübde, die er vielen Priestern seines erzbischöflichen Sprengels für Geld und gute Worte geleistet, schöne Summen eingebracht, aber der Erlös reichte nicht von fern zur Deckung seiner Schulden. Da fiel er, indem er sich vor Luther nicht mehr fürchten zu brauchen glaubte, auf den Gedanken, den frommen Reliquienwallfahrern eine Steuer aufzulegen und sich damit die Taschen zu füllen.

Und seine Hoffnung schlug nicht fehl: es regnete Geld, und der Herr Kardinal war in der besten Laune, praßte mit seinen Kumpanen und Buhlen nur noch toller und achtete in seiner Wonnetrunkenheit der Wolke nicht, welche sich neu über seinem Haupt zusammenzog. —

Etliche Wochen später — es war zu Anfang Dezember — trabte ein Reiter über die Zugbrücke der Moritzburg in Halle, des Kardinal-Kurfürsten Residenz. Es war der kurfürstliche Rat und Hofkaplan Wolfgang Fabrizius Capito, ein stiller, ernster Mann, dem es der ihm persönlich bekannte Luther angetan hatte und der nun mit aller Behutsamkeit versuchte, auf seinen Herrn einzuwirken, daß er sein Herz der Wahrheit zuwende.

Er ritt in tiefen Gedanken dahin. Es war Kunde nach Halle ge-

kommen, was der Luther auf der Wartburg vorhabe und welch neues Mißgeschick dem Kardinal für den in anderer Form wieder aufgewärmten Ablaßkram drohe. Da der Kardinal in seiner bequemen Sicherheit der Sache keine Beachtung schenkte, so wollte der getreue Diener das Seine tun, den drohenden Schlag abzuwenden.

Sein Reiseziel war Torgau; Spalatin, der kursächsische Hofprediger und Freund Luthers sollte helfen.

Dieser empfing den Gast mit Freuden, erschrak aber über sein Aussehen. „Was führet Euch zu mir?“

„Die Sorge um meinen Herrn“, versetzte Capito. „Ist es wahr, was da verlautet, daß der Luther aus seinem Versteck einen Brandpfeil schießen will wider meinen Herrn? Es ist mir vertrauet worden, daß er im Begriff sei, eine Schrift wider ihn ausfliegen zu lassen und ihn um des neuen Ablasses willen vor aller Welt an den Pranger zu stellen. Ist das wahr?“

Spalatin nickte ernst mit dem Kopf. „Man hat Euch mit der Wahrheit gedient. Da ich zuerst von dem Vorhaben Luthers vernahm, habe ich ihn brieflich mit vielen Worten angefleht, solches zu unterlassen, habe ihm auch meines gnädigen Herrn, des Kurfürsten Gedanken kundgetan und vorgehalten, daß er die Gunst des gütigen Landesherrn verscherzen würde, wenn er sich unterfinge, den mächtigsten Reichsfürsten, den Liebling des Kaisers, den Bevorzugten des Papstes, den Primas der deutschen Geistlichkeit und Erzkanzler des heiligen römischen Reichs deutscher Nation anzutasten. Aber ob ich nun solches dem Luther mit beweglichen Worten vorgestellet, ist doch alles umsonst gewesen. Auch das hat nichts gefruchtet, daß ich ihm klargemacht, in welch üble Lage sein Vorgehen wider den Kardinal den Kurfürsten von Sachsen zu den beiden mächtigsten Gliedern des Hauses Brandenburg, Albrecht und Joachim, bringe, indem diese doch argwöhnen müßten, Luther handle mit Vorwissen und Genehmigung seines Landesherrn. Der Doktor Martinus ist nun einmal ein eigenartiger Mensch und nach keinem andern zu messen. Er fragt nach keinem Menschen, er kehret sich auch an den Teufel nicht. Was ihm sein Herz und sein Gewissen befiehlt, das sagt er und tut er. Und so hat er denn die Schrift wider den Kardinal geschrieben.“

„Um aller Heiligen willen!“ rief Capito, entsetzt zurückfahrend. „Er ist schon fertig damit?“

„Die Schrift ist in meiner Hand!“ fuhr Spalatin fort.

Capito sah den Sprecher mit starrem Staunen an. „In — Eurer — Hand? Euch hat er sie gesendet, Euch, der Ihr sie ihm doch widerraten?“

Spalatin lächelte leise. „Es ist der Luther, groß in allem, auch im Vertrauen."

„Und was habt Ihr getan?" fragte Capito atemlos. „Ich will nicht hoffen — — —"

„Zum Kurfürsten bin ich in meiner Not gelaufen", fiel Spalatin tröstend ein. „Der ist in Zorn entbrannt und hat gemeint, der Doktor Martinus sei toll geworden. Hat mir dann auch aufs strengste anbefohlen, demselben kundzugeben: er werde auf keinen Fall leiden, daß sein Schützling wider den Kardinal schreibe, werde überhaupt nichts leiden, was den gemeinen Frieden stören könne."

„Gelobt sei Gott!" stieß Capito tief aufatmend hervor, „und gesegnet sei der Kurfürst Friedrich! Nicht umsonst heißet man ihn den Weisen."

„Frohlocket nicht zu früh", fiel Spalatin ein, „das Spiel ist noch nicht aus. Luther hat mir auf meinen Brief Antwort gegeben, und welch eine? Ich höre sein Schnauben von der Wartburg bis Torgau. Hier ist der Brief — ich will Euch daraus vorlesen, was Euch erschrecken mag. Er schreibt: ‚Dieses vor allem ertrage ich nicht. Lieber verliere ich Dich samt Deinem Fürsten und der ganzen Welt. Habe ich dem Schöpfer des Kardinals, dem Papst, widerstanden, so werde ich doch vor seinem Geschöpf nicht weichen sollen. Wahrlich, das ist eine feine Kunst, den öffentlichen Frieden nicht stören lassen, aber wohl zugeben, daß der Kardinal durch seine gottlosen Unternehmungen den ewigen Frieden Gottes störet! Diesem greulichen Wolf muß man mit allen Kräften, den Schäflein Christi zu gut, widerstehen, andern zum Exempel. Dein Brief vermag mich nicht zu bestimmen, an meiner Schrift ein Wörtlein zu wandeln, wiewohl ich es dem Melanchthon überlassen hatte, nach seiner Meinung daran zu ändern, was der Änderung zu bedürfen schiene. Darum nimm Dich in acht, daß Du ihm die Schrift nicht vorenthaltest, rede ihm auch nicht ab, sie drucken zu lassen: es stehet nun einmal fest, daß auf Dich nicht gehöret wird.'"

Capito barg das Gesicht in beide Hände und blieb eine Weile sprachlos, dann fragte er mit klangloser Stimme: „Und Ihr habet die Schrift abgeschickt?"

Spalatin wurde durch die Angst Capitos angesteckt, daß er in großer Unruhe aufstand und nach Atem rang. „Ich habe es gewagt", sagte er dann, „die Schrift dennoch zurückzuhalten. Sie ist noch nicht in Melanchthons Händen."

Capito packte jäh den Hofprediger am Arm. „O habet Dank für Euren Mut und bleibet dabei! Die Schrift darf nicht gedruckt werden, sie

würde alles verderben; denn ich hoffe, der Kardinal ist trotz allem, was wider ihn spricht, nicht ferne von der Wahrheit. Lasset den Luther toben und schäumen, er sitzet ja im Verlies und muß stille werden. Ist aber sein Zorn wieder verraucht, hernach wird er den Freunden danken, daß ihre Vorsicht ihn vor einem übereilten und gefährlichen Schritt bewahret. Ich beschwöre Euch bei den Wunden Christi, stehet fest!“

Spalatin reichte ihm die Hand und gab ihm das Versprechen, dem Drängen Luthers auch ferner zu widerstehen. Da beruhigte sich Capito und ließ nach eingenommenem Imbiß sein Roß zum Heimritt satteln. —

Es war bitter kalt und der Hauch fror an dem Bart zu Reif. Der Reiter ließ deshalb sein Pferd scharf austraben, um sich zu erwärmen. Die Nacht dunkelte schon herein, als er in Eilenburg ankam. Da blieb er zur Herberge und setzte am andern Morgen seine Reise fort.

Er war noch nicht gar weit gekommen, als ihm auf einem Kreuzweg ein Reitersmann, von einem Knecht gefolgt, begegnete. Derselbe trug ein dunkelgraues Wams, eine schwarze Lederkappe auf dem Kopf und an der Seite ein kurzes Schwert. Die untere Hälfte des Gesichts umwallte ein mächtiger, dunkler, gekräuselter Bart.

Auf Wurfweite herangekommen, hielt der Reiter jäh sein Roß an. Durchbohrend hafteten seine Augen auf dem Beamten des Kardinals, und die Lippen öffneten sich, als wollte er etwas sagen. Doch in demselben Augenblick schien er sich eines andern zu besinnen. Er drückte die Schenkel an und sprengte weiter, im Dahinreiten aber rief er zurück: „Grüß Gott, Herr Capito!“

Jetzt war's der Angerufene, der das Roß anhielt. Wer war das? Die Stimme mußte er doch kennen! — Er sann und sann, bis er endlich sein Pferd wieder in Gang setzte. Er quälte sich umsonst, er fand den Namen nicht. Bald aber war das Abenteuer vergessen, und getrosten Mutes ritt am Abend dieses Tages der Vertraute des Kardinals Albrecht und zugleich Luthers vertrauter Freund über die Zugbrücke der Moritzburg. — — —

Fast um dieselbe Stunde klopfte es in Wittenberg an die Tür des Professors Nikolaus von Amsdorf in der Kollegiengasse, und auf den Hereinruf erschien in der Tür eine stattliche Rittergestalt. „Gott grüß dich, mein lieber Amsdorf!“ klang es mit runder, voller Stimme aus dem Strauchwerk des wallenden Bartes, und der Gelehrte schaute erstaunt zu dem Fremden auf. Er vermochte den Gruß nicht gleich zu erwidern, denn wie ein elektrischer Schlag hatte ihn des Mannes Stimme getroffen. Er sprang von seinem Sitze empor, trat mit weit aufgerissenen Augen und vorgebeugtem

Oberkörper dem Eingetretenen näher, fixierte ihn mit einem Mark und Bein durchdringenden Blick und wich dann scheu zurück als wie vor einem Gespenst.

Da lachte der Fremde hell auf. „Amsdorf, meinest du, du habest einen Geist vor dir? Ich bin es selbst mit Haut und Haaren."

„Bruder Martinus!" schrie Amsdorf auf, daß es schallte. „Um des Himmels willen, woher kommst du? Was treibet den Gebannten aus seinem Versteck?"

„Rede nicht so laut", rief Luther beschwichtigend. „Insgeheim bin ich gekommen, dem Kurfürsten keine Ungelegenheiten zu bereiten. Kommen aber mußte ich, ihr zwinget mich aus meinem Versteck herfür. Großer Gott, welch böse Zeitung ist mir aus meinem lieben Wittenberg gekommen! Wie hat der Satan allhier sein Werk und ist mir in meine Herde gefahren, Greuel und Verwüstung anzurichten, wo ich begonnen zu pflanzen!"

Amsdorf gebärdete sich nun wie unsinnig vor Schrecken und Freude. Eilfertig lief er zur Tür und schob den Riegel vor, dann drängte er den Freund auf einen Stuhl und drückte ihm von neuem die Hände.

„Laß mich erst des Schwertes mich entledigen und es mir bequem machen", sagte Luther. Damit tat er die Waffe nebst dem Hut von sich, behielt aber ein rotes Barettlein auf dem Kopf.

Er streckte sich behaglich in dem Stuhl und rieb sich die erstarrten Hände. „Das war ein scharfer Ritt, und der Wind hat mir hart um das Gesicht geblasen. So tuet mir dein warmes Stüblein gut. Ach, wie ist meiner Seele so wohl, daß ich wieder allhier weilen darf, wenn auch nur auf kurze Frist, denn bald muß der entwichene Vogel zurück in seinen Käfig. Aber sage mir nur erst, wie allhier die Sachen stehen, denn ich große Sorge habe."

„Du magst ruhig sein, Bruder Martinus", tröstete Amsdorf, dem Freunde die Hand auf den Arm legend. „So bös es sich auch anließ, das Feuer ist doch wieder zusammengegangen und dem Verlöschen nahe. Karlstadt ist's gewesen und Gabriel Zwilling, die das Unwesen verursachet, denn gar zügellose Reden haben sie geführt und sind über das Maß hinausgegangen, haben wollen das Mönchtum mit Gewalt abtun und den Mönchen Weiber aufdrängen, auch die Messe gänzlich abschaffen."

„Wer ist dieser Gabriel Zwilling?" fragte Luther dazwischen. „Ich erinnere mich seiner nicht."

„Erst kürzlich ist er in das Augustinerkloster eingetreten", erwiderte Amsdorf. „Trotz seiner unansehnlichen Gestalt und schwachen Stimme hat er eine große Menge um sich gesammelt und mit seiner Beredsamkeit die

Leidenschaften entzündet. Man siehet in ihm einen zweiten Luther. Sonderlich das junge Volk hat er durch seine zügellose Predigt entflammt, daß es zu Tumult und Ärgernis gekommen ist, wie du solches ja alles schon aus unsern Briefen weißt."

Luther sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin, dann sagte er: „Es gebühret sich nicht allein das Evangelium zu predigen, es muß auch das Leben danach gestaltet werden, das ist gewiß. Denn was könnte es frommen, beständig über Gottes Wort zu disputieren, sich aber der Tat immer zu enthalten? Allein so wie Karlstadt und Zwilling es wollen, ist es nicht der rechte Weg. Nicht in Sturm und Aufruhr geziemet es sich die Sache anzugreifen, sondern mit Ruhe und Besonnenheit. So verderben sie mir alles durch ihren Unverstand und fleischlichen Eifer und geben der Welt Ursach, das Wort Gottes zu verlästern. Gern träte ich öffentlich unter die Schwarmgeister, aber ich darf nicht wegen der Heimlichkeit. So will ich die Toren von der Wartburg aus durch ein Büchlein belehren und die letzten glimmenden Kohlen löschen. Ihr aber tuet das Eure, mir zu helfen wider das unordentliche Wesen. — — Lassen wir nun vorerst diese Sache. Ich bitte dich, lieber Amsdorf, du wolleſt den Kranach herbeiholen lassen. Herzlich verlanget mich nach des wackern Mannes Anblick. Der Bote sage ihm, ein fremder Ritter warte sein, der wolle von ihm abgemalet werden. Zugleich aber sende auch zu dem Magister Philippus."

Es wurde ein Diener abgeordnet, und nach Verlauf einer halben Stunde erschien die hohe, würdige Gestalt des Wittenberger Ratsherrn und Malers Lukas Kranach in dem niedrigen, von einer kupfernen Lampe trüb erleuchteten Gemach. Mit höflicher Verbeugung sprach er seinen Gruß und fügte hinzu: „Ihr habet mein begehret, Herr Ritter; so bin ich bereit, Euer Konterfei zu malen."

„Wohlan, Meister", erwiderte der Ritter, „doch müsset Ihr Euch eilen, denn kurze Frist nur ist mir allhier zu weilen vergönnet."

Beim Ton dieser Worte prallte Kranach zurück und verfärbte sich. Ehe er aber zu sich selbst kommen konnte, lag der Ritter an seinem Halse, und nun wußte er, daß es der Luther war. Die Tränen traten ihm in die Augen, und mit Mühe gab er seinem Herzempfinden Ausdruck.

Während man in lebhaftem Hin- und Widerreden war, ging abermals die Tür auf, und ein schwächliches, blasses Männlein trat herein: der Magister Philippus Melanchthon. Er zitterte an allen Gliedmaßen, denn er hatte schon draußen den Doktor Martinus an der Stimme erkannt, und dieser hatte große Not, das schüchterne, ängstliche Gemüt zu stillen.

Was er nun von diesem vernahm, das war ein bitterer Wermutstropfen in die Freude des Wiedersehens. Er mußte zu seinem größten Erstaunen und Verdruß hören, daß die Schrift wider den Kardinal Albrecht noch gar nicht in Melanchthons Hände gekommen sei. Spalatin hatte sie also eigenmächtig zurückbehalten.

Die heftige Natur des Geistesriesen brach bei dieser Mitteilung in helle Flammen aus, und die drei Umstehenden waren einen Augenblick bestürzt. Sie wagten es endlich, den Spalatin in Schutz zu nehmen und bemühten sich, Luther zur Zurücknahme der Schrift zu bestimmen, indem sie aufmerksam machten auf die Gefahr, die es habe, wenn der gebannte und geächtete Mönch den mächtigsten Kurfürsten des Reichs angriffe und wider sich errege. Da sie merkten, daß Luther sich unter keinen Umständen dazu bequemen wollte, so suchten sie ihn zu überreden, daß er die Sache wenigstens nicht überstürze. Sie hofften viel zu gewinnen, wenn sie Zeit gewonnen hätten, und Luther gab endlich dem Drängen der Freunde nach, indem er ihnen versprach, den Druck der Schrift zu verschieben. Doch setzte er hinzu: „Will man mir die Druckerschwärze wehren, so gibt es ja noch Tinte auf der Wartburg. Ich will den Umweg sparen und dem Mann ein Brieflein schreiben, daß sein Gesicht so rot werde wie sein Hut."

Dagegen wußten die Freunde nichts zu sagen und saßen nun mit dem teuren Mann in vertrautem Gespräch bis zur Morgenröte. Auch die folgenden Tage fanden sie sich zusammen. Da ward es in der Stadt ruchbar, daß der Luther da sei; so ließ er flugs satteln und ritt in aller Stille wieder davon.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Geächtete im Kampf mit dem Gewaltigen.

„Es ist ein Brief eingelaufen an Se. erzbischöfliche Gnaden." Mit diesen Worten trat ein Diener zu dem Geheimen Rat Capito ins Gemach.

Der Angeredete fuhr zusammen, als er die Adresse las. Die Handschrift war nicht zu verkennen: mit diesen großen, derben, festen Zügen schrieb nur der Doktor Martinus.

Das Blut schoß ihm ins Gesicht und seine Hände zitterten. Er stand von seinem Stuhle auf und maß mit unsichern Schritten das Gemach. Was

konnte in dem Briefe stehen? Konnte es ein freundschaftliches Schreiben sein? Daran war nicht zu denken. Ohne Zweifel bezog es sich auf den Gegenstand, von welchem die dem Spalatin übersandte Schrift handelte.

Sollte er den Brief abgeben? Handelte er nicht klug, wenn er, dem Beispiel Spalatins folgend, das verhängnisvolle Papier unterschlug?

Aber wenn nun Luther das erführe? Würde alsdann das letzte nicht ärger werden als das erste?

Er fand in sich nicht den Mut, dem Gewaltigen zu trotzen, er bebte zusammen bei dem Gedanken, daß Luther, durch abermalige Unterschlagung eines Schriftstücks von seiner Hand zum äußersten gereizt, mit dem Kardinal auch dessen geheimen Rat vor aller Welt an den Pranger stellen und überhaupt noch derber dreinschlagen würde. So entschloß er sich denn, seine Pflicht zu tun und den Brief abzuliefern.

Der Kardinal Albrecht saß gerade im lebhaften Gespräch mit seinem Kämmerer Hans Schönitz, der auf dem getäfelten Fußboden einen Ballen kostbaren Seidenstoffs und mehrere große Brabanter Teppiche ausgebreitet hatte. Der hohe Herr konnte sich nicht genug tun in der Ausschmückung seiner neuen Stiftskirche, und Ausgaben brauchte er ja jetzt um so weniger zu scheuen, als die täglichen „Almosenspenden" der Pilger sich auf einer erfreulichen Höhe hielten.

„Wie schaut Ihr drein, Capito?" fragte der Kardinal, seine Unterredung mit Schönitz unterbrechend. „Ich will nicht hoffen, daß Ihr Unliebsames zu vermelden habt."

Der Rat gab sich alle Mühe, seine innere Angst zu meistern, und erwiderte: „Es ist ein Brief eingegangen. Das Insiegel verbirgt mir seinen Inhalt, doch ahnet mir nichts Gutes, denn ich erkenne an der Aufschrift die Hand des Doktor Martinus."

„Was sagst du?" fuhr der Kardinal verdrießlich auf. „Was unterwindet sich der Gebannte und Geächtete?"

Er ergriff den Brief mit der Spitze des Daumens und Zeigefingers, als fürchte er sich zu besudeln mit dem Papier, das des Verfehmten Hand berührt, und warf dasselbe auf den Tisch.

Capito war froh, als der Kardinal das Gespräch mit Schönitz fortsetzte: so konnte er sich zurückziehen.

Nachdem der Handel mit dem Kämmerer beendet und dieser sich entfernt, trat Albrecht zum Tisch, nahm den Brief und brach widerwillig das Siegel. „Zum drittenmal belästigt er mich! Was will der Bauernsohn schon wieder von dem Fürsten?"

Er faltete den Brief auseinander und begann zu lesen. „Was will das werden?“ fuhr er auf, nachdem er etliche Zeilen überflogen. „Frecher Bauer, was unterstehest du dich?“

Das Gesicht des Kardinals färbte sich im Weiterlesen purpurrot, das Papier knitterte in seiner Hand, und die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen. Nicht lange, so sank er ächzend in seinen Stuhl und ließ den Brief zur Erde fallen.

So saß er bei einer Viertelstunde, und alles Geblüt war ihm langsam aus dem Gesicht nach dem Herzen zurückgetreten, während ihm der kalte Schweiß auf der Stirn stand.

Endlich richtete er sich mühsam empor und sah sich verstört in dem Gemach um, wie einer, der aus der Bewußtlosigkeit erwacht; da fiel ihm der Brief wieder in die Augen und brachte ihn zu sich selbst zurück. Er nahm ihn von dem Boden auf und las ihn zu Ende.

Mit der Besinnung war es nun aber auch zu Ende. Er war ganz außer sich, er kannte sich selbst nicht mehr. Das Papier mit der Hand zerdrückend und mit dem Fuß den Boden stampfend, brach er in Verwünschungen aus gegen den vermaledeiten Ketzer, der sich wie ein zudringliches Gespenst aus der Hölle an seine Fersen hänge und sich erfreche, einen Ton anzuschlagen, als wäre der Bettelmönch ein Kardinal und der Kardinal ein Bettelmönch. „Es ist unerhört, der Knecht meistert den Herrn, der vom Papst Gebannte und vom Kaiser Geächtete wagt es, sich an dem Primas von Deutschland, an dem Mann im Kardinalpurpur zu vergreifen! Dem Buben ist nichts mehr heilig: an den Gegenstand andächtiger Verehrung tastet er mit seinem unsaubern Finger, die Gebeine der Heiligen müssen ihm ein Spott sein und der sie dem Volk darbietet, ein Schelm! Wehe dir, du Kind des Satans! Meine Kirche verödest du und — meinen Säckel entleerest du! Guter Gott, was hat es mir bis anher gefruchtet, daß ich in meinen Landen das Wormser Edikt habe verkünden lassen? Bist du denn ohnmächtig, heiliger Vater? Ist dein Bannstrahl ein Mückenstich geworden? Und du, Kaiser Karl, ist dein Schwert zerbrochen? Hörst du ihn nicht höhnen und lästern, den du in die Acht getan?“

Er brach hier plötzlich ab, ein anderer Gedanke bemächtigte sich seiner, der einen Schüttelfrost in ihm hervorrief. Er gedachte jetzt einer Stelle in dem Brief, die auf sein Privatleben stichelte und drohte, vor aller Welt den Schleier von demselben herunterzureißen. Da verließ den Kardinal der letzte Mut; die Brust zog sich ihm in tödlicher Beklemmung zusammen, und mühsam rang der starke Mann nach Atem.

Es war ein langer Brief, den Luther von der Wartburg an den Kardinal geschrieben. Er lautet also:

„Meine willigen Dienste seien Ew. Kurfürstlichen Gnaden, hochwürdigster, gnädigster Herr, zuvor.

Es hat ohn allen Zweifel Ew. Kurfürstliche Gnaden in gutem, frischem Gedächtnis, wie ich an Ew. Kurfürstliche Gnaden zweimal lateinisch geschrieben, das erste im Anfang des lügenhaftigen Ablasses, so unter Ew. Kurfürstlichen Gnaden Befehl ausging, darin ich Ew. Kurfürstliche Gnaden treulich warnte und mich aus christlicher Liebe entgegensetzte den wüsten, verführerischen, geldsüchtigen Predigern und den ketzerischen, abergläubigen Büchern. Und wiewohl ich hätte mögen den ganzen Sturm auf Ew. Kurfürstliche Gnaden treiben, als auf den, der solches unter seinem Namen und Wissen gehandhabt, habe ich doch Eurer Kurfürstlichen Gnaden und des Hauses Brandenburg geschonet, meinend, Ew. Kurfürstliche Gnaden täte solches aus Unverstand und Unerfahrung, durch falsche Ohrenbläser verführt.

Es hat aber solche meine treue Vermahnung Spott und Undank für Dank erlanget. So habe ich zum andernmal aufs untertänigste geschrieben und mich erboten, Unterricht von Ew. Kurfürstlichen Gnaden zu nehmen; ist mir aber eine harte, unartige, unbischöfliche und unchristliche Antwort geworden.

So denn nun die zwei Schriften nichts geholfen, lasse ich dennoch nicht ab und will, dem Evangelio nach, auch die dritte Warnung an Ew. Kurfürstliche Gnaden auf deutsch tun, ob's helfen wollt', so überflüssiges, unverpflichtetes Warnen und Flehen.

Es hat jetzo Ew. Kurfürstliche Gnaden zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott, der die armen, einfältigen Christen um Geld und Seele bringt, damit frei öffentlich bekennend, daß alles, was der Tetzel getan, nicht sein allein, sondern des Bischofs von Mainz Mutwille gewesen.

Es denket vielleicht Ew. Kurfürstliche Gnaden, ich sei nun von dem Plan, will nun vor mir sicher sein und durch kaiserliche Majestät den Mönch wohl dämpfen. Das lasse ich geschehen. Aber noch soll Ew. Kurfürstliche Gnaden wissen, daß ich tun will, was christliche Liebe fordert, nicht angesehen die höllischen Pforten, geschweige denn Ungelehrte, Päpste, Kardinäle und Bischöfe. Ich will weder leiden noch schweigen, daß der Bischof von Mainz sollte fürgeben, er wisse nicht, oder ihm gebühre nicht Unterricht zu tun, wenn's ein armer Mensch von ihm begehret, und wolle

doch wohl darum wissen und frechlich für und für fahren, wenn es ihm Geld tragen soll. Ist derhalben meine untertänigste Bitte, Ew. Kurfürstliche Gnaden wolle das arme Volk unverführt und unberaubet lassen, und sich als einen Bischof, nicht als einen Wolf erweisen. Es ist lautbar genug geworden, wie der Ablaß eitel Büberei und Trügerei sei, und Christus allein dem Volke soll geprediget werden, also daß Ew. Kurfürstliche Gnaden nicht mag durch Unwissenheit entschuldigt werden.

Ew. Kurfürstliche Gnaden wolle eingedenk sein des Anfangs, welch ein greulich Feuer aus dem kleinen, verachteten Fünklein geworden ist, da alle Welt so sicher war und meinte, der einige, arme Bettler wäre dem Papst unermeßlich zu geringe und nähme unmöglich Ding vor. Noch hat Gott das Urteil gefällt und dem Papst mit all den Seinen übrig genug zu schaffen gegeben, wider aller Welt Meinung das Spiel dahin geführet, daß dem Papste schwerlich wieder zu bringen ist, was er verloren; wird auch täglich ärger mit ihm, daß man Gottes Wort hierin zu greifen vermag. Derselbige Gott lebt noch, da zweifle nur niemand an; er kann auch die Kunst, daß er einem Kardinal von Mainz widerstehe, wenngleich auch vier Kaiser ob ihm hielten. Er hat auch sonderliche Lust, die hohen Zedern zu brechen und die hochmütigen, versteckten Pharaones zu demütigen. Denselbigen, bitte ich, wolle Ew. Kurfürstliche Gnaden nicht versuchen noch verachten. Seiner Kunst und Gewalt ist kein Maß.

Ew. Kurfürstliche Gnaden denken nur nicht, daß der Luther tot sei. Er wird auf den Gott, der den Papst gedemütigt hat, so frei und fröhlich pochen und mit dem Kardinal von Mainz ein Spiel anfangen, das sich nicht viele versehen.

Darum sei Ew. Kurfürstlichen Gnaden endlich und schriftlich angesagt: wo nicht der Abgott wird abgetan, muß ich, göttlicher Lehre und christlicher Seligkeit zu gut, mir das lassen eine nötige, dringende und unvermeidliche Ursach sein, Ew. Kurfürstliche Gnaden wie den Papst öffentlich anzutasten, solchem Fürnehmen fröhlich dreinzureden, allen vorigen Greuel des Tetzel auf den Bischof in Mainz zu treiben und aller Welt zu zeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf. Danach mag sich Ew. Kurfürstliche Gnaden richten.

Ich habe Ew. Kurfürstliche Gnaden genug vermahnet; es ist hinfort Zeit, nach St. Pauli Lehre die öffentlichen Übeltäter vor aller Welt öffentlich zu strafen, daß das Ärgernis werde von dem Reiche Gottes getrieben.

Zum andern bitte ich, Ew. Kurfürstliche Gnaden wolle sich enthalten und die Priester freilassen, welche, Unkeuschheit zu meiden, sich in den ehe-

lichen Stand begeben haben oder begeben wollen, und nicht sie des berauben, was ihnen Gott gegeben; sintemal Ew. Kurfürstliche Gnaden des keinen Fug, Grund noch Recht mag anzeigen, und mutwilliger Frevel einem Bischof nicht geziemet. Ew. Kurfürstliche Gnaden sehe darauf! Wird solches nicht abgestellt, so wird sich ein Geschrei aus dem Evangelio erheben, wie fein es den Bischöfen anstünde, daß sie den Balken zuvor aus ihren Augen rissen, und billig wäre, daß sie zuvor ihre Huren von sich trieben, ehe sie fromme Eheweiber von ihren Männern scheideten.

Ich bitte, Ew. Kurfürstliche Gnaden wolle sich selbst behüten, mir Gunst und Raum lassen, zu schweigen. Mir ist nicht Lieb noch Lust an Ew. Kurfürstlichen Gnaden Schande und Unehre; doch aber, wo nicht Aufhören ist, Gott zu schänden und seine Wahrheit zu verunehren, bin ich und alle Christen schuldig auf Gottes Ehre zu halten, obgleich alle Welt und ein Kardinal darob müßte zu Schanden werden. Schweigen werde ich nicht, und ob m i r ' s nicht würde gelingen, so hoffe ich doch, ihr Bischöfe sollt euer Lied nicht mit Freuden aussingen. Ihr habt sie noch nicht alle vertilget, die Christus wider eure abgöttische Tyrannei erwecket hat. Hierauf bitte und erwarte ich Ew. Kurfürstlichen Gnaden richtige, schleunige Antwort innerhalb vierzehn Tagen, denn nach bestimmten vierzehn Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wenn nicht kommt eine gemeine Antwort. Und ob dieser Brief würde durch Ew. Kurfürstlichen Gnaden Ratleute unterschlagen, daß er Ew. Kurfürstlichen Gnaden nicht zu Händen käme, will ich mich das nicht lassen aufhalten. Ratleute sollen treu sein; so soll ein Bischof seinen Hof ordnen, daß vor ihn komme, was vor ihn kommen soll. Gott gebe Ew. Kurfürstlichen Gnaden seine Gnade zu rechtem Sinn und Willen.

Gegeben in meiner Wüstung Sonntag nach St. Katharinen 1521.

Ew. Kurfürstlichen Gnaden williger und untertäniger
M a r t i n L u t h e r."

Der Kardinal saß lange in dumpfem Brüten, dann rief er einem Diener zu, den Rat Capito herbeizuholen.

Als dieser eintrat, hatte Herr Albertus seine Gewalt wieder über sich gewonnen. Mit kurzem, hartem Ton rief er ihm zu: „Leset!" und trat dann in die Fensternische, während Capito dem Befehl nachkam.

Da er vergeblich auf einen Ton aus Capitos Munde wartete, so wandte er sich endlich und redete ihn mit beißendem Hohne an: „Die Epistel hat Euch wohl sehr erbaut, denn gar andächtig schauet Ihr drein!"

Capito überlief es abwechselnd heiß und kalt. Er war dem Schreiber des Briefes heimlich zugetan und vermochte ihm nicht unrecht zu geben; was sollte er sagen? „Es ist der Luther“, brachte er nach etlichem Zögern heraus. „Wehe dem, wider den sein Zorn entbrennet, denn er kennet kein Maß und schonet niemand.“

Kardinal Albrecht.

„Welchen Rat gebet Ihr mir?“ fuhr der Kardinal barsch auf Capito drein. „Denn zu diesem Zweck allein ließ ich Euch rufen.“

Capito verzog das Gesicht. „Was ich rate, wird Ew. Gnaden wohl nicht gefallen, aber ich weiß nichts anderes und besseres. Ew. Gnaden müssen den Luther zum Schweigen bringen, daß er die angedräuete Schrift nicht ausgehen lasse, denn sonsten ein Lärmen und Geschrei werden wird, größer denn je zuvor. Dieses aber möchte der beste Weg sein, den Feind zu stillen, daß man säuberlich mit ihm fähret und ihm eine höfliche Antwort gibt.“

„Ihr hättet sollen Quacksalber werden“, höhnte der Kardinal bitter, „denn meisterlich versteht Ihr es, bittre Pillen zu drehen.“

Und doch sind bittere Pillen dem Kranken dienlicher denn süße Leckerei“, gab Capito zurück.

„Es ist genug!“ rief der Kurfürst wütend und machte eine unmißverständliche Handbewegung.

Der Kurfürst wollte seinem Diener grollen, auf dessen Urteil er sonst immer soviel gegeben, aber sosehr er auch sann und suchte, er fand keinen andern Ausweg, als die bittere Pille zu verschlucken.

Er setzte sich an den Tisch und nahm ein Blatt Papier. Mehrmals tauchte er die Feder ein, aber der Kiel sträubte sich ihm in der Hand, und er fand auch nimmer ein schicklich Wort. Er warf das Papier, nachdem er eine Zeile geschrieben, hinweg und nahm ein neues. Das hatte bald das gleiche Schicksal. Zum dritten setzte er an, und nun schien er in das rechte Gleis zu kommen, denn er schrieb hastig in einem fort und ließ nicht ab, bis er fertig war.

So lautete der Brief:

„Lieber Herr Doktor!

Ich habe Euren Brief, welches Datum stehet am Tag St. Katharinen, empfangen und gelesen und zu Gnaden und allem Guten angenommen; versehe mich aber gänzlich, die Ursach sei längst abgestellt, so Euch zu solchem Schreiben beweget hat; und will mich, so Gott will, dergestalt halten und erzeigen, wie es einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zustehet, soweit mir Gott Gnade, Stärke und Geduld verleihet. Darum ich auch treulich bitte und bitten lassen will. Denn ich von mir selbst nichts vermag, und bekenne mich, daß ich der Gnade Gottes bedarf. Wie ich denn ein armer, sündiger Mensch bin, der sündigen und irren kann und täglich sündiget und irret; das leugne ich nicht. Ich weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes nichts Gutes an mir ist, und daß ich sowohl ein unnützer, stinkender Kot bin als irgend ein anderer, wo nicht mehr.

Das habe ich auf Euer Schreiben in gnädiger Wohlmeinung nicht wollen bergen, denn Euch Gnade und Gutes um Christi willen zu erzeigen, bin ich williger denn willig. Brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden; hoffe, der barmherzige, gütige Gott werde hierin fürder Gnade, Stärke und Geduld verleihen, seines Willens in diesem und anderem zu leben.

Datum Halle am Tag — — —"

Hier sprang die Feder zurück.

„Halt ein!" rief sich der Schreiber selber zu. „Was tue ich? Nein, diesen seinen Willen soll der elende Bettelmönch nicht haben, daß ich mich gehorsam an die gesteckte Frist binde und damit seinen Hochmut nähre, als fürchte sich der Fürst vor dem Bauer. Das Schreiben mag liegen, bis die Frist verronnen ist, und danach erst abgehen!"

Er tauchte die Feder wieder ein und setzte als Datum den 21. Dezember.

Er stand auf und wischte sich den Schweiß. Noch nie in seinem einunddreißigjährigen Leben war ihm eine Arbeit so sauer geworden als diese. Er hatte sich gedemütigt, der stolze Mann, gedemütigt vor einem Bettler, vor einem von Kaiser und Papst Verfehmten, weil er mußte, weil dies der einzige Ausweg war aus Schmach und Schande. Es war eine Demütigung mit Zähneknirschen und geballter Faust, jedes Wort des Briefes Heuchelei. Durfte er hoffen, damit den Luther zu täuschen? —

Es war am ersten heiligen Weihnachtsfeiertag, als der Brief in des Empfängers Hände kam. Ein seltsames Christgeschenk! Ob er sich desselben freute? Im ersten Augenblick erfaßte ihn eine tiefe Rührung und Bewegung, ihn, den ehrlichen, geraden, auf die Schlangenwindungen höfischer Redensarten nicht geübten Mann; da öffnete ihm das Begleitschreiben Capitos die Augen, und er erkannte den ganzen Lug und Trug. Ein Gefühl unendlichen Schmerzes zog durch seine Seele, doch beschloß er, die Sache ruhen zu lassen, wenn das Ärgernis wirklich abgetan würde. In der Tat erhielt er diese Nachricht, und so ließ er die gedrohte Schrift ungedruckt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Des Propheten köstlichstes Geschenk an sein Volk.

„Siehe, das Buch ist fertig“, sagte an einem Morgen um die Mitte Januar des neuen Jahres 1522 Luther zu dem eintretenden Schloßhauptmann. „Ich bitte Euch, liebster Berlepsch, Ihr wollet Eile tun, daß es bald an seinen Ort komme, ich meine unter die Presse des Herrn Melchior Lotter zu Wittenberg, denn es ist not, daß die Christenheit es bald lese, damit nicht des unordentlichen Wesens noch mehr werde. Was zu Wittenberg geschehen, ist Euch kund; so hab ich auch auf meinem heimlichen Ritt dorthin unerkannt aus manches gemeinen Mannes Mund vernommen: man halte dafür, daß das Volk selbst etwas für das Evangelium tue, wo die Fürsten es darniederhalten. So will ich in diesem Büchlein die lieben Christen vermahnen, abzulassen von Gewalt und Empörung. Nicht Menschen sollen es tun, sondern Gott der Herr. Der wird den Antichrist stürzen, und zwar durch sein Wort,

sein Wort allein. Ist denn nicht durch dasselbe schon so Großes auf Erden ausgerichtet? Er wird auch fürderhin seine Kraft beweisen und den Papst richten."

„‚Das Wort' saget Ihr immer, Herr Doktor!" fiel Berlepsch ein. „Ja, wo ist es denn? Wer hat es denn? Siehe, es ist teuer im Lande; die Bibel ist ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln, wer mag sie brechen?"

„Ich will es tun!" rief Luther mit plötzlich aufflammender Begeisterung, daß es aus den großen Augen wie ein Blitz zuckte und Berlepsch unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. „Ja, ich will es tun! Siehe, lange schon habe ich mich mit diesem Gedanken und Absehen getragen und darum in diesem meinem Müßiggang auf der Burg fleißig Griechisch und Hebräisch gelernet. Nachdem mich nun jüngst zu Wittenberg die Freunde auch noch mit Macht gedränget, will ich nicht länger zaudern, sondern in Gottes Namen an die Arbeit gehen."

„Wie?" fragte Berlepsch mit der Gebärde des höchsten Staunens, „Ihr wollt die heilige Schrift des fremden Gewands entkleiden und deutsch machen? Scherzet Ihr, Herr Doktor?"

„Es ist mein heiliger Ernst, Herr Schloßhauptmann", versetzte Luther feierlich. „Und ich habe bereits angehoben, hier und da ein Stücklein versucht. Ja, ich will ihr ein deutsches Röcklein antun, als wäre sie nicht in Kanaan, sondern im deutschen Land gewachsen. Ich will sie deutsch machen, daß jedes Bäuerlein und jedes Schulbüblein sie lesen und verstehen kann."

„Das wird ein großes und schweres Werk, Herr Doktor, so viel verstehe ich wohl", fiel Berlepsch ein. „Und wenn es Frucht bringen soll, so muß es besser geraten als das, was in dieser Sache schon geschehen. Der Abt der Franziskaner in Eisenach hat mir einmal gesagt, daß es bereits eine Anzahl deutscher Bibeln gebe; die lauten wohl deutsch, es sei aber keine deutsche Sprache; auch wimmeln sie von Irrtümern, denn sie seien alle nach der in der Kirche üblichen lateinischen Übersetzung gemacht, die doch selbst an vielen Fehlern und Gebrechen leide. Auch sei nur eine geringe Zahl solcher Bibeln vorhanden, kaum für die Gelehrten ausreichend und überdem von wegen ihres hohen Preises für den armen Mann nicht zugänglich."

„Ihr seid recht berichtet worden, liebster Hauptmann", gab Luther zurück. „Niemand weiß besser denn ich, welch ein schweres Werk es sei, das Wort Gottes deutsch zu machen, und ich vermag's auch nicht hinauszuführen ohne Gottes Hilfe. Ich bin eines Bauern Sohn, dafür danke ich jetzo meinem Gott vieltausendmal, denn also bin ich unter dem Volk groß geworden, weiß

wie es denkt und wie es spricht. Übersetzen und übersetzen ist ein Unterschied. Man muß nicht die lateinischen Buchstaben fragen, wie man solle deutsch reden, sondern muß die Mutter im Haus, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf den Mund sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen sie es dann und merken, daß man deutsch mit ihnen redet."

Berlepsch ergriff bewegt des Doktors Hand. „Euch trau ich's zu, denn Ihr vermöget alles. Gott segne Euch zu diesem Werk! Es wird Euch Dank eintragen bis zum jüngsten Tag. Siehe, Ihr habet bis anher mit dem Schwert dreinschlagen und zerstören müssen — nun nehmet Ihr die Kelle und wollet bauen."

„Ich bin es meinem lieben deutschen Volke schuldig", antwortete Luther. „Habe ich so oft auf die Schrift gewiesen, so gebühret es sich mir auch, daß ich ihm die Schrift öffne, damit ein jeglicher sehen könne, ob sich's also halte, wie ich gelehret und geprediget."

„Ihr wollt die heilige Schrift ins Deutsche übertragen", fuhr Berlepsch nachdenklich fort, „aber in welches Deutsch? Siehe, wie es der deutschen Stämme eine Menge gibt, also auch läuft eine Unzahl Mundarten durcheinander. Wollet Ihr für das ganze deutsche Volk schreiben, geratet Ihr dann nicht in Not, welche Mundart Ihr erwählen sollet?"

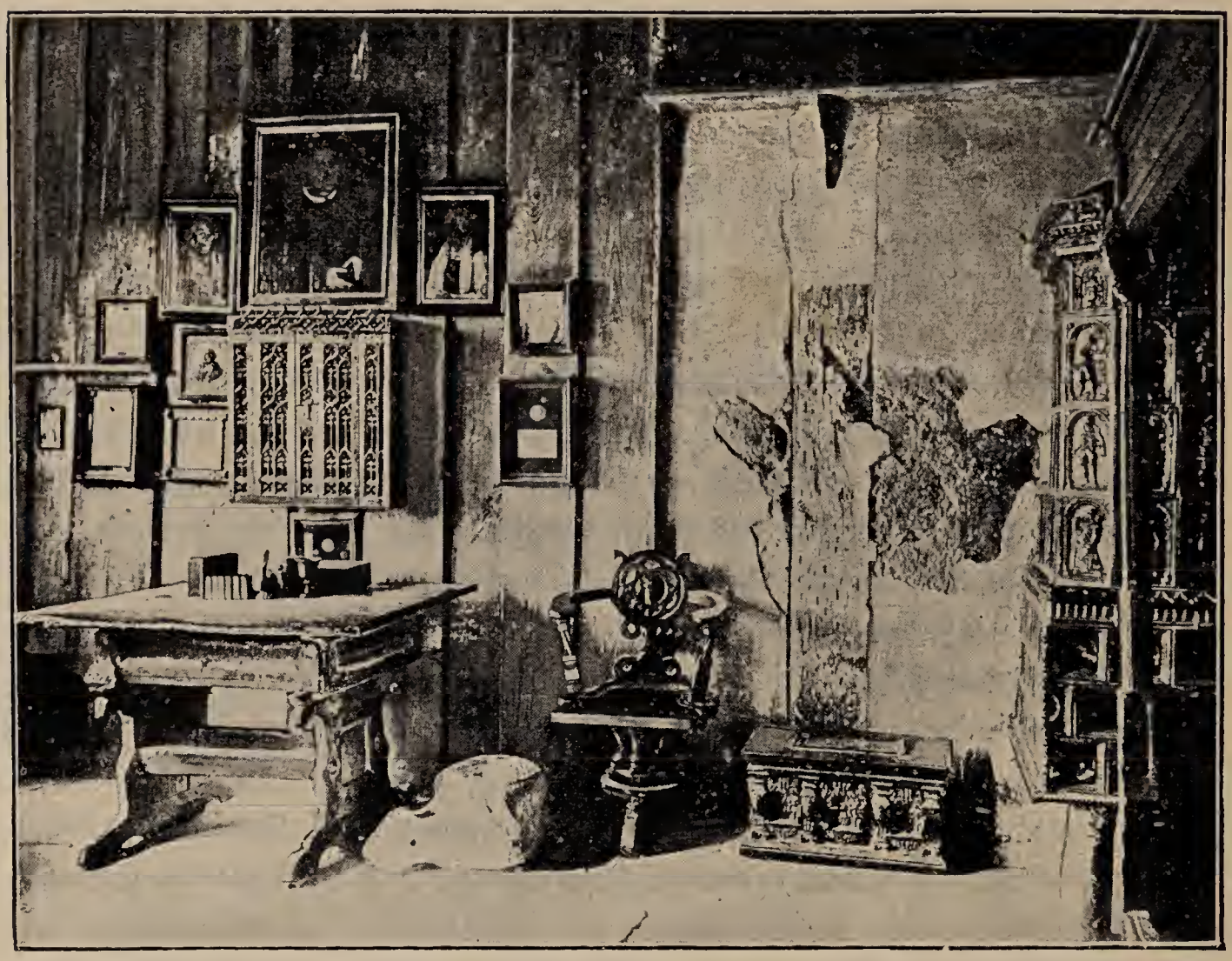
Luther sah den Hauptmann mit Staunen an, daß derselbe so schnell die Schwierigkeit sah, auf welche er selbst erst dann gekommen war, als er an die Arbeit gehen wollte. „Ja, ja", sagte er, „die Zerrissenheit des Reiches hat mir arge Not bereitet, und lange habe ich geschwankt, welche von den vielen deutschen Mundarten ich beim Schopf nehmen sollte. Da bin ich endlich auf den Gedanken gefallen, zu meiner Übersetzung der Bibel diejenige Sprache zu gebrauchen, welche in der Kanzlei des Kaisers und danach auch in der unsers gnädigen Kurfürsten gehandhabt wird. Verstehen diese die Deutschen noch nicht alle, so mögen sie sie lernen. Auch das wäre schon ein Segen, wenn meine Verdeutschung der Bibel dazu helfen würde, daß fortan alle gedruckten deutschen Bücher e i n e Sprache redeten."

„Ihr sagt, Ihr habet bereits begonnen", sprach Berlepsch. „Wolltet Ihr mir nicht ein Pröblein zum besten geben?"

„Von Herzen gern", versetzte Luther schnell und kramte in den auf dem Tisch liegenden Papieren. „Vernehmet den Beginn der Bergpredigt unsres Herrn, Matthäi am fünften:

„Da er aber das Volk sahe, stieg er auf einen Berg und setzte sich. Und seine Jünger traten zu ihm, und er tat seinen Mund auf, lehrete sie

und sprach: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind, die da Leide tragen, denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die von Herzen rein sind, denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden



Luther-Zimmer auf der Wartburg.

Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolget werden, denn das Himmelreich ist ihr. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übels wider euch, so sie daran lügen, um meinetwillen. Habt Freud und Wonne, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden, denn also haben sie verfolget die Propheten, so vor euch gewesen sind."

Berlepsch, der diese Schriftstelle zum erstenmal in seinem Leben vernommen, hatte mit gefalteten Händen und leuchtenden Augen zugehört. „Ei, welch ein Kleinod sind diese Heilandsworte! Wie begierig bin ich, alles zu

erfahren, was die Schrift enthält! Und wenn nun in Eurer Übersetzung alles aus diesem Ton gehet und so wohl lautet und so einfältig gesetzet ist, dann wird jedermann das Wort Gottes lesen und verstehen."

„Das walte Gott!" sagte Luther ernst. „Was ich noch sagen wollte, vielliebet Schloßhauptmann: der Bote, welcher nach Wittenberg abgehet, soll auch den Magister Melanchthon angehen um vielerlei Fragen, welche die Bibel betreffen, denn ohne des feinen, klugen Mannes Hilfe vermag ich in dieser Sache nichts. Danach mag er nach Altenburg zu Spalatin reiten mit demselben Absehen. Insonderheit soll mir dieser von den Edelsteinen, so in der Offenbarung Johannis am 21. vorkommen, Namen und Farbe verschaffen und womöglich die Steine selber, möge er sie nun bei Hofe selbst oder sonst woher erlangen."

Berlepsch bekam aus dieser Bemerkung einen Begriff von der Gründlichkeit, mit welcher Luther bei seinem Unternehmen zu Werke ging, und machte sich alsbald auf, den Boten abzuordnen. —

Mit stetig wachsendem Eifer setzte nun Luther die Verdeutschung der Bibel fort und gönnte sich oft die nächtliche Ruhe nicht, so daß Berlepsch ihm öfter ernst dreinreden und an die Sorge um seine Gesundheit erinnern mußte, denn das leibliche Übel wurde unter der angestrengten Arbeit nicht geringer, im Gegenteil, es verursachte ihm zuzeiten recht harte Pein.

Er hatte sich vorgenommen, bis Ostern mit dem neuen Testament fertig zu sein, und siehe, noch waren keine drei Monate verstrichen, da lag das vollendete Werk vor seinen glückselig strahlenden Augen. Berlepsch wollte es nicht glauben, und da er sich durch eignen Augenschein überzeugt, da brachen dem starken Mann die Tränen hervor, und Luther mußte neuen Lobsprüchen des begeisterten Mannes stillhalten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Eine Feuersbrunst.

„Was ist Euch, Junker Jörg?" fragte Berlepsch an dem Morgen des letzten Februartages den Luther, der mit großen Schritten im Burghof auf und niederging und im Gesicht glühte, als hätte er das Fieber. „Hat Euch Euer altes Gebrest abermals eine böse Nacht bereitet?"

Der Angeredete schüttelte den Kopf. „Nein liebster Berlepsch! Der Lindwurm in meinem Gedärm hat mir Ruhe gelassen, aber der Brief, so von Wittenberg zuletzt eingegangen, hat mir das Blut erreget, daß mich der Zorn und die Angst schier verzehrt. Lieber Hauptmann, die Zeit des Versteckens und Müßiggangs ist vorüber, ich muß hinweg, es komme, was da wolle. Mein Büchlein wider den Aufruhr habe ich umsonst geschrieben, die Rottengeister achten's nicht. So muß ich selber unter sie und ihnen das Maul stopfen."

„Was ist Neues geschehen?" fragte Berlepsch geängstigt.

„Ach Gott, ach Gott", rief Luther auf das schmerzlichste bewegt, „aus der Reformation ist eine Revolution geworden, die alles, was ich gebaut, zu stürzen droht. Vieles wisset Ihr ja schon, sonderlich von dem Karlstadt, daß er mit seinem hitzigen Kopfe Neuerungen mit Gewalt hat ins Werk richten wollen, obwohl er sich an den Augustinern in Wittenberg hätte ein Exempel nehmen können, welche auf einem Konvent in den ersten Tagen des Januar Beschlüsse gefasset haben, die ich nur billigen kann. Der große Anhang, den er in der Stadt gefunden, hat ihn vollends aus dem Gleichgewicht gebracht und zu schlimmen Dingen verleitet, indem er das Geistliche mit Fleischlichem vermengt. Der Unhold saugt an der Mutterbrust des Gotteswort so gierig und gewaltsam, daß das Blut kommt statt der süßen Milch. Der Narr will mit seiner plumpen, rauhen Hand die Knospe aufbrechen, anstatt in Geduld zu warten, bis die Lenzessonne leis den Kelch erschließt. Zwar ist unter seinen Neuerungen auch manches Gute, dem ich beipflichten muß, wie zum Exempel was er von der Armenpflege und wider den Bettel sagt; wie er aber mit der Messe fährt und was er wider die Altäre und Bilder in den Kirchen predigt, solches muß zu einer greulichen Verwüstung des Heiligtums führen. So will er auch die Priester in die Ehe treiben und ihnen Weiber aufzwingen, sagend, es d ü r f e niemand ein geistlich Amt bekleiden, der nicht Weib und Kind habe. Nun sind zum Überfluß von Zwickau noch drei Männer herübergekommen, die sich als Propheten ausgeben, sich rühmend, von Christo besonderer, über die Schrift hinausgehender Offenbarungen gewürdigt zu sein, und pochend auf den aus ihnen redenden Geist, daher auch die heilige Schrift verachtend und sich allein auf das innere Licht verlassend."

„Manches schon ist mir über diese Schwarmgeister zu Ohren gekommen", fiel Berlepsch ein, „doch weiß ich bis zur Stunde noch nicht, was sie eigentlich wollen und welches ihre neue Lehre sei."

„Darüber ließe sich mit vielen Worten reden", fuhr Luther fort.

„Daß ich's kürzlich sage: sie verwerfen zum ersten den geistlichen Stand. Nicht allein die päpstlichen Pfaffen wollen sie aus der Welt schaffen, sondern auch die Prediger des Evangeliums, wie denn unter ihren mancherlei Weissagungen auch diese ist, daß binnen kurzem alle Priester sollen erschlagen werden, denn der heilige Geist nichts danach frage, ob einer ein Studierter sei, sondern er rede aus einem jeglichen ungelahrten Mann, welchen er erwähle. — Zum andern wollen sie nichts wissen von der Kindertaufe und lassen darum die Erwachsenen noch einmal durchs Wasser gehen. — Zum dritten reden sie viel von einer sichtbaren Gemeine der Heiligen. Anstatt nach Christi Gebot das Unkraut mit dem Weizen wachsen zu lassen bis zur Ernte, wollen sie dasselbe mit Gewalt ausreuten und schon hier auf Erden eine wahrhaft reine Gemeinschaft der Gläubigen auf den Plan bringen; wie sie denn abermals weissagen, binnen fünf, sechs, sieben Jahren solle eine solche Änderung in der Welt werden, daß kein Unfrommer oder böser Sünder sollte lebendig überbleiben."

„Und solche Narren haben in Wittenberg eindringen und Gehör finden können?" fragte Berlepsch.

„Gott sei's geklagt!" seufzte Luther. „Gar groß muß die Gewalt ihrer Rede sein, daß sie auch den Magister Philippus irre gemacht haben, den ruhigen, besonnenen Mann. Sonderlich einer von ihnen, Markus Stübner, ein gelahrter Mann, hat in Melanchthons Hause Herberge gefunden und mit seinem Wirt gar viel zusammengesessen. Amsdorf gehet ihm behutsam aus dem Weg, fürchtend, von ihm überwältigt zu werden. Am eifrigsten aber ist der Karlstadt ihnen zugefallen, denn er in ihnen Fleisch von seinem Fleische siehet, und der böse Geist ist nun in ihm vollends mächtig geworden. Nachdem er schon zuvor mit der Messe in ordnungswidriger Weise gebrochen und wider die Altäre und Bilder in den Kirchen gepredigt, hat er nun ein Büchlein ausgehen lassen: ‚Von Abtuung der Ölgötzen', darinnen er zum ersten sagt: ‚Daß wir Bilder in den Kirchen haben, ist unrecht und wider das erste Gebot. Gott kann's nicht leiden.' Weiter sagt er: ‚Daß geschnitzte und gemalte Ölgötzen auf den Altären stehen, ist noch schädlicher und teuflischer. Darum ist es gut, nötig, löblich und göttlich, daß wir sie abtun.' Und nun siehet er die Obrigkeit an, die soll das Werk in die Hand nehmen. Da nun aber der Rat von Wittenberg sich solches Ansinnens geweigert, hat er das Wort hingeworfen, daß bei Nachlässigkeit der Obrigkeit die Gemeine Macht habe, solches zu tun. Damit hat er der Menge das Zeichen zum Aufruhr gegeben, denn in wilden Haufen ist man in die Kirchen gebrochen und hat greuliche Zerstörung angerichtet."

„Was aber hat der Kurfürst zu dem allen gesagt?“ fragte Berlepsch kopfschüttelnd.

Luther erwiderte: „Das kurfürstliche Gericht hat den Karlstadt samt dem Zwilling zur Rechenschaft gezogen und gescholten, aber mit einer Strafe verschonet. So sind die beiden nur noch stürmischer und wüster geworden. Karlstadt hat den Christen statt des alten päpstlichen Jochs ein neues karlstadtisches auf den Nacken geworfen. Zum ersten hat er gefordert, daß man sich an die Fastengebote nicht mehr kehren dürfe, während es doch einem jeden freistehet, zu fasten oder nicht zu fasten. So ist's gekommen, daß viele jetzt meinen, sie tuen Gott einen Dienst damit, wenn sie zur Fastenzeit Fleisch äßen. Noch schlimmere Früchte aber hat die Verachtung der theologischen Wissenschaft getragen. Diese mag Karlstadt wohl von den Zwickauer Tuchmachern gelernet haben, welche sagen, man solle keinen gelahrten Mann zum Prediger oder Priester in der Kirche annehmen oder leiden, sondern eitel Laien und Handwerksleute, wenn sie nur lesen könnten. Solcher Weisheit ist auch Herr Mohre, der Rektor der Wittenberger Knabenschule, zugefallen, der sich doch damit selbst ins Fleisch schneidet, denn er predigt allenthalben, die Leute täten wohl, wenn sie ihre Kinder aus der Schule nähmen, sintemal alles Studieren vom Übel sei; derhalben man weder Schulen noch Universitäten halten solle.“

„Behüte Gott!“ rief Berlepsch dazwischen. „Ist denn der Satanas in Wittenberg gänzlich entfesselt? Was soll daraus werden, wenn solcher Teufelspropheten Saat aufgeht?“

Luther verzog bitter den Mund. „Sie keimet bereits! Die Schule steht verlassen und ist in ein Brothaus gewandelt. Von den Studenten aber haben gleichfalls viele der Stadt den Rücken gekehret, sagend: sie wollten heim und ein Handwerk lernen, man dürfte nicht mehr studieren.“

„Und was sagt Melanchthon dazu?“ fragte Berlepsch.

Luther machte eine unmutige Bewegung. „Auf den ich mein ganz Vertrauen gesetzet hatte, daß er würde fein säuberlich pflanzen, wo ich den Acker aufgebrochen und urbar gemacht, er hat nun ganz das Herz verloren und bekennet mit Weinen: ‚Ich kann das Wasser nicht mehr aufhalten.‘“

„Und der Kurfürst?“ fragte Berlepsch weiter.

Luther erwiderte: „Der fromme Mann möchte wohl helfen, wenn er nur wüßte die Geister zu unterscheiden, wenn er nur verstünde, welche Neuerungen dem Evangelio gemäß seien und welche ihm widerstreiten. Er ist von der Wahrheit schon zu sehr ergriffen, als daß er das Alte sollte mit

Gewalt festhalten, aber seine Erkenntnis ist doch noch nicht hell genug, um die Wahrheit von dem Irrtum zu scheiden. So siehet er den Dingen abwartend zu, hoffend, daß die Tollheit bald ausgeschäumt haben werde. — Soll i ch nun auch so ruhig zusehen, lieber Berlepsch? Soll ich hier müßig die Hände in den Schoß schlagen und harren, bis alles drunter und drüber gegangen und es mit der Hilfe zu spät ist? Oder soll ich die Sache dem Reichsregiment überlassen, welches, von dem in den Krieg mit Frankreich gezogenen Kaiser zu Nürnberg eingesetzt, alle Bischöfe des Reichs zu tapferem Handeln wider die kirchlichen Neuerer aufgeboten?"

Der Schloßhauptmann geriet in große Verlegenheit, er wußte nicht wo aus noch ein. Er wollte Luther vor dem gefährlichen Schritte warnen und mußte sich doch sagen, daß anders dem gefährdeten Evangelio nicht zu helfen sei.

Luther sah ihm seine Gedanken an und kam ihm mit der Antwort zuvor. „Redet mir nicht drein, denn allbereits habe ich dem Kurfürsten in einem Schreiben meinen Vorsatz kundgegeben, daß ich mein Versteck lassen und gen Wittenberg reiten werde, ob Gott Gnade gebe, die Rottengeister zu dämpfen."

Von dem Bergfried ertönte in diesem Augenblick ein kurzer Hornstoß. Alsobald vernahm man das Rasseln der Zugbrücke und dröhnenden Hufschlag. Nicht lange, so stand ein Bote vor den beiden Männern, der langte aus seiner Tasche ein Schreiben mit den Worten: „Antwort von Sr. Kurfürstlichen Gnaden!"

„Ha!" riefen Berlepsch und Luther zugleich, und der letztere öffnete hastig den Brief.

Kaum hatte er den kurzen Inhalt überflogen, so sagte er scharf und bestimmt: „Es tut mir weh, mein gnädigster Herr, aber Eure Mahnung kommt zu spät, denn mein Gang ist beschlossen! Man muß Gott mehr gehorchen denn dem Menschen."

Berlepsch ergriff geängstet den Doktor am Arm. „Um Gotteswillen, was wollt Ihr tun? Erkennet vielmehr in der Warnung des Kurfürsten die Stimme Gottes! Ich fürchte, Ihr reitet in den Tod. Und wie sollte ich auch vor Sr. Kurfürstlichen Gnaden bestehen, ich, in dessen Hut er das teure Leben befohlen?"

Luther wollte weich werden: die Liebe und Fürsorge des getreuen Pflegers bewegte ihm das Herz. Aber er bezwang sich und sagte: „Euch mag keine Ahndung treffen, denn Ihr habt an dem Junker Jörg getan, was Ihr schuldig waret, und noch darüber, dafür ich Euch von Grund meines

Herzens Dank sage, will Euer auch allewege in meinem Gebet gedenken und Euch ein treues Gedächtnis bewahren bis ans Ende, desgleichen vor dem Kurfürsten Euer Fürsprech sein, so es dessen bedürfte. Was mich betrifft, so frage ich nach der Reichsacht nichts, denn ich stehe in Gottes Hut, auf den will ich's wagen."

Der Schloßhauptmann geleitete Luther auf dessen Losament und saß bei ihm noch bis gegen Mittag.

Am andern Morgen hielt auf dem Burghof ein reisiger Knecht mit zwei Pferden, um ihn her stand die gesamte Burgmannschaft.

Nicht lange, so erschien der Junker Jörg in Reiterkleidung, geleitet von dem Schloßhauptmann. Er reichte den Mannen der Reihe nach die Hand: „Lebt alle wohl, ihr Lieben! Ich sage euch Dank für alles Wohlmeinen, so ihr dem Junker Jörg erzeiget. Ungern scheide ich von euch, doch lasset mich ziehen, denn wenn Gott einen Menschen ruft, so muß er gehen, und ging's in den gewissen Tod."

Schweigend sahen die Mannen zu, wie der Junker Jörg in den Sattel stieg, schweigend sahen sie ihn durch das Burgtor verschwinden. Sie standen mit gefalteten Händen, und ihre Lippen flüsterten heißes Gebet.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem Heimweg.

Es war Fastnacht. Auf den Straßen und Gassen des Städtleins Jena bewegte sich das Volk in toller Ausgelassenheit, um sich für die Entbehrungen der bevorstehenden Fastenzeit durch Leckerei und Narretei schadlos zu halten. Doch mußte sich das lärmende Treiben bald aus der Öffentlichkeit unter Dach und Fach zurückziehen, da ein schweres Unwetter mit Sturm und einem Gemisch von Schnee und Regen sich entlud.

Auf der Landstraße von Orlamünde her bewegte sich ein elendes Gefährt auf Jena zu und wankte in dem kotigen Weg wie ein Trunkenbold bald herüber, bald hinüber. Auf dem Hintersitz des Wagens kauerten zwei junge Gesellen, welche gar kleinmütig in das Wetter schauten, während vorn der Fuhrmann alle Mühe hatte, die müden Gäule vom Fleck zu bringen. Der letztere hatte die beiden Fremden, welche sich ihm als Schweizer zu erkennen

gegeben und mitgeteilt hatten, daß sie auf dem Weg nach Wittenberg seien, barmherzig aufgeladen und ihnen die Mitfahrt bis nach Jena zugesichert.

Als unweit der Stadt das Wetter endlich abließ, wandte sich der Alte zu den beiden um: „Also gen Wittenberg wollt ihr? Etwa um des Luthers willen?“

Als sie bejahten, zuckte er die Achseln. „Dann habet ihr den Weg umsonst gemacht, denn der Luther ist nicht in Wittenberg, weiß auch niemand für gewiß zu sagen, wo er sich verborgen halte vor den Meuchlern, denn er liegt in Bann und Acht. Man munkelt wohl, der Kurfürst halte ihn auf der Wartburg verborgen, und sind auch dessen manche Anzeigen; aber was frommt das e u ch?“

Die beiden Schweizer waren von dieser Mitteilung gar nicht erbaut und hätten am liebsten wieder umkehren mögen. Vorerst aber mußten sie wegen der einbrechenden Nacht in der Stadt Herberge suchen.

Sie stiegen im Tor ab und fragten von Wirtshaus zu Wirtshaus, wurden aber allenthalben abgewiesen, denn die Wirte hatten um der Fastnacht willen ihre Stube schon voll, daß für Pilger kein Raum mehr war.

Schon waren sie aus dem entgegengesetzten Tor hinaus und wollten nach dem nächsten Dorf ziehen, da wies sie ein Mann nach der Herberge zum schwarzen Bären, da würden sie wohl Unterkommen finden. Wirklich wurden sie hier von dem Wirt freundlich empfangen und alsbald in die Stube geführt.

Die Stube war leer, nur in der einen Ecke hart am Ofen saß ein einsamer Mann am Tisch und hatte einen Krug vor sich. Er trug ein rotes Lederbarettlein, hirschledernes Reiterwams, lange Lederstiefel und ein Schwert, auf dessen Knauf er sich mit beiden Händen stützte; vor ihm aber auf dem Tisch lag ein aufgeschlagenes Buch.

Die Gäste wollten sich in Anbetracht ihrer schmutzigen Schuhe ganz still und bescheiden auf die Bank an der Tür drücken, doch aus dem Winkel rief es ihnen freundlich entgegen: „Grüß Gott, ihr Herren! Wollet ihr nicht zu mir halten und mir aus meinem Krug Bescheid tun?“

Die jungen Fanten sahen schamhaft an ihrem Habit hernieder, da aber der Reitersmann seine holdselige Anrede wiederholte, faßten sie sich ein Herz und rückten herzu.

Nun fragte der Ritter, woher sie kämen und wohin sie wollten; und da sie erwiderten: „Aus St. Gallen kommen wir und wollen gen Wittenberg, unsre Studien dort zu vollenden“, so warf der Ritter leicht hin: „Ei, da werdet ihr gute Landsleute finden, Hieronymus Schurf, den Juristen und seinen Bruder Augustin, den Arzt.“

„An die haben wir Briefe bei uns", antwortete der eine, Namens Johannes Keßler. „Aber es ist uns mehr um einen andern zu tun, den Luther. Wir haben seinen Ruhm im Schweizerland vernommen und sind gekommen, ihn zu hören. Lieber Herr, wisset Ihr uns nicht zu bescheiden, ob Martinus Luther jetzo in Wittenberg, oder an welchem Ort er sonsten sei?"

Der Reiter tat einen langen Zug aus seinem Krug, dann sagte er: „Ich hab' gewissen Bericht, daß der Luther zur Stunde nicht in Wittenberg ist, sondern in Patmos; aber er wird gar bald nach Wittenberg kommen. Dann könnet ihr ihn hören und euch von ihm begroben lassen, denn er soll ein gar harter Klotz und rechter Bauer sein. So ist der Melanchthon ein ganz anderer Mann. Der tritt so sanft und säuberlich als ein Mägdlein. Und Griechisch kann er, daß einem Hören und Sehen vergeht. Der weiß überhaupt viel mehr denn der Luther; den müsset ihr hören, wenn er das neue Testament auslegt. Und andere sind da, die können Hebräisch gleich einem geborenen Jüden. Dieses ist euch auch viel not, denn das alte Testament ist das A B C des neuen. Mag niemand Christum recht verstehen, der nicht zuvor bei dem Mose in der Schule gesessen. So ihr aber beides, das alte und das neue Testament, trefflich habt studieret und exerzieret, so seid ihr rechte Theologi und bedürfet der übrigen menschlichen Weisheit wenig."

Danach fragte der Reiter: „Wo habt ihr vormals studiert?" Und da sie nun antworteten: Zu Basel, so fragte er: „Wie stehet es zu Basel? Ist Erasmus von Rotterdam noch dort und was tut er?"

„Mein Herr", versetzte Keßler, „wir wissen es nicht anders, denn daß es wohl mit ihm stehet. Was er aber handelt, ist jedermann unbekannt und verborgen, denn er verhält sich ganz still und heimlich."

Dabei schauten die Schweizer den Mann, der so seltsam zu fragen wußte, auch hier und da ein lateinisches oder griechisches Wort in seine Rede mischte, mit gemehrtem Erstaunen an, als könne er nicht ein gemeiner Reiter sein. Und sie vermochten nicht den Blick von seinen Augen zu wenden. Was waren das nur für Augen? Sie leuchteten wie Feuer, aber sie brannten nicht, sie sengten nicht, sondern es war, wie wenn die Lenzessonne über der Erde steht, daß es wächst und blüht und duftet.

Es war den beiden Studenten unter dem mildherzigen Ton, in welchem der Fremde redete, so heimlich zu Mut geworden, daß der eine, Johannes Reutiner mit Namen, sich neugierig über den Tisch neigte, zu sehen, was für ein Buch das wäre, das da vor dem seltsamen Manne lag, der aussah wie ein Ritter und redete wie ein Doktor. Und siehe, es war ein hebräischer Psalter.

Da griff er dreist zu und begann darin zu blättern. „Einen Finger gäb' ich darum", sagte er dabei, „wenn ich das lesen könnte, wie der heilige Mose und David und Jesaias geredet haben."

Und der Reitersmann nickte lächelnd mit dem Kopf dazu und meinte, er habe sich das auch unterwunden, ob es gleich ein mühselig Ding sei; je mehr er aber der Sache obliege, desto größere Freude habe er daran, denn desto mehr falle ihm die Decke Mosis von der Heimlichkeit des alten Bundes.

Die Schweizer schämten sich vor sich selbst, daß sie als Studenten der Gottesgelahrtheit weniger wüßten als so ein Reitersmann, der doch wohl füglicher mit Rossen und Hunden, Schwert und Lanze zu hantieren wisse als mit den Büchern. Und sie sprachen ihre Verwunderung aus, was ihn denn zu solchem Studieren reize. Doch der Ritter schien das überhört zu haben und fragte, was man im Schweizerland vom Luther halte.

Da antwortete Johann Keßler: „Lieber, es sind dort, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Etliche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrtümer zu erkennen gegeben; etliche aber verdammen ihn als einen unleidlichen Ketzer, zumal die Geistlichen."

Da sprach der Junker: „Ich versehe mich des wohl, es sind die Pfaffen."

„Wir aber zählen nicht zu ihnen", fiel Keßler schnell und eifrig ein. „Ach, was gäben wir darum, wenn wir den Luther sähen und hörten!"

Währenddem war der Wirt hereingetreten. Er lächelte ein wenig und sprach: „Wäret ihr vor zweien Tagen allhier gewesen, so hättet ihr ihn mögen sehen, denn hier an diesem Tisch ist er gesessen." Dabei lachte er laut auf und ging wieder zur Tür hinaus.

Als die beiden Schweizer das hörten, wollten sie schier bersten vor Ärger über die abscheulichen thüringischen Wege, die ihnen solche Versäumnis verursacht hätten, daß ihnen der Luther entgangen wäre.

Als sie nun ihrem Unmut mit herben Worten Luft machten und dem Ritter fast zürnten, daß er zu ihrem Mißgeschick noch lächeln könne, rief der Wirt zur Tür herein und winkte den einen zu sich hinaus.

Keßler erschrak, indem er fürchtete, etwas Unschickliches getan zu haben. Der Wirt aber sprach zu ihm draußen: „Vereifert Euch nicht! Dieweil ich erkenne, daß Ihr den Luther in Treuen zu hören und zu sehen begehret — der ist's, der bei Euch sitzt!"

Keßler schrak zusammen, nahm aber alsbald diese Worte für Gespött und sprach: „Ja Herr Wirt, Ihr wollet mich gern foppen und meine

Begierde mit des Luthers Wahnbild ersättigen.“ Der Wirt blieb indes dabei: „Er ist's gewißlich! Doch tuet ja nicht, als ob Ihr ihn dafür haltet und erkennet.“

Keßler ließ den Wirt stehen und ging ungläubig in die Stube zurück. Er winkte seinen Gesellen vom Tisch hinweg ans Fenster und raunte demselben zu, was der Wirt ihm draußen vertrauet.

Da lächelte dieser und sagte ebenso leise: „Du hast ihn nicht wohl verstanden! Er hat gesagt: Es ist der Hutten.“

Dieser Gedanke leuchtete dem Keßler ein. Ritterkleidung und Buch paßte ja zu dem Hutten vortrefflich, dazu klangen ja auch die beiden Namen Luther und Hutten so ähnlich, daß er sich leicht verhört haben konnte.

So traten beide wieder zu dem Tisch und redeten mit dem Ritter, wie wenn's der Hutten wär, und der Ritter ließ sich's auch gefallen.

Indem kamen zwei Kaufleute herein, welche gleichermaßen im Bären nächtigen wollten. Sie taten ihre Mantelsäcke auf die Bank, welche längs der Wand hinlief, und der eine von ihnen langte ein uneingebundenes Buch hervor.

Da fragte der Ritter: „Was ist das für ein Büchlein?“

„Es ist“, versetzte der Angeredete, „Doktor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und ausgegangen. Habet Ihr die schon gesehen?“

Jener warf einen kurzen Blick hinein und sagte: „Sie sollen mir auch bald zukommen.“ —

Unterdessen hatte der Wirt die Tafel gerüstet und rief zur Abendmahlzeit. Da nun die Studenten das reichliche Mahl verlegen anschauten von wegen ihres schwachen Beutels, sprach der Junker freundlich: „Kommet herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirt wohl abtragen.“

Nachdem sich nun alle um den Tisch gesammelt hatten, tat er sein Käpplein ab und betete mit lauter Stimme: „Aller Augen warten auf dich, Herr, und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du tust deine milde Hand auf und sättigest alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Amen.“

„Amen!“ wiederholten alle fromm und langten tapfer zu.

Als nun die Kaufleute, an das herzliche Tischgebet erinnernd, ihr Bedenken laut werden ließen, ob wir armen, sündigen Menschen auch wohl solche edle Gottesgaben hinnehmen und genießen dürfen, antwortete der Junker: „Er hat alles darum geschaffen, daß wir seiner gebrauchen und genießen; fordert anders nichts von uns, denn daß wir erkennen, daß es seine Gaben sind, und sie mit Danksagung genießen.“

Spricht einer der Studenten: „Ach, wo alle also dächten wie Ihr, Herr Junker, sonderlich die großen Herren, alsdann würden nicht so viele gute Gottesgaben schändlich und lästerlich umgebracht werden.“

Über des Ritters Gesicht ging eine Wolke. „Ich gedenke an Nürnberg“, sagte er erregt, „wo anjetzo die Fürsten zusammensitzen, um über die Händel wegen Gottes Wort und die Beschwerungen der Nation zu ratschlagen. Aber was wird aus dem Rat und gemeiner Sache Besserung? Da heißet es, wie ehemals in der Wüsten: Das Volk setzte sich nieder zu essen und zu trinken und stand auf zu spielen. Da bringen sie die Tage hin bei Wein und Wildbret, prangen daher in Hoffart und Eitelkeit, schauen den Narren und Gauklern zu und buhlen mit den losen Dirnen; und das arme Volk seufzet weiter. Aber ich bin der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bringen werde bei unsern Kindern und Nachkommen, die nicht vom päpstlichen Irrtum vergiftet, sondern jetzund auf die lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzet werden, als an den Eltern, bei welchen die Irrtümer eingewurzelt sind, daß sie nicht leicht können ausgereutet werden.“

„Ja, wenn der Luther noch da wär“, sagte einer der Kaufleute, „der würde es schon machen. Ich bin ein einfältiger, schlichter Laie, verstehe mich auf die Händel nicht besonders. Das sag' ich aber: Wie mich die Sache ansiehet, so muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel sein oder ein Teufel aus der Höllen. Ich hab nur noch zehn Gülden, die wollt ich aber gerne ihm zulieb dran wenden, daß ich ihm beichte; denn ich glaube, er möchte und könnte mein Gewissen wohl beraten.“

Als nach Tisch die Kaufleute, welche morgen mit dem frühesten sich von dannen heben wollten, die Stube verlassen hatten, dankten die zwei Schweizer dem Unbekannten mit vielen Worten, daß er für sie die Zeche bezahlt und sie noch köstlicher mit seinen Worten bewirtet habe. Dabei redeten sie ihn immer mit „Hutten“ an.

Der Ritter lachte hell auf und sprach zu dem Wirt: „Wie schnell man doch zu Ehren und Würden kommen kann! Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann geworden, denn diese Schweizer halten mich für Ulrich von Hutten.“

Der Wirt platzte heraus: „Ihr seid nicht der Hutten, aber Ihr seid der Luther!“

Da lachte der Ritter noch mehr und scherzte weiter: „Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther — was gilt's, bald werde ich wohl gar noch der Eulenspiegel werden.“

Nun brach er aber schnell von diesem Gespräch ab, indem er sein Bierglas erhob und sprach: „Schweizer, trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen!“

Wie nun Keßler das Glas nehmen wollte, wechselte er es, bot dafür einen Krug mit Wein und sagte: „Das Bier ist für euch unheimisch und ungewohnt. Trinket den Wein!“

Damit stand er auf, warf den Waffenrock auf seine Achsel und reichte den Schweizern die Hand zum Abschied, indem er hinzufügte: „Wenn ihr gen Wittenberg kommet, grüßet mir den Doktor Hieronymus Schurf.“

Sie fragten hinter ihm drein: „Aber von wem sollen wir denn grüßen?“

Er antwortete: „Saget ihm nicht mehr denn dieses: ‚Der da kommen wird, lässet Euch grüßen;‘ so verstehet er die Worte bald.“

Man hörte ihn hernach oben in seinem Losament auf und nieder gehen, dann war's, als ob jemand laut rede, und dann ward alles still.

Die Studenten sahen einander an und schüttelten den Kopf. Johann Keßler sagte vor sich hin: „Nach seinem Rock ist es der Hutten, nach seinen Worten aber kann es der Hutten nicht sein, denn dessen Zunge ist scharf und spitzig wie sein Schwert; wenn aber d i e s e r redet, das ist wie Maienregen auf ein dürres Land.“ —

Am andern Morgen, als es erst ein wenig dämmerte, pochte es gewaltsam an die Tür des Kämmerleins, da die beiden Schweizer nächtigten. Bald erkannten diese die Stimme der Kaufleute, welche dringend Einlaß begehrten und riefen: „Tuet auf, ihr Herren, es ist der Luther!“

Der Nachtriegel wurde eilig hinweggezogen und die Kaufleute drangen herein. „War es uns doch gleich so eigen“, sagte der eine atemlos, „als wir in dieses Gesicht schauten! Das war dasselbe Gesicht, welches wir vor einem Jahr in dem Wägelein sahen, da er gen Worms fuhr. Freilich, der große Bart hat ihm ein ander Ansehen gegeben. Aber an den Augen hätten wir's doch sehen sollen, daß es der Luther sei, denn solche Augen hat kein Mensch mehr in der Welt. In der Nacht jedoch ist uns alles wieder klar geworden; und nun sind wir in der Früh zu ihm gelaufen, daß wir ihm unsre ungeschickten Worte von gestern abbitten wollten. Sein Losament war ledig, so suchten wir im Hof und trafen ihn im Stall bei seinem Rößlein. Nun eilet, ihr Herren, wenn ihr ihn noch sehen wollet, ehe denn er zum Tor hinaus ist!“

Mit überstürzender Hast warfen sich die Schweizer in die Kleider und sprangen hinab in den Hof. Da ritt der Junker mit seinem Knecht eben zum

Tor hinaus, und die beiden ereilten ihn nur noch mit Not. Sie neigten sich tief vor ihm, und Johann Keßler sprach: „Ehrwürdiger Herr Doktor, Ihr seid es selber, Ihr seid der Prophet des lebendigen Gottes. Gelobet sei der Herr, der uns diesen Tag hat sehen lassen."

„Was wollet ihr?" fragte mild der Reitersmann vom Pferd herunter. „Einen armen Sünder habt ihr gesehen, den Gottes Gnade gerettet hat. Aber stehet auf und gehet gen Wittenberg, da wird man euch sagen, was ihr tun sollt! Gesegn' euch Gott!"

Damit spornte er sein Roß und ritt mit seinem Geleitsmann in den hellen Morgen hinein.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Glorreicher Sieg.

War das nur ein Drängen und Stoßen des Volks um die Pfarrkirche in Wittenberg her, am Sonntag Invokavit des Jahres 1522! Es war ja längst ruchbar geworden: der Luther ist wieder da, er ist ohne Geleit und Schutz dahergeritten gekommen, mitten durch die Lande Herzog Georgs von Sachsen, seines erbittertsten Gegners; und die Kunde hatte auf die Bürgerschaft wie eine Erlösung gewirkt. Mochte auch mancher bei dem Gedanken an den Kurfürsten, wider dessen Willen Luther sein Versteck verlassen hatte, sich peinlich bedrückt fühlen, man tröstete sich doch in dem Bewußtsein: es ist notwendig so; wenn der Luther nicht gekommen wär, so wär alles verloren. Besonders froh war Melanchthon, der sich als zu schwach erwiesen hatte, das Schifflein durch den brausenden Sturm hindurchzusteuern.

Nun hieß es: Luther will von der Kanzel wider die Schwarmgeister zeugen, und diese Kunde war es, welche das Gedränge auf dem Marktplatz verursacht hatte. Viele Hunderte mußten außen bleiben, aber sie wichen nicht vom Platz, sie hofften, durch die offengelassenen Türen doch hier und da ein Wörtlein zu erhaschen.

Alles hielt den Atem an in der gespanntesten Erwartung: wird er imstande sein, die Bewegung zu stillen und die Schwarmgeister zu bändigen? Ist es nicht vielleicht schon zu spät? Ist die Unordnung nicht schon zu groß geworden? Wird er's zwingen mit dem bloßen Wort?

Aller Augen hafteten starr auf der Kanzel. Da stand er wieder, der liebe, teure Mann. Das Ritterkleid samt dem Bart war gefallen, und die Mönchskutte umwallte wieder die Gestalt des Doktor Martinus — eine ganz nagelneue: der Rat von Wittenberg hatte sie dem Heimgekehrten zum Willkommen verehrt. Da klang sie wieder durch die weiten Hallen, die helle, tönende Stimme, die man seit elf Monaten nicht mehr vernommen.

Und *wie* klang sie? Man hatte allgemein erwartet, der Prophet werde im Sturm und Feuer des Eliaseifers daherfahren und mit demselben Ton, welchen man bisher von Karlstadt und seinen Genossen zu hören gewohnt geworden war, die Widersacher niederdonnern. Aber siehe, er kam nicht im Sturm und Feuer, sondern im stillen, sanften Sausen ruhiger Belehrung. Er zeigte, was die wahre evangelische Freiheit sei und wie sich dieselbe von der Schwärmerei unterscheide; er legte den Hörern klar, wie diejenigen, welche meinten, das Joch des Papsttums gebrochen zu haben, den Gewissen ein neues Joch aufgeladen hätten, und entwickelte das wahre Evangelium zwar mit allem Ernst, aber doch mild und ruhig, ohne alle persönliche Bemerkungen und Sticheleien. Wie ein goldener Faden zog sich durch die ganze Predigt der Gedanke: das Christentum stehet in zwei Stücken: Glaube und Liebe, und nun sagte er den Gegnern: den Glauben habt ihr wohl, aber an der Liebe habt ihr's fehlen lassen! Ihr seid mit hartem Gebot und Zwang dahergefahren und habet vergessen, der Schwachen zu schonen. Hättet ihr nur in aller Ruhe die Wahrheit gepredigt, so würde diese schon von ihr selber die rechte Erkenntnis gegeben haben, und die Irrtümer wären ganz von selbst gefallen. Das Wort allein muß es tun und tut es, der Zwang aber richtet eitel Unheil und Verstörung an.

Und siehe, solche Rede packte die Herzen der Hörer wie nie zuvor, und die Irregeleiteten fingen an sich zu schämen, daß sie sich durch die falschen Propheten von der Wahrheit hatten abtreiben lassen.

Als Luther geendet, ging ein Rauschen durch die Versammlung: das Wort hatte gewirkt.

Doch war es mit der einen Predigt noch nicht getan. Es galt, die Irrtümer der Schwarmgeister einzeln zu beleuchten; und so bestieg er am folgenden Tage abermals die Kanzel und die ganze Woche hindurch bis zum Sonntag Reminiscere. Achtmal tat der Mann Gottes seinen Mund auf, da war die Schlacht geschlagen und der Sieg gewonnen.

Gabriel Zwilling erschien in Luthers Zelle und reichte ihm mit demütigem Ernst die Hand. „Ich komme, Eure Verzeihung und Absolution zu suchen, ehrwürdiger Herr Doktor. Es ist ein Stärkerer über mich ge-

kommen und hat mir den Harnisch ausgezogen. Ihr habet mich überwunden, und ich schäme mich nicht, das offen zu bekennen, freue mich vielmehr von ganzem Herzen, daß Ihr mich von einer schweren Krankheit geheilet und mich aus der Irre zurückgebracht."

Luther legte ihm lind die Hand auf die Schulter. „Habet Dank, liebster Bruder! Seine Fehler zu bekennen, schändet den Menschen nicht, ehret ihn vielmehr vor Gott und Welt. Ihr aber, der Ihr von Herzen Buße tuet, sollet Euch meiner herzlichen Verzeihung versichert halten und meiner Freundschaft gleichermaßen. — Doch Ihr kommet allein? Größer noch wäre meine Freude, wenn ein anderer Euch begleitet hätte. Wo ist der Karlstadt?"

Zwilling verzog trauernd den Mund. „Ich habe mich gemühet, ihn zu Euch zu führen, jedoch er trotzet und sitzet finster grollend in der Einsamkeit. Er mag sein Herz nicht zur Buße zwingen, sintemal er sich nur unterdrückt, aber nicht überwunden achtet. Daß ihm Ehre und Ansehen verloren gegangen, das kränket den eiteln, hoffärtigen Mann, damit er sich selbst als unwürdig des Prophetenamts erwiesen."

„Und wo sind die Zwickauer?" fragte Luther weiter.

„Sie sind zur Zeit nicht allhier", erwiderte Zwilling. „Solches ist mir sehr bedauerlich, denn hätten sie in Euren Predigten mit gesessen, vielleicht stünden sie jetzt auch vor Euch wie ich."

Luther schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf. „Wer weiß! Nach allem, was ich von ihnen vernommen, gleichen sie dem Karlstadt und haben keine Neigung, sich eines Besseren belehren zu lassen." —

Luther hatte recht. Bald erschienen die Unholde wieder in Wittenberg, verführten einen großen Lärm und drangen zu Luther in die Zelle.

Sie blieben nicht lange bei ihm: wütend und schäumend eilten sie von dannen und verließen eine Stadt, die, wie sie meinten, ihrer nicht wert war.

Luther setzte sich alsbald hin und schrieb an Spalatin:

„Ich habe mit den Zwickauern eine Unterredung gehabt. Sie sind schlimmer, als ich es gedacht, der Teufel hat sie mit Hochmut und greulicher Verblendung geschlagen. Auch habe ich sie in offenbaren Lügen ertappt. Als sie mit elenden, glatten Worten ausweichen wollten, habe ich sie endlich geheißen, mit Wundern ihre Lehre zu beweisen, deren sie sich wider die Schrift rühmten. Sie aber wiesen es zurück und dräneten mir, ich werde ihnen noch einmal glauben müssen. Da bedräuete ich ihren

Gott, daß er keine Wunder tue gegen den Willen meines Gottes. So sind wir auseinandergegangen."

Die Ruhe war hergestellt, und Luther wandelte wieder in dem alten Gleis: er hielt wieder seine Vorlesungen und hatte die Freude, daß die Zahl der Studenten sich langsam wieder mehrte; auch an der Stadtkirche trat er helfend wieder ein, indem er täglich predigte, manchen Tag gar zweimal. Bald starb der Stadtpfarrer Simon Heinz, und an seine Stelle wurde Johann Bugenhagen gewählt, ein Mann von hohem Geist und starkem Herzen, der gleich von vornherein dem Doktor Martinus die Bruderhand reichte und um seine Freundschaft bat.

Im Kloster war's recht öde geworden. Von den Mönchen war einer nach dem andern ausgetreten, auch der Prior Helt hatte die Kutte ausgezogen, und sein Nachfolger Eberhard Brisger vertrat allein noch die Ordensgemeinde. Mit ihm wohnte Luther in dem leeren Gebäu, nicht als ob er sich noch als Ordensbruder angesehen hätte: der Mann, der innerlich von dem Mönchtum frei geworden war, er benutzte das Kloster nur noch als seine Wohnung und trug die Kutte weiter als das gewohnte, äußere Gewand. —

Aber was war nun weiter zu tun? Es konnte doch nicht genügen, die Schwarmgeister zum Schweigen gebracht und aus dem Feld geschlagen zu haben; es galt nun, wieder gutzumachen, was sie verdorben, und die Neugestaltung des gottesdienstlichen Lebens nach den Grundsätzen, welche Luther in seinen Predigten entwickelt hatte, zu bewerkstelligen.

Nach dem Grundsatz, die Schwachen zu schonen, fing Luther scheinbar wieder von vorn an: die Geistlichen amtierten wieder in den alten Meßgewändern, welche die Schwarmgeister mit dem Studentenrock vertauscht hatten, auf dem Altar wurden die ausgelöschten Lichter wieder angezündet; die verstummten lateinischen Wechselgesänge zwischen Priester und Chor ertönten von neuem, das heilige Abendmahl ward abermals unter einerlei Gestalt ausgeteilt für diejenigen, welche es in dieser Form begehrten, dabei aber geschah an einem besondern Altar und zu besonderer Zeit für die, welche um des Gewissens willen es begehrten, die Austeilung unter beiderlei Gestalt. Was aber in der alten Messe für immer beseitigt wurde, das war die Stelle, welche die unblutige Opferung des heiligen Leibes enthielt. Hier war ein offenbarer Greuel und Götzendienst vorhanden, der durfte nicht weiter-

bestehen. Damit fiel denn auch von selbst die stille Messe, die der Priester allein, ohne Beteiligung der Gemeinde, alle Tage hielt, und in welcher er Christum Gott dem Vater für einen Abwesenden oder Verstorbenen opferte. So war's in der Pfarrkirche, in welcher Bugenhagen mit Luther Hand in Hand ging.

Letzterer hatte sich nicht getäuscht: die Predigt des Worts erwies sich als wirkungskräftig. Immer kleiner wurde die Zahl derer, die am Hauptaltar das heilige Abendmahl unter einerlei Gestalt nahmen, und als das Fronleichnamsfest, der Gipfelpunkt des Meßopfergreuels, herankam, da gab's nur spärliche Beteiligung. Es war das letztemal, daß dieses Fest in Wittenberg begangen ward.

Nur in der Schloßkirche wollten sich die Stiftsherren, welche von dem alten Wesen ihre Einkünfte bezogen, zu der neuen Weise nimmermehr bequemen. Luther trug sie in Geduld: er war gewiß, daß das Evangelium sich auch zu ihnen finden werde. Und das geschah: der Widerstand der Herren wurde immer lahmer, bis er endlich ganz aufhörte und auch an dieser Stätte das lautere Evangelium zu Worte kam. —

Größere Freude aber als an diesen Trotzköpfen hatte Luther an auswärtigen Orten. Wenn er seine Augen aufhob, siehe, das Feld ward weiß zur Ernte. Seine Seele weitete sich in Dank gegen Gott, als von einer Stadt nach der andern die Kunde kam, daß sie sich dem Evangelium geöffnet habe und den Gottesdienst nach evangelischer Weise halte. Es war dem Vielbeschäftigten eine Lust, die Briefe zu beantworten, welche ihn in dieser Sache um seinen Rat angingen, und jedesmal war er bereit zu kommen, wenn man ihn persönlich zu einer Predigt begehrte. Was scherte ihn Bann und Acht? Machte ihn jemand darauf aufmerksam, er hatte dafür nur ein Lächeln und sagte einmal: „Will mich einer treffen, so mag er solches ebensogut in Wittenberg als draußen in Herzog Georgs Landen. Und draußen in der Welt schwebet über mir derselbige Schild wie allhier, wenn ich hinter dem Ofen sitze." Nach Borna ging die Reise, nach Altenburg, nach Eilenburg, nach Weimar und nach Zwickau. Daß er an dem letztern Ort konnte auftreten, von wo die Verführung und Verwirrung der Christen ausgegangen war, das war ihm eine ganz besondere Genugtuung. Mehr denn zwanzigtausend Menschen waren dort zusammengeströmt, als er ihnen vom Altan des Rathauses herab eine Predigt tat. —

Es regnete Spott- und Streitschriften wider ihn — er ließ sie unbeachtet, er hatte vollauf zu tun, zu gründen und zu bauen. Nur auf zwei Angriffe konnte er nicht schweigen.

Der eine war von einer Seite gekommen, von der er es nimmermehr vermutet hatte. Erasmus, der erst mit so hohen Worten der Anerkennung von dem Doktor Martinus geredet hatte, er hatte sich, um seine persönliche Ehre feig besorgt, von dem Gebannten gewendet und sich auch ins Lager der Feinde begeben, indem er mit einer Schrift wider Luther daherfuhr. Der Angegriffene parierte den Hieb und sagte seine Meinung mit aller Ent=

Philipp Melanchthon. Martin Luther. Justus Jonas. Johannes Oekolampodius.
Luther verdeutscht mit seinen Kollegen die Bibel.

schiedenheit. — Der andere Hieb kam gar von königlicher Hand. König Heinrich von England, nach dem Ruhm eines „defensor fidei“*) lüstern, hatte sich in einer theologischen Schrift versucht und in derselben Luthers Buch von dem babylonischen Gefängnis der Kirche plump verlästert und zer=pflückt. Luther behandelte den gekrönten Stümper nach der Regel: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, und die klägliche Niederlage, welche der

*) Verteidiger des Glaubens.

König erlitt, mag ihm seine Freude über die vom Papst gespendete Ehre wohl arg verbittert haben. —

Die allergrößte Freude aber war's für Luther, als am Tag St. Matthäi, den 21. September, Herr Melchior Lotter das fertig gedruckte neue Testament überbrachte. Mit drei Pressen arbeitend und täglich zehntausend Bogen liefernd, hatte der emsige Mann das Werk in unglaublich kurzer Frist zustande gebracht.

Die Augen füllten sich dem Doktor Martinus mit Tränen, und er drückte das Buch herzinniglich an seine Brust, wie eine Mutter ihr Kindlein.

In dreitausend Exemplaren ging es in die Welt hinaus. Hatte man wegen des hohen Preises (anderthalb Gulden, nach unserm Gelde etwa 25 Mark) um die Verbreitung Sorge gehabt, so erwies sich diese bald als grundlos. Schon im Dezember klapperten in Lotters Werkstatt die Pressen von neuem zu einer zweiten Auflage des vergriffenen Buchs. Und auch an andern Orten waren die Drucker tätig, das Buch nachzudrucken, um die große Nachfrage zu befriedigen. Tausend und tausend Hände streckten sich danach, es war ein förmlicher Heißhunger über das Volk gekommen. Vornehm und Gering, Herr und Knecht, Mann und Weib, Greis und Kind, alles saß und las und lernte die Hauptstellen auswendig und disputierte darüber auf der Gasse, am Brunnen, in der Bierstube, in der Werkstatt. Und wer sich auf die Buchstaben nicht verstand, der lernte flugs lesen und studierte mit den andern um die Wette.

Und je fruchtbarer sich nun der ausgestreute Same erwies, mit um so größerer Freudigkeit ging Luther an den andern Teil der Arbeit, an die Übersetzung des alten Testaments. Jetzt saß er ja auch nicht mehr allein, jetzt hatte er Gehilfen um sich her, die ihm mit ihrem Wissen dienen konnten, sonderlich der Doktor Aurogallus, sein lieber Freund, der des Hebräischen mächtiger war denn irgend einer. Trotzdem ging das Werk nur langsam vor sich, und es hatte das Ansehen, als würden noch Jahre vergehen, ehe die ganze Bibel dem deutschen Volk in die Hand gegeben werden könnte. Aber man hatte ja bereits das neue Testament, das war die Hauptsache, und das tat auch das Seine in dem vollsten Maß.

Dreißigstes Kapitel.

Weitere Neubildungen.

An einem Januarabend des Jahres 1524 saß der Doktor Martinus in seiner Zelle und schrieb an seinen Freund, den kurfürstlichen Hofprediger:

„Mein lieber Spalatin!

Es ist im Werk, nach dem Exempel der Propheten und der alten Väter deutsche Psalmen zu verfassen für das Volk, das ist geistliche Lieder, damit so das Wort Gottes auch durch Gesang unter den Leuten erhalten bleibe. Wir suchen derhalben überall Dichter. Und dieweil Du nun der deutschen Sprache so mächtig und so beredt, ja ein wohlgeübter Meister darinnen bist, so bitte ich Dich, Du wollest mit uns gemeinsame Hand anlegen und versuchen, auch einen Psalmen in ein deutsches Lied zu wandeln, wie Du anbei eine Probe von mir erhältst. Doch lasse nur ja die neumodischen Hofwörtlein beiseite, damit die Lieder ganz einfältig und schlicht, wie sie das Volk verstehen mag, aber doch auch rein und geschickt ausfallen; dazu muß der Sinn klar sein und möglichst den Psalmen angepaßt. Ich für mein Teil habe nicht die Gabe, daß ich hierinnen leisten könnte, was ich gern möchte. Ich will also sehen, ob Du, liebster Spalatin, ein Heman, Asaph oder Jeduthun bist."

Luther wollte eben den Brief schließen, als Philippus Reichenbach der Stadtschreiber hereintrat.

Über die Störung durchaus nicht ungehalten, streckte Luther dem Freunde die Hand entgegen. „Seid mir willkommen, vielliebер Reichenbach! Wie ergehet es Euch und Eurer Ehewirtin, desgleichen der Jungfrau Katharina von Bora, meinem Schützling?"

„Wir sind gottlob! alle wohlauf", versicherte der Stadtschreiber, „nur ist die Jungfrau Katharina zurzeit oft traurigen Gemüts."

„Ei", fragte Luther schnell, „reut es sie nun doch noch, daß sie dem Gewahrsam entronnen? So hätte ich klüglicher gehandelt, wenn ich ihr Flehen unerhört gelassen hätte, und Herr Leonhard Koppe, der gute Mann, hat sich wohl schlechten Dank von ihr verdienet, daß er, meiner Bitte folgend, sie samt den acht andern Nonnen dem Kloster von Nimptschen entführet?"

„Ihr irret, Herr Doktor", fiel Reichenbach ein. „Die Jungfrau Katharina sehnt sich nach dem Kloster nicht zurück, sondern freut sich der gewonnenen Freiheit von Herzen und dankt ihrem Erretter alle Tage von neuem, hängt auch an uns mit großer Liebe, daß wir ihr in unserm Haus eine Zuflucht gewähret. Ihre Traurigkeit hat eine andere Ursach."

„Mir ahnet es wohl", versetzte Luther. „Sie hängt mit ihrem Herzen und Gedanken sicherlich noch an dem jungen Nürnberger, dem Herrn Baumgärtner, der, da er allhier studierte, ein Auge auf sie geworfen. Es ist mir leid, daß der junge, feine Patriziersohn, nach Hause zurückgekehrt, ihrer so gar schnell vergessen! Hätte wohl eine treffliche Hausfrau an ihr gefunden, denn ich sehe, wie emsiglich sie bei Euch im Hauswesen waltet, obwohl es mir scheinen will, als wäre sie etwas stolz und hoffärtig."

„Ihr habet recht, Herr Doktor", erwiderte Reichenbach. „Meine Elsa hat an der Jungfrau eine Gehilfin gefunden, daran sie täglich größere Freude findet. Ihr irret aber, wenn Ihr die Katharina stolz und hoffärtig nennet. Was Euch so erscheint, ist ihre jungfräuliche Zurückhaltung, dazu die Scheu vor der Welt, die bei der entlaufenen Nonne wohl zu verstehen. Sie hat auch etwas Großes und Würdevolles in ihrem Wesen, man merket wohl, daß sie aus edlem Geblüt. Daß sie aber jetzt oftmals so traurig sitzet, dessen ist nicht der junge Baumgärtner die Ursach, denn sie hat sich über den Treulosen schnell getröstet; sondern etwas anderes, davon ich nicht reden mag."

„Warum nicht?" fragte Luther erstaunt. „Habet Ihr ein Geheimnis vor dem, dem an seiner Schutzbefohlenen Wohl so viel gelegen?"

Reichenbach machte eine etwas verlegene Miene und stotterte: „So Ihr es denn wissen wollt, Herr Doktor, so versprechet mir zuvor, daß Ihr es nicht ungünstig aufnehmen wollet, wenn es Euch nicht gefällt."

„Redet getrost!" sagte Luther, und Reichenbach fuhr fort: „Ihr habt den Doktor Amsdorf zu uns gesendet, daß er für den Pfarrherrn Doktor Glatz um die Jungfrau Katharina werbe. Solche Werbung hat ihr arge Not bereitet, sintemal ihr Herz zu dem Doktor Glatz keine Neigung fassen mag. So hat sie gebeten und geflehet, man wolle nicht fürder in sie drängen, denn lieber wolle sie bis an ihr Ende in dem ledigen Stand verbleiben, als daß sie dem für sie Erkorenen die Hand reiche. Hat auch hernach gegen mich geäußert, was schier als ein Scherz klang: ‚Ja, wenn der Doktor Amsdorf oder der Doktor Luther um mich würbe, da wollt' ich's wohl tun'."

Luther stutzte und war einen Augenblick betroffen. Dann lachte er laut auf: „Ei sehet die schalkige Maid! Also wenn der Amsdorf käme oder der Luther, dann wollte sie nicht nein sagen! Es ist zum Lachen."

„Ich lache nicht mit, Herr Doktor", sagte Reichenbach mit großem Ernst. „Was Euch betrifft, so hab' ich wohl schon manchmal gedacht: Ach, daß der Doktor Martinus so einsam und verlassen in dem öden Kloster sitzet und der weiblichen Pflege entraten muß! Was vermag denn der lahme Wolfgang, Euer Famulus! Es ist Gott zum Erbarmen, wie hart er Euch bettet und wie kurz er Euch hält. Der arme Tropf versteht es ja nicht besser. Täte Euch also ein Weib wohl not, Herr Doktor, um Eurer selbst willen. Aber auch um Eurer Freunde willen, die an Euch wollen irre werden, sintemal Ihr sie zur Ehe treibet und Euch selbst wider den Ehestand sperret."

Luther schüttelte lächelnd den Kopf. „Ihr schlagt denselbigen Ton an wie mein Freund, der Altenburger Pfarrherr Linck und sonderlich mein alter Vater, der nicht müde wird, mir so herzbeweglich zur Ehe zuzureden, daß es not wär, ich langete stracks mit der Hand zum Fenster hinaus und erhaschte die erste beste Dirne. Höret aber meine Antwort, liebster Reichenbach. Was ich von der Heiligkeit der Priesterehe gesagt habe, das habe ich gesagt und nehme nichts zurück. Ich bin und bleibe im Lob des heiligen Ehestands. Dennoch aber denke i ch für meine Person nicht daran, ein Weib zu freien. Denn erstlich ist schon Lästerung der Feinde genug, welche mich schon schelten, daß ich mit meinen Freunden eine Kanne Bier trinke und die Laute schlage, auch daß ich gleich einem Gecken einen güldenen Ring am Finger trage und Hemden mit Bänderlein. Wie würden sie nun erst den Mund aufreißen, wenn ich ein Ehemann würde, und schreien: ‚O ho, da kommt's herfür, was sein Evangelium sei: dem Fleisch dienen und Wollust pflegen!' Sind doch derowegen auch meiner Freunde viele bedenklich, wie zum Exempel der Doktor Schurf, welcher sich erst jüngst äußerte: ‚Wo dieser Mönch ein Weib nähme, so würden die Teufel lachen und die Engel weinen.' Über das alles aber fühle ich in mir nicht die kleinste Neigung und Reizung zum Ehelichwerden. Zwar bin ich in der Hand des Herrn als eine Kreatur, deren Herz und Sinn er zu jeder Stunde wandeln kann; doch wie ich jetzund gesinnet bin, wird das nicht geschehen, daß ich ein Weib nehme; nicht als ob ich mein Fleisch und Geschlecht nicht fühlte, denn ich weder Holz noch Stein bin, sondern mein Gemüt ist dem Freien abgeneigt, zumal ich täglich den Tod erwarte und das Gericht eines Ketzers, als der gebannte und geächtete Mann. Endlich aber: wenn ich von der Rechtmäßigkeit der Priesterehe geschrieben, so will ich doch damit keinen Zwang üben und ein neues Joch auf die Nacken werfen, wie der Karlstadt getan, der den Priestern mit Gewalt hat Weiber aufdrängen wollen; sondern es soll Freiheit sein, beides zu tun und zu lassen, je nach des Fleisches Gebot und Neigung."

Luther hatte das in einem so bestimmten Ton gesprochen, daß Reichenbach nichts zu entgegnen wagte als: „Gott wird's versehen." Dann fuhr er fort: „Lassen wir denn diese Sache, daß ich auf etwas anderes komme, was mich eigentlich zu Euch geführet hat. Mich treibet das Herz, Herr Doktor, Euch Dank zu sagen für die Predigt, so Ihr heut getan. Haben mich auch alle Eure Predigten beweget, so ist mir doch die heutige zu sonderlichem Wohlgefallen gewesen."

„Möge Gott mein armes Wort segnen, daß es Euch Frucht trage", erwiderte Luther freundlich.

Reichenbach fuhr fort: „Überhaupt muß ich Euch Dank sagen, Herr Doktor, für jeden Gottesdienst, den Ihr haltet. Habe mit herzinniglicher Freude wahrgenommen, wie unter Eurer Hand immer mehr des alten Unrats schwindet und die evangelische Wahrheit immer klarer zutage kommt. So haben Eure Büchlein, die Ihr von der Ordnung des Gottesdienstes, von der Form der Messe und über das Sakrament der Taufe geschrieben, gute Frucht getragen und dem päpstlichen Unwesen großen Abbruch getan. Wie lieblich erklinget das Wort Gottes anjetzo in unsrer Muttersprache, wie wohl tut es dem Herzen, nicht mehr die unverstandenen lateinischen Gebete und Formeln zu hören, sondern aus dem Mund des Priesters zu vernehmen, was man selbst mitsprechen mag! Wahrlich, damit habt Ihr ein groß Werk getan, dafür Euch die Christenheit nicht genug preisen mag."

„Halbwerk ist es, das ich bis anher getrieben", fuhr Luther unzufrieden dazwischen. „Wohl habe ich des römischen Sauerteigs ein gut Teil ausgefeget und den Gottesdienst dem Evangelio gemäß gestaltet, doch ist immer noch ein Rest vorhanden, den möcht' ich gerne auch hinweghaben. Sehet, liebster Reichenbach, dieser Brief hier, daran ich eben schreibe, gehet auf die Sache, die ich im Sinn trage. Es hat mich allezeit beschweret, daß die Gesänge beim Gottesdienst immer nur zwischen dem Priester und dem Chor wechseln, während die Gemeine untätig dabei sitzet als wie in einem Schauspiel, da man still zusiehet und höret, was auf den Brettern gehandelt wird. Soll denn der Gemeine in der Kirche der Mund geschlossen sein? Muß sie ihn nicht auftun zum Beten, Loben und Danken?"

Der Stadtschreiber rückte dem Doktor eifrig näher. „Da habt Ihr recht, hochwürdiger Herr. Siehe, solchen Gedanken habe auch ich schon in mir gehegt und mich gefragt: Warum ist es zu unsrer Zeit nicht mehr also wie in den ältesten Zeiten, da das Volk in den Kirchen so frisch und wacker mitgesungen hat? Wer mag ihm den Mund gestopfet haben?"

„Das hat der Papst getan und seine Knechte!" versetzte Luther, mit

der Faust auf den Tisch schlagend. „Je größere Herrschaft über die Gemüter die Priester an sich rissen, desto mehr verdammten sie auch in der Kirche das Volk zum Schweigen und nahmen den Gesang für sich allein in Anspruch. Die Menge mußte zufrieden sein, wenn sie hier und da ein kurzes Kyrie eleison in den Wechselgesang zwischen Priester und Chorknaben hineinrufen durfte. In unserm lieben deutschen Land, da man des Sanges so lustig ist, hat sich wohl manch Liedlein von der Straße in die Kirche hineingeschlichen: was man auf Wallfahrten, Bittgängen und dergleichen Gelegenheiten zu singen gewohnt war, das hat man auch hier und da im Gottesdienst angestimmt, wie zum Exempel das Osterlied:

Christ ist erstanden
Von der Marter alle;
Des soll'n wir alle froh sein;
Christus will unser Trost sein;

oder das Weihnachtslied:

Ein Kindelein, so löbelich
Ist uns geboren heut;

oder die Pfingstweise:

Nun bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist;

aber ein Heimatrecht haben diese Lieder in dem Gotteshaus niemals erlanget, sondern die Priester haben diese Eindringlinge immer als Fremdlinge angesehen und sie schnöde behandelt. Aber wartet nur, ihr lieben Fremdlinge, ihr sollt nicht länger als Bettler draußenstehen, sondern hereingelassen werden, und eure Weisen sollen ertönen Gott zu Ehren. Wenn wir nur mehr von dieser Art Liedern hätten! Es ist zu klagen, daß wir in diesem Stück so gar arm sind. Uns mangeln die Dichter, oder sie sind nicht bekannt, die uns mit geistlichen, lieblichen Liedern beschenket, so man in den Kirchen singen könnte. Habe darum laut in die Welt hineinposaunet, aufzuwecken, wo etwa ein mit der Dichtkunst begabter Geist schlummerte, und mich endlich, da meine Stimme nicht gehöret ward, selbst versucht, ein solch Liedlein zu bauen, daß ich den andern wollte Mut machen, denn ich in der Kunst ein gar ungeschickter Tropf bin."

„Ihr stellet Euch über Gebühr herunter, Herr Doktor", fiel Reichenbach ein. „Der Sang des Nürnberger Schusters Hans Sachs von der ‚Wittenbergischen Nachtigall, die man jetzt höret überall', meinet wohl zum ersten Eure lautere P r e d i g t des göttlichen Worts, aber wer Ohren hat

zu hören, der höret, daß der Prediger auch ein Sänger ist von Gottes Gnaden. Das Lied, das Ihr gedichtet: ‚Nun freut euch, liebe Christeng'mein', ist doch ein gar feiner Sang und hat, gedruckt ausgegangen, schon viele Freunde gefunden, wie denn jüngst ein fahrender Händler, welcher aus der Pfalz kam, dasselbe kannte und erzählte, daß es am Rhein gar viel gesungen werde."

„Dieses zu vernehmen erfreuet mich baß", erwiderte Luther mit leuchtenden Augen, „und macht mir Mut, mein Heil noch weiter zu versuchen, bis ich bessere Reimschmiede erwecket."

Reichenbach ermunterte ihn auch noch seinerseits dazu und verabschiedete sich dann.

Nachdem er hinweg war, schloß Luther den Brief und legte ihn zu den andern, die Wolfgang Sieberger, der Famulus, morgen abschicken sollte. Dann ging er wieder an seine Arbeit, um sich für die morgende Vorlesung vorzubereiten.

Als er aber mitten darin war, brach er plötzlich ab und stützte den Kopf in die Hand, stand dann unruhig auf und maß mit großen Schritten die Zelle, leise vor sich hin murmelnd.

Endlich ließ er sich wieder an dem Tisch nieder und begann zu schreiben. Und was da aus der Feder kam, das war ein Lied. Unter dem Studieren war der Geist über ihn gekommen und hatte ihn zu einem neuen Gesang begeistert:

Aus tiefer Not schrei' ich zu dir,
Herr Gott, erhör mein Rufen.
Dein gnädig Ohren kehr zu mir,
Halt meiner Bitt' sie offen.

So stand es da. Und nun reihte sich Zeile an Zeile, bis das Lied fertig war. Es war der 130. Psalm, den der Dichter zugrunde gelegt hatte. Aber es war nicht eine bloß in Verse gebrachte Übersetzung — Luther hatte den Psalm erst in sich aufgenommen und brachte ihn nun aus sich heraus als ein neues, deutsches Lied.

Mit kindlicher Freude ließ der Dichter die Augen über sein Werk hingehen, und der Mund las die Worte laut daher. Und siehe, allgemach gestaltete sich das Lesen zum Singen: es bildete sich inwendig dem Sänger sogleich eine Weise.

Nun erst, nachdem er sich dieses Lieds entledigt, war es ruhig in ihm geworden, daß er weiter studieren konnte.

* *
*

Schier ein Jahr war vergangen, da stand Luther eines Tages mit einem Mann an seinem Tisch, auf welchem eine Menge Bücher und Blätter lagen.

„Ihr habet lange Euer harren lassen, viellieber Walter", sagte der Doktor Martinus zu seinem Gast, dem kurfürstlichen Kantor in Torgau. „Desto größer ist nun meine Freude, daß ich Euch bei mir habe. Wollen nun auch ohne Umschweif an das Werk gehen, dabei Ihr mir helfen sollet. Sehet hier dies Büchlein mit dem Titel: ‚Etliche christliche Lieder, Lobgesänge und Psalmen, dem reinen Wort gemäß, aus der heiligen Schrift durch mancherlei Hochgelahrte gemacht, in der Kirche zu singen, wie es denn zum Teil bereits zu Wittenberg in Übung ist.' Es enthält acht Lieder, ein geringfügiger Anfang, aber doch ein Anfang. Daß es nun besser werde und mehr Lieder zusammenkommen, dafür habe ich Sorge getragen. Sehet hier, ein neues Gesangbuch habe ich zusammengeschrieben, mit zweiunddreißig Liedern, davon die größte Zahl von meiner eignen Hand. Dies Büchlein soll nicht der Kirche und dem Gottesdienst allein dienen, sondern auch den Schulen. Denn daß die Schulen in bessern Stand kommen und allenthalben solche errichtet werden, darauf gehet mein eifrigstes Bemühen. Habe auch darum ein Büchlein lassen ausgehen, an die ‚Bürgermeister und Ratsherren allerlei Städte in deutschen Landen, daß sie christliche Schulen sollen aufrichten', wie solches allhier zu Wittenberg durch Bugenhagen geschehen, der die durch Karlstadts Torheit verstörte Knabenschule wieder zu Stand und Wesen gebracht hat. Nichts ist so wichtig als die Erziehung der Jugend, nichts dräuet dem Evangelio mehr Ruin, als wenn man die Unterweisung der Kinder versäumet. Dieweil ich nun aber mit diesem meinem Gesangbuch mein Augenmerk sonderlich auf die Schulen gerichtet, so habe ich zu den Worten auch alsobald Weisen gesetzet, damit die Lieder können gesungen werden. Etliche sind Volksweisen, wie sie schon lange in Übung stehen, etliche habe ich selbst erdacht. Euch nun, vielwerter Meister, bitte ich, Ihr wollet selbige mit Fleiß prüfen, ob sie nicht an Gebrechen leiden und geschickt seien zum heiligen Gebrauch."

Herr Johann Walter sah das Büchlein durch und richtete von Zeit zu Zeit die Augen voll Erstaunen auf den Doktor Martinus, bis er endlich das Buch sinken ließ und sprach: „Aber, ehrwürdiger Herr Doktor, wer hat Euch das gelehret, alles so meisterlich vierstimmig zu setzen, daß auch nicht ein Fehlerlein oder Untätlein daran zu entdecken?"

Da lachte Luther schalkhaft auf: „Der Poet Virgilius hat mich solches gelehret, der seine Carmina und Worte auf die Geschichte, welche er be-

schreibet, so künstlich und fein applizieren kann. Also auch soll die Musika alle ihre Noten und Töne auf den Text richten."

„Aber wer hat Euch die Regeln und Gesetze der Tonkunst gelehret?" fragte Walter weiter.

„Niemand", erwiderte Luther. „Ich tauche die Feder ein und schreibe, weiß nicht, ob's recht sei oder falsch."

Walter sah mit ehrfurchtsvoller Andacht den Mann an, über welchen Gott so verschwenderisch die Gaben des Geistes ausgegossen hatte. „Wie ein Wunder erscheinet Ihr mir, ehrwürdiger Herr Doktor. Was andere mit vieler Not und Mühsal lernen müssen, das wisset Ihr von selbst, denn es ist Euch angeboren."

Luther schien diese Worte überhört zu haben: er kramte inzwischen in den auf dem Tisch liegenden Papieren und brachte dann noch mehr Notenwerk zum Vorschein: auch die Episteln und Evangelien, die Einsetzungsworte und das von ihm ins Deutsche übertragene Sanktus der Messe hatte er in Musik gesetzt. Er sang mit seiner hellen, klaren Stimme dem Torgauer Sangmeister alles vor, dann gingen die beiden Männer an eine genaue Durchsicht des Ganzen. —

Das Gesangbüchlein erschien bald im Druck, und Bugenhagen, der Stadtpfarrer, war der erste, zu welchem Luther mit demselben eilte. „Hier, mein liebster Freund, überbringe ich Euch eine Gabe für Eure Kleinen. Lasset sie den Mund frisch auftun und die Lieder singen, daß von den Jungen es die Alten lernen."

Und Bugenhagen merkte bald, daß Luther auch hier den rechten Ton getroffen hatte, denn die Kinder sangen die Lieder mit wahrer Herzenslust und konnten sie bald alle auswendig, Worte sowohl als Weisen; und die Alten sangen es den Jungen nach, daß es eine Freude war. —

So war's in Wittenberg, so ward's bald auch in andern Städten. Die Samenkörner, welche Luther mit seiner Schrift an die Bürgermeister und Ratsherren sowie mit seinem Gesangbüchlein ausgestreuet, sie gingen auf, und allenthalben erblühte frisches, fröhliches Leben; in demselben Maß als die Klöster, diese Brutstätten päpstlicher Finsternis und Aberglaubens zerfielen, füllten sich die Schulen, auch von Mägdlein, für deren geistige Ausbildung bisher so gut wie nichts geschehen war, und das Licht der Erkenntnis, welches davon ausging, leuchtete um sich, daß die Herzen der Väter zu den Kindern bekehrt wurden.

Selige Stunden waren es, die dem Reformator durch den Anblick solcher Neuschöpfungen zuteil wurden, und er ward seines Glaubens immer

froher, seiner Hoffnung immer gewisser, denn wenn das so weiter ging, so hatte es mit dem Regiment des Papstes im Reich bald ein Ende, und die deutsche Christenheit gehörte dem Evangelium.

Wenn er Umschau hielt von seiner Warte, der Prophet, was sah er? Er hatte das Schifflein glücklich aus dem Sturm der Schwarmgeisterei herausgerettet; auch der traurige Ausgang des Ritters Franz von Sickingen, welcher, in Fehde mit dem Kurfürsten von Trier, auf seiner zerschossenen Ebernburg die Todeswunde empfangen, er hatte die Hoffnung der Päpstlichen nicht erfüllt, er hatte dem Werk der Kirchenerneuerung nicht schaden können, denn Luthers Weisheit und Vorsicht hatte die dargebotene Helferhand Sickingens dankend abgelehnt, um nicht Geist und Fleisch zu vermischen, um die Sache Gottes nicht auf des Schwertes Spitze zu stellen. Hatte man also gehofft, mit dem Sickingen werde auch der Luther zugrunde gehen, so war das eine Täuschung.

Beide Gefahren waren glücklich überwunden, und wenn der Prophet nun seine Augen aufhob, da sah er es Frühling werden in den Landen. Die Fürsten zwar hielten sich immer noch zurück, etliche, wie Georg von Sachsen und Joachim von Brandenburg, standen sogar mit zornig geballter Faust und boten alles auf, dem Evangelium in ihren Landen Abbruch zu tun, und abgesehen von Friedrich dem Weisen, der von jeher den Standpunkt Gamaliels eingenommen hatte, war der jugendlich feurige Landgraf Philipp von Hessen der einzige, der mit ganzem Herzen und unerschrockenem Mut den Namen Luthers auf seine Fahne geschrieben hatte. Aber um so mächtiger war die Bewegung in der Bürgerschaft. Die Schriften Luthers, zumal seine deutsche Bibel, rumorten überall. Es war ein gieriges Fragen nach der Wahrheit, und so groß war der Forschungseifer, daß oft Weiber, Knechte, Handwerker und Ritter mehr Kenntnis der Bibel besaßen als die hohen Schulen. Ja, es fühlten auch vielfach Laien in sich den Beruf, zur Feder zu greifen und durch Schriften mitzuhelfen an dem großen Werk der christlichen Erneuerung des deutschen Volks, wie zum Exempel Hans Sachs, der Schuhmacher in Nürnberg.

So drang das Evangelium durch das ganze deutsche Land, und da es an die Marken kam, achtete es der Grenzpfähle nicht: es flog darüber hinaus nach Nord und Süd und Ost und West. In Dänemark, in Schweden, in Livland, in Schlesien, in Böhmen, in Ungarn, in der Schweiz, in Frankreich, in Niederland ging der heilige Same auf und fing an zu grünen, in letzterem Lande um so üppiger, als der Boden bereits mit Märtyrerblut gedüngt war: am 1. Juli 1523 waren zwei junge Augustinermönche, Heinrich Voes und

Johann Esch um ihres evangelischen Glaubens willen zu Brüssel auf dem Markt in den Flammen gestorben, und Luther hatte ihren Märtyrertod in einem herzbeweglichen Sang gepriesen: „Ein neues Lied wir heben an, das walt Gott, unser Herre . . .“ In Preußen aber geschah etwas ganz Seltsames: da warf Herr Albrecht, der Hochmeister des deutschen Ordens, seinen verschlissenen und durchlöcherten Meistermantel ab und machte der Unnatur der ritterlichen Möncherei ein Ende, um sich die Herzogskrone aufzusetzen und in dem weltlichen Fürstentum zugleich dem Evangelium eine Stätte zu bereiten.

So errang die Wahrheit Gottes, während der Kaiser auswärts durch Krieg und Aufruhr festgehalten wurde und das Reichsregiment in sich gespalten war, einen Sieg nach dem andern, und der Prophet des Herrn durfte sich nach langem, heißem Ringen innerlich erquicken.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die schwerste Prüfung.

Die Freude sollte aber jäh verstummen. Am Himmel zog ein schweres Wetter herauf, und die Sonne verlor ihren Schein. Das Evangelium sollte durch neue Anfechtung gehen und der Prophet in größere Not geraten als je zuvor, in eine Not, gegen welche Bann und Acht nichts sagen wollten.

Die Schwarmgeister waren aus Wittenberg hinausgetrieben, aber zur Ruhe waren sie damit noch nicht gekommen. Sie trieben anderwärts ihr Wesen und noch toller. Karlstadt, der in seinem maßlosen Ehrgeiz die durch Luther erlittene Niederlage nicht hatte verwinden können, hatte sich in der Nähe von Wittenberg ein kleines Landgut gekauft und sich unter dem Namen „Nachbar Andres“ in einen Bauernkittel gehüllt. Da hatte er aber auch nicht lange Ruhe gehabt. Er hatte sich nach Orlamünde gewandt und die dortige, gerade erledigte Pfarrei eigenmächtig an sich gerissen. Nun benutzte er seine Kanzel, um seine wittenbergischen Predigten fortzusetzen und noch zu überbieten, indem er offen den Aufruhr predigte. Damit sich nicht begnügend, warf er Flugblätter ins Land, welche er von einer Winkeldruckerei in Jena ausgehen ließ.

Stiftete er durch dieses alles schon Verwirrung und Unheil genug an, so wirkte noch gefährlicher Thomas Münzer, jener Abenteurer, welcher, aus Zwickau vertrieben, nach einem vagabundierenden Leben endlich gen Allstedt in Thüringen gekommen war und die dortige Gemeinde durch seine Beredsamkeit so für sich eingenommen hatte, daß sie ihm das Pfarramt übertrug. Er, der sich besonderer Offenbarungen Gottes, in einem einsamen Turmzimmer empfangen, rühmte, predigte vollends den offenen Umsturz, Krieg und Mord und überspannte das Land mit einem Netz geheimer Verbindungen. Hier und da, wie in Mühlhausen und Eisenach tat einer in seiner Tonart den Mund auf und schürte die glimmende Asche.

Luther hörte von den Umtrieben und Erfolgen der Mordpropheten mit Trauer und Entrüstung. Eine schlimmere Wunde konnte ihm von seinen päpstlichen Gegnern nicht geschlagen werden, als er jetzt von denen empfing, die von ihm ausgegangen waren. Er machte sich endlich auf den Weg, predigte in Orlamünde und Kahla und trat, nachdem ihn dort die wütenden Bauern unter Schimpfen und Lästern von dannen gejagt, dem Rädelsführer Karlstadt selbst unter die Augen.

Es war zu Jena, in derselben Herberge zum schwarzen Bären, wo er auf seinem Heimritt von der Wartburg genächtigt hatte. Auch gegenüber seinem ehemaligen Kollegen, der den letzten Rest von Besonnenheit verloren hatte, richtete sein Wort nichts aus, und so blieb ihm nichts übrig, als den Kurfürsten gegen den Mann des Umsturzes aufzurufen.

Bald darauf mußte derselbe sein Bündel schnüren und das Land verlassen. Er wandte sich gen Süden und trieb dort sein Wesen weiter. Münzer, gleichfalls seines Amtes entsetzt, war ihm hierher voraufgegangen.

Man war die unruhigen Geister aus dem Lande los, aber man sollte bald wieder von ihnen hören. Sie fanden nur zu empfänglichen Boden. Ihre Worte fielen wie zündende Funken in aufgehäuften Zunder.

Lange Zeit schon hatte es unter den Bauern gegärt. Das arme Volk hatte einen gar zu schweren Stand gehabt. Es war von den Herren überlastet mit Frone und Abgaben, dazu ward ihnen der Hals zugeschnürt durch den Wucher der Juden mit ihren gottlosen Zinsforderungen, und ein Recht gab's für sie so gut wie gar nicht mehr. Wollten sie klagen, so wurden die Kläger zu Verklagten und bekamen's nur noch schlimmer. Von der Verzweiflung erfaßt, hatten sich schon im Jahr 1476 in Schwabenland die Bauern um den Pfeifer von Niklashausen geschart und waren gegen Würzburg gezogen; da hatte sie der Bischof mit Gewalt der Waffen überwunden. — Dieser unglückliche Ausgang wirkte aber durchaus nicht warnend und ab-

schreckend, er reizte im Gegenteil zur Nachfolge. Siebzehn Jahre später machten die Bauern im Elsaß eine geheime Verschwörung, die nannten sie den „Bundschuh". Es war dabei auf die Edelleute, Pfaffen und Juden gemünzt. Die Heimlichkeit kam aber an den Tag und wurde gleichfalls mit Gewalt erdrückt. — Das Feuer war aber damit noch nicht ausgetreten. Im Jahre 1544 tauchte in Schwaben ein neuer Bund auf, der sich „der arme Konrad" nannte. Auch der kam nicht zu seinem Ziel: Herzog Ulrich von Württemberg ward seiner Herr und übte harte Vergeltung.

Je ohnmächtiger nun das Rasseln an den Ketten der Knechtschaft war, desto wilder knirschte der Zorn die Zähne, der Zeit harrend, wo das Morgenrot der Freiheit doch endlich aufleuchten werde. Da ging die Predigt des Wittenberger Mönches durch die Welt, die Predigt von der Freiheit eines Christenmenschen. Wie sie da lauschten, die armen Geknechteten! Wie sie die Worte verschlangen! Freiheit — sagte der Doktor Martinus nicht so? „Jeder Christ ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan", so stand es schwarz auf weiß in seinem Büchlein zu lesen. O, sie hätten ihn anbeten mögen wie einen Engel vom Himmel, die da verschmachten wollten im Elend der Tyrannei! Und wie ein Rausch kam's über sie: Freiheit! Freiheit! so klangs ihnen in den Ohren und im Herzen, und die Berauschten, die ihre schlimmste Knechtschaft, die Knechtschaft der Sünde, nicht erkannten, sie deuteten sich, den Worten Luthers entgegen, die Freiheit nach ihrem Sinn und nach des Fleisches Gelüsten, wie ehemals das Volk im heiligen Lande, da es hieß: der Messias ist da. Was lag ihnen daran, die Seele zu lösen? Sie sahen nur ihre Hände an, die gebundenen, sie dachten nur an ihren Nacken, den belasteten. Die Ketten müssen zerbrechen, das Sklavenjoch muß fallen! so ging's von Mund zu Mund, so rief's von Gau zu Gau, und wie durch einen Zauber standen Haufen beieinander mit drohender Miene und bewaffneter Hand. — Nun kamen gar noch Münzer, Karlstadt und andere und gossen Öl ins Feuer, da schlugen die Flammen empor. Auf, drauf! Nieder mit den Burgen! Nieder mit den Klöstern! Nieder mit den Herren! Nieder mit den Pfaffen! Ihr tuet Gott einen Dienst damit.

Noch schien es, als wollte die Bewegung in ruhigere Bahnen einlenken: es erschien plötzlich, von unbekannter Hand geschrieben, ein Flugblatt, enthaltend zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben. Diese zwölf Artikel enthielten Forderungen, die sich hören ließen, denn sie waren im allgemeinen nicht unbillig, gingen auch aus einem frommen Ton, denn es schaute hier und da ein Bibelvers heraus, als wären diese Forderungen in dem Evangelium begründet, so daß ein jeder Christ Ja und Amen dazu sagen müßte.

Sie erboten sich zu einem billigen Vergleich und riefen Luther an, der sollte ihr Anwalt und Schiedsrichter sein. Er war der Held des Tages, das Wort des Gebannten und Geächteten galt mehr als das des Kaisers.

Siehe, da kam er gefahren, der Doktor Martinus, auf Eisleben, seine Geburtsstadt zu. Er wollte da zunächst dem Grafen Albrecht von Mansfeld zur Aufrichtung einer Schule behilflich sein. Dann aber, nachdem dies geschehen und Johann Agricola zum Rektor der Schule bestellt worden, zog er weiter, das Land zwischen Harz und Thüringer Wald, von wo ihm beunruhigende Nachrichten gekommen waren, zu besehen. Er mußte sich überzeugen, daß das Gerücht nicht übertrieben hatte, und eilte sich, den Bauern auf ihren Anruf Bescheid zu geben.

Es flog eine kleine Schrift von ihm aus: „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben." Da redet er zuerst die Fürsten und Herren an und nimmt sie scharf ins Gebet. Er sagt ihnen ins Gesicht, daß man ihnen und ihrer Tyrannei den ganzen Aufruhr zu danken habe, hält ihnen ohne Rückhalt ihr Unrecht vor und bittet sie, nun billig zu sein und vornehmlich dem Evangelio freien Lauf zu lassen, sie möchten sonst, wo sie hart blieben, es bitter bereuen müssen. „Fahet ja nicht Streit mit ihnen an, denn ihr wisset nicht, wo das Ende bleiben wird. Versucht's zuvor gütlich, dieweil ihr nicht wisset, was Gott tun will, auf daß nicht ein Funke aufgehe und ganz Deutschland anzünde, daß niemand löschen könnte."

Nachdem er aber so den Herren ins Gewissen geredet, wendet er sich an die Bauern und sagt denen auch seine Meinung. „Daß ihr Grund zu klagen habet, leugne ich nicht, aber sehet wohl zu, daß ihr eure Sache mit gutem Gewissen und Recht vornehmet! Hierzu will ich euch helfen. Ihr tut unrecht, wenn ihr bei eurem Vorhaben den Christennamen gebrauchet und in dem Christentum einen Deckmantel suchet für das, was mit dem Evangelio und der christlichen Freiheit nichts zu tun hat. Das ist ein Mißbrauch des Namens Gottes. Ja noch mehr: indem ihr selbst zum Schwert greifet und euch offen wider die Obrigkeit auflehnet, stoßet ihr an eurem Teil die göttliche Ordnung um, und das ist nicht allein wider christlich Recht und Evangelium, sondern auch wider natürlich Recht und Billigkeit. Also stehet ihr, die ihr euch Christen zu sein rühmet, als Aufrührer noch unter Heiden und Türken. Höret nun, liebe Christen, euer christlich Recht! So spricht euer oberster Herr Christus, des Namen ihr führet, Matthäi am fünften: Ihr sollt dem Übel nicht widerstehen, sondern wer dir den Mantel nimmt, dem laß auch den Rock, und wer dich auf den rechten Backen schlägt, dem halte

den linken auch dar. Wie reimet sich euer Fürnehmen mit diesem Recht? Wollet ihr solch Recht nicht tragen, so tuet auch den christlichen Namen von euch und rühmet euch eines andern, das eurem Tun gemäß. Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz, das ist des Christen Recht."

Die Friedenstaube flog aus, aber sie kam bald zu dem Noah zurück. Man achtete ihrer nicht, denn man fand an ihr keinen Gefallen. Wenn man ihrer aber auch hätte achten wollen, es war zu spät: allenthalben loderten schon des Aufruhrs Flammen. Im Schwarzwald brach's zuerst los, von da floß die feurige Lava mit rasender Schnelligkeit westlich zum Elsaß, östlich nach Franken und nördlich nach Thüringen.

Schon schrie die Bluttat von Weinsberg zum Himmel. Am Ostermorgen, den 16. April, erstürmten die Bauern unter Jäcklein Rohrbach und Florian Geyer von Heilbronn die Stadt, welche der Graf von Helfenstein verteidigt hatte, raubten und plünderten, sengten und brannten wie die Wilden, jagten auf einer grünen Wiese vor der Stadt unter lustigen Weisen den Grafen samt fünfzehn Rittern durch die Spieße, beraubten seine Gemahlin, die eine Tochter des Kaisers Maximilian war, in der rohesten Weise und führten sie unter greulichen Spottreden auf einem Mistwagen gen Heilbronn.

Von diesem ersten Sieg trunken, wüteten die Bauern fortan nur noch maßloser und tierischer, und auch aus den Städten lief ihnen jetzt viel Volks zu. Gegen Ende April standen die wilden Rotten vor Erfurt, welches ihnen die Tore öffnete und sich die schlimmsten Dinge gefallen lassen mußte. Man schätzte den Haufen der Aufständischen auf fünfzehntausend.

Ratlos sahen die Herren einander an. Kaiser Karl war nicht da: er hatte anderwärts zu tun; und die Landesfürsten, ungerüstet und untereinander uneins, jeder nur das Seine suchend, konnten zu keinem Entschluß kommen. Jedem bangte für sein eignes Leben, und unwillkürlich gingen die Augen wieder auf den Doktor Martinus: die Freunde wie die Feinde sahen den Mann an, dessen Wort und Urteil ihnen jetzt schwerer wog als das des Kaisers.

Siehe, da fuhr er auf offenem Wägelein, ohne Schwert, Haube und Panzer, von Eisleben aus mitten in den Aufruhr hinein nach Stolberg und tat seinen Mund auf wider die Aufrührer. Eine Weile hörte man ihn ruhig an, dann aber erhob sich ein greuliches Toben und Fluchen und Lästern. Ein Stein flog nach ihm und riß ihm schier das Barett vom Kopf. Er mußte seine Predigt abbrechen und eilen, das Weite zu suchen.

Aber nach Hause ging's darum noch nicht. Nach Nordhausen ließ

er den Fuhrmann die Rosse lenken, da stieg er abermals auf die Kanzel und tat eine Predigt.

Hier ging es ihm noch schlimmer: es streckten sich bewaffnete Fäuste nach ihm, man wollte ihm ans Leben, und wie ein Wunder war's, daß er mit heiler Haut davonkam.

Die Fahrt ging nun nach Wallhausen und Weimar. Auch hier war sein Bemühen, die Geister zu dämpfen, vergebens.

In Mansfeld angekommen, empfing er auf Schloß Seeburg von Johann Rühel, dem gräflich mansfeldischen Rat, die Kunde, daß der Graf, in seiner Meinung unsicher geworden, mit den Rebellen unterhandle.

Sofort setzte er sich hin und schrieb an Rühel, er solle um Gotteswillen seinen Herrn ermahnen, tapfer zu widerstehen und seines Schwertes zu gebrauchen.

Unendlicher Schmerz und Trauer nagte ihm am Herzen, die Augen standen ihm unter Wasser. Wohin war man gekommen und wohin sollten die Dinge noch treiben? Würde nicht die Saat Gottes in des Satans wilden Fluten ertrinken? —

Er hatte den Brief eben abgesendet, als ein Eilbote staubbedeckt ihm einen andern brachte. Der war aus Lochau, dem kurfürstlichen Schloß datiert, und der Bote überreichte ihn mit trauervoller Miene.

Luther wagte nicht, nach dem Inhalt des Schreibens zu fragen, er ahnte ihn schon. Mit zitternder Hand erbrach er das Siegel und sah hinein, da erbleichte er und sank schwer in den Sessel zurück. Was er gefürchtet, war geschehen: sein frommer, gütiger und dem Evangelium holder Landesherr, Friedrich der Weise, lag im Sterben! —

Nun auch das noch!

War's des Unheils, war's der Angst noch nicht genug? Sollte der Satan wirklich das Feld behalten und alles stürzen? —

Doch nur kurze Zeit gab sich der Doktor Martinus der dumpfen Trauer hin. Die Pferde mußten angeschirrt werden, und in eiligem Lauf ging es davon, vielleicht, daß er seinen Fürsten und Herrn noch am Leben träfe.

Er kam zu spät: einen Tag vor Luthers Ankunft, am 5. Mai hatte Kurfürst Friedrich den letzten Atemzug getan.

Luther fand alles in der größten Bestürzung. Alles hatte den Kopf verloren, man glaubte das Ende der Dinge gekommen.

Ohne sich zu besinnen, setzte sich der Doktor an seinen Tisch und schrieb, daß die Feder kreischte: „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern."

Diese Schrift ging aus einem andern Ton als die erste, in welcher er die Bauern angeredet hatte. Aber die Sachen hatten sich auch inzwischen geändert. Jetzt galt es nicht mehr, von Aufruhr und Gewalt bittend abzumahnen, jetzt galt es, Urteil zu sprechen und Gericht zu halten, jetzt galt es, das Recht wider das Unrecht aufzurufen und das Gefährdete zu retten: „Machet euch auf wider die, so durch Aufruhr und Mord zwiefältig den Tod verdienet haben, denn ein aufrührerischer Mensch ist in Gottes und des Kaisers Acht, daß, wer denselben würget, recht und wohl tut. Gleich als wenn ein Feuer aufgehet: wer am ersten löschen kann, der ist der beste. Denn Aufruhr ist nicht bloßer Mord, sondern wie ein groß Feuer, das ein Land anzündet und verwüstet; also bringet ein Aufruhr mit sich ein Land voll Mords und Blutvergießens und machet Witwen und Waisen und verstöret alles, wie das allergrößte Unglück. Schlägst du nicht, so wirst du geschlagen und ein ganzes Land mit dir. Wo ihr jedoch zum Schwert greifet, ihr Obrigkeiten, so sollt ihr doch ein Erbarmen haben mit den armen Verführten, welche die Aufrührer zwingen, mit zu tun, und machen sie also wider Willen ihrer Bosheit und Verdammnis teilhaftig.“

Thomas Münzer.
Nach einem Holzschnitt aus der Reformationszeit.

Wild schäumten die rebellischen Horden auf, als sie dieses Wort vernahmen und schrieen Zeter über den Mann, der ihnen ein Verräter war. Die Fürsten aber, von dem Prophetenwort ermutigt, ermannten sich und rückten mit reisigem Gezeug ins Feld, voran der junge, feurige Landgraf Philipp von Hessen. Nachdem dieser der Bewegung in seinem eignen Lande Herr geworden, zog er ins Eichsfeld ein, vereinigte sich mit Herzog Johann, dem Bruder und Nachfolger des eben verstorbenen Kurfürsten von Sachsen, dem Herzog Friedrich von Braunschweig und dem Grafen Albrecht von Mansfeld und marschierte gen Frankenhausen, wo der Haupthaufe der Bauern unter der Führung von Thomas Münzer stand, welcher mit flammenden

Worten die Seinigen erhitzte, prahlend, er wolle alle Büchsenkugeln in seinen Ärmeln auffangen.

Die Schlacht begann — es war an einem köstlichen Frühlingsmorgen, den 15. Mai 1525. Die Kugeln flogen, aber Münzers Ärmel waren nicht weit genug, sie alle aufzufangen: sie wüteten mörderisch unter den Bauern, die, vom Schrecken wie gelähmt, nicht zu fliehen vermochten, als die hessischen und sächsischen Reiter in sie hineinritten, bis sie endlich, zur Besinnung zurückgekehrt, den Rücken wandten auf die Stadt Frankenhausen zu. Hier vor den Mauern kam der Kampf zum Stehen. Ein fürchterliches Gemetzel noch, und die Schlacht war entschieden: die Fürsten hatten gesiegt, fünftausend Tote bedeckten das Blachfeld.

Münzer war nicht darunter. Er hatte sich feig versteckt gehabt und saß jetzt, in seinem Winkel aufgefunden, an Händen und Füßen gefesselt im Turm, des Henkers wartend, der bald darauf sein Amt an ihm vollzog.

Dieser Sieg war entscheidend: allüberall verloren die Rebellen den Mut und erlagen dem Schwert der Rächer, die nun aber leider nicht etwa, die eigne Schuld erkennend, in sich gingen, sondern, von Wut betört und ihrer Rachgier kein Maß wissend, den übrig gebliebenen Bauern die Lasten nur noch schwerer machten.

Die deutsche Erde war von Blut gerötet, Schrecken und Jammer zitterte durch alle Herzen. Dort aber in seiner einsamen Zelle saß der Doktor Martinus, bleich wie der Tod und mit zerrissenem Herzen.

Vor kurzem noch der Liebling und Held der Nation, war er nun ein Gegenstand des Hasses und des Abscheus geworden. Der vom Kaiser Geächtete und vom Papst Gebannte, er war nun auch von denen verflucht, aus deren Kreisen er hervorgegangen war: die Bauern verwünschten ihn als einen Tyrannenfreund und Fürstenknecht, als einen Bluthund und Mordknecht; auch Erasmus schnitt jetzt das Tischtuch zwischen sich und ihm entzwei. Die Römischen aber schauten triumphierend drein: jetzt ist es aus mit ihm — der Bauernkrieg, den er entzündet, hat ihm den letzten Stoß gegeben!

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Seltsame Sachen.

Es war ein stiller, warmer Junimorgen des Jahres 1525. Durch das offene Fenster sendete das Gärtlein süßen Duft von Rosen und weißen Lilien für den Mann, der in dem Stüblein vor der Staffelei saß: den Maler Lukas Kranach.

Der Gruß der Blumen tat dem Manne wohl, und mit um so größerer Lust führte die Hand den Pinsel auf und nieder. Er saß just an dem Bildnis des Stadtpfarrers Bugenhagen, seines lieben Freundes.

Aus seiner stillen Arbeit ward er aufgestört durch ein lautes Pochen an der Tür, und jäh sprang er von seinem Sitz empor, da er des Eintretenden Stimme vernahm, indem er Pinsel und Palette fallen ließ. „Martinus, mein Martinus!“ rief er in einem Ton, in welchem Bestürzung und Freude sich mengten. „O gelobet sei Gott, wir haben dich wieder! In Ängsten und Nöten waren wir um dich, denn seit vier Tagen haben wir dein Antlitz nicht gesehen.“

Luther war in der Tat unsichtbar geworden: seine Kanzel war still, sein Katheder stand leer, in seine Zelle hatte er sich eingeschlossen, um allein zu sein, und wieder war's wie dazumal, als der Bann des Papstes über ihn gekommen war: eine heilige Scheu hielt die Freunde zurück, dem Unglücklichen unter die Augen zu treten. Der Sturm der Verwünschung, der jetzt von allen Seiten über ihn daher fuhr, hatte die Freunde verschüchtert, daß sie es nicht wagten, ihm zu nahen und die Einsamkeit, in die er sich zurückgezogen, zu stören.

Wozu diese Flucht in die Stille? Hatten die Widersacher recht, die ihm das als Furcht auslegten und als den Schrecken des bösen Gewissens? Aber er *hatte* kein böses Gewissen, er fühlte sich rein von all dem Blut, das in dem Krieg geflossen war. Von dem, was er geredet, nahm er auch jetzt kein Wort zurück: er war sich bewußt, daß seine Stimme Gottes Stimme gewesen war, und in dem über die Bauern hereingebrochenen furchtbaren Schicksal erkannte er das Gericht des Herrn.

Also das böse Gewissen war es nicht, was ihn in die Einsamkeit trieb. Es war vielmehr der Schmerz über die Verstocktheit seines lieben Volks, das nicht bedenken wollte, was zu seinem Frieden diente, und solchem Verderben anheimgefallen war, der Schmerz auch über die Unbußfertigkeit der sieg-

reichen Fürsten, die, statt an ihre Brust zu schlagen, nun nur noch härter und herrischer wurden. Diese Herzensnot trieb den Propheten in die Stille, um im Gebet mit seinem Gott zu reden.

Und noch etwas anderes war es, was ihn auf die Kniee zwang, ein Entschluß, welcher, ihm selber zur Verwunderung, gerade in diesen schwersten Tagen in ihm lebendig geworden war. Auch den mußte er vor das Angesicht des Höchsten bringen, um sich desselben innerlich gewiß zu werden. —

„Aber wie schauest du drein, Martinus?“ fragte Kranach mit neuer Befremdung, als er dem Freund genauer ins Gesicht geschaut. „Was ist geschehen? Mir deucht, aus deinen Augen redet eine große Entschließung.“

Luther sah ernst feierlich den Freund an und sprach: „Rufe mir den Stadtpfarrer Bugenhagen und den Rechtslehrer Doktor Apel. Ihr drei sollet mir einen Freundschaftsdienst erzeigen.“

Willfährig sandte Kranach nach den beiden Männern, welche auch bald erschienen und sich des lange entbehrten Anblicks ihres Freundes nicht minder erfreuten.

Nun fing Luther mit erhobener Stimme an: „Ihr Lieben! Eine große Wandlung ist in mir geschehen, darüber ihr des Staunens viel machen werdet. Ich will eure Seele nicht lange aufhalten, sondern es stracks herussagen. Ich habe mit Gott gerungen zwei Tage und zwei Nächte, da hat er mir geheißen: G e h e h i n u n d n i m m d i r e i n W e i b!“

Die Anwesenden fuhren betroffen zurück und vermochten keinen Laut hervorzubringen. Da fuhr Luther mit noch größerem Nachdruck fort: „Ja, von dem Herrn ist das geschehen, schier ein Wunder vor meinen Augen. Darum ist auch mein Herz mit ganzem Vertrauen dabei.“

„Des sei der Name des Herrn gepriesen!“ rief jetzt Kranach, der sich zuerst wieder zurechtgefunden hatte. „Ja, Bruder Martinus, das ist von Gott gekommen, das verstehe ich jetzund wohl. Aber so sage uns denn auch, welche unter des Landes Töchtern du erkoren.“

„Sie heißet Katharina von Bora!“ versetzte Luther mit dem vollen Klang seiner Stimme.

Jetzt erfolgte ein abermaliges Schweigen, und die Bestürzung der Freunde kehrte wieder. Wie, eine N o n n e hatte sich der Mönch erkoren? Mußte er dadurch das Geschrei der Widersacher, denen schon seine Verheiratung überhaupt Ursach zur Lästerung werden würde, nicht noch ärger erregen? Bestätigte er damit nicht den Narren das Gerücht, daß aus der Verbindung eines Mönchs mit einer Nonne der Antichrist hervorgehen werde? War nicht über die neun Nonnen, welche auf Luthers Betrieb der Torgauer

Ratsherr Leonhard Koppe dem Kloster von Nimptschen entführt hatte, so wie so schon so viel Gerede gewesen? Und nun wollte Luther auch noch eine von diesen sich zum Weibe nehmen? Mußte diese Wahl nicht als der ärgste Mißgriff erscheinen? Forderte Luther dadurch die Feinde nicht noch recht geflissentlich zur Lästerung heraus, zumal jetzt, wo schon alles wider ihn war? — Der Doktor Apel hatte wohl selbst eine entlaufene Nonne zum Weibe genommen, aber bei ihm, dem Laien, war das doch ein ander Ding.

Luther sah den Freunden ihre inwendigen Gedanken an und trat ihnen lächelnd näher. „Ihr ärgert euch an mir? Siehe, nun merke ich, wie heilsam es gewesen, daß ich mich nicht zuvor mit Fleisch und Blut beraten, sondern allein mit meinem Gott; ich möchte wohl sonst den Mut verloren haben. Sehet, dem Teufel zum Trutz und dem heiligen Ehestand zu Ehren will ich's tun. Habe zum ersten meiner Feinde gedacht, so mit Schmähen und Lästern über mich fallen, sagend: Das ist ein sauberer Held, der andere in den Ehestand treibet und waget sich selber nicht hinein! Denen will ich das Maul stopfen, will dem Teufel und seinen Schuppen, den großen Hansen, Fürsten und Bischöfen zum Trutz ein Weib nehmen und dem verachteten Ehestand das Siegel aufdrücken. — Zum andern habe ich meines Vaters gedacht und seines Schmerzes, da ich als ein ungehorsamer Sohn ins Kloster lief und ihm seine Rechnung zerstörte, denn er mir schon eine Jungfrau ausersehen hatte. Da ich nun jüngst auf meiner letzten Reise bei ihm war, hob er abermals an zu bitten: ‚Mein Sohn, du hast nun die Möncherei abgetan, nicht innerlich allein, sondern auch äußerlich, indem du die Kutte ausgezogen und das Tuch, so dir der Kurfürst zu einer neuen verehret, zu einem Rock verwendet hast; so erfülle mir nun die Bitte und tue selbst, wozu du andere gemahnet.‘ So will ich ihm nun zu Willen sein und auf sein vielfältig Klagen antworten: Sehet da, lieber Vater, Euer Martinus hat ein Weib. — Zum dritten endlich habe ich derer unter meinen Freunden gedacht, die noch schwach sind im Glauben und fürchten sich zu freien, weil es der Luther nicht auch tue. Also will ich meine Lehre, so vielleicht bald nach meinem Tode unterdrückt werden möchte, nochmals mit meinem Beispiel für die Schwachen bestätigen. Und zwar will ich es eilends tun, denn die Zeiten sind böse und mein Stündlein vielleicht bald vorhanden. Will derhalben flugs Hochzeit machen, daß der Tod mich im Ehestand finde, sollte es auch bloß eine verlobte Josephsehe sein.“

Mit wachsendem Erstaunen hatten die Freunde zugehört. War Luther ihnen bisher schon so groß gewesen, daß sie immer mit Andacht zu

ihm aufgeschaut hatten, jetzt wuchs er vor ihren Augen noch höher. Ja, in dem Manne mußte Gottes Geist und Kraft wohnen: solcher Entschluß zu solcher Zeit, wo er von aller Welt verflucht und verlästert ward, das war das Heldenstück eines ganz von Gott erfüllten Herzens.

Wie nun aber die Männer noch schweigend standen, da erschallte aus dem Hintergrund eine weibliche Stimme: „Gesegnet seid Ihr, ehrwürdiger Herr Doktor, und gesegnet die Jungfrau, so Ihr Euch erkoren!“ Es war Frau Barbara, Kranachs Ehewirtin, welche unbemerkt hereingetreten war und alles gehört hatte.

Da war der Bann gebrochen. Die Männer traten auf den Doktor Martinus zu und schüttelten ihm die Hand und segneten ihn auch.

Frau Barbara aber fuhr, mehr für sich selbst redend, fort: „O du liebe Käthe, wer will dein Glück messen! Hast du doch immer gesagt: ‚Ach dürft' ich ihm dienen als seine M a g d, dem Mann, der mich erlöset hat und der, der weiblichen Pflege entbehrend, in dem öden Hause untergehen muß, dem niemand die Federn schüttelt, niemand des Leibes Nahrung und Notdurft reichet, da er doch um seiner zehnfachen Arbeit willen zehnfacher Sorge und Pflege bedürfte!‘ O du liebe Käthe, nun sollst du nicht als eine Magd ihm dienen, sondern als sein ehelich Gemahl und Gehilfin um ihn sein!“

„Weiß sie denn schon, was ihr geschehen soll?“ fragte Doktor Apel.

Luther schüttelte den Kopf. „Wohl bin ich ihr in letzter Zeit öfter begegnet denn zuvor und habe täglich größeres Wohlgefallen an ihr gewonnen, da ich sahe, daß meine frühere Meinung, als wäre sie stolz und hoffärtig, ein Irrtum und Unrecht war, vielmehr erkennen mußte, daß sie eine feine, demütige, züchtige Maid sei und dazu von großem Fleiß und Geschicklichkeit in dem, was einer Hausfrau gebühret. Doch bin ich nicht verliebt noch brünstig, sondern mein Herz, als eines in die Vierzig Getretenen, schlägt ruhig, obwohl ich die Käthe von Herzen lieb habe. So mag sie wohl auch keinerlei Vermutung hegen, was ihr heute widerfahren solle; doch verhoffe ich, sie werde mir ihre Hand nicht weigern. Euch aber, ihr Lieben, wollte ich gebeten haben, mit mir zu gehen, auf daß mein Verlöbnis, als vor Zeugen geschehen, Kraft und Recht habe vor der Welt.“

„Gern wollen wir dir folgen, mein liebster Martinus“, sagte der Meister Lukas bewegt. „Doch tue uns kund, aus was Ursach du solch großen Entschluß so heimlich gefasset. Siehe, Melanchthon — —“

„Ach schweige mir von diesem!“ fiel Luther eifrig ein. „Ist ein gar

zaghaft Blut, er und auch andere meiner Freunde, so da besorgen, mein ganzes Werk möchte zusammenfallen, wo ich ein Weib freiete und noch dazu eine Nonne. Soll derhalben in aller Stille geschehen, was geschehen muß, maßen sonst der Satanas wohl Hindernis und viel Gewirr machen möchte mit üblem Gerede, nicht allein der Feinde, sondern auch der Freunde."

„So lasset uns denn in Gottes Namen gehen", drängte Kranach, indem er die Schaube antat und das Barett aufsetzte.

Luthers Frau. Nach dem Gemälde Kranachs v. J. 1525.

Die Männer verließen in ernstem Schweigen das Haus, und Frau Barbara machte, in der Tür stehend, still hinter ihnen das Zeichen des heiligen Kreuzes. —

Frau Elsa, des Stadtschreibers Philippus Reichenbach Ehegemahl, saß mit der Jungfrau Katharina von Bora auf der Diele und schälte Rüben, während sie von diesem und jenem sprach. Da tönte der Klopfer an der Tür, und als Käthe eilfertig öffnete, traten Luther, Bugenhagen, Kranach und Apel herein.

Ernst und feierlich war ihr Gruß, und Katharina trat befremdet zur Seite.

„Wollet mir verstatten", hob Luther, zu Frau Elsa gewendet, an, „in Eurem und dieser drei ehrenwerten Männer Beisein mit der Jungfrau Katharina von Bora in wichtiger Sache zu handeln."

Mit den Augen fragweis erst den Doktor Luther und dann die drei im Hintergrund gebliebenen Männer anschauend, winkte Frau Elsa die Käthe herzu, welche mit großer Beklommenheit die Augen zu Boden senkte.

„Vielliebe Jungfrau", sagte Luther mild, „es ist Euch wohl bekannt, mit was Anteil an Eurem Geschick ich allzeit Euer gedacht und mich für Euch umgeschaut nach einem würdigen Ehegemahl, auf daß Ihr in dem Stand heiliger Ehe Euren Beruf und Bestimmung erfülletet. Da mir nun diese meine Bemühungen bis auf den heutigen Tag nicht geraten sind, so erscheine ich heute abermals vor Euch und frage Euch — — —"

Die Jungfrau legte geängstet die Hände auf die Brust und versuchte dazwischenzureden, doch das Herz versagte ihr.

Luther sah ihre Angst und fuhr lächelnd fort: „Sorget nichts, herzliebe Jungfrau, denn nicht abermals für einen andern komm' ich heute zu Euch, sondern, nachdem mir Gott nach langem Ringen in das Herz gegeben, daß ich nicht länger zögern solle, mein Wort mit meinem Beispiel zu besiegeln, und mein Herz mir ohne etliches Besinnen gesagt, welche mir die werteste sei von allen Jungfrauen, so frage ich Euch im Angesicht Gottes und in Gegenwart dieser menschlichen Zeugen, ob Ihr möchtet willens sein, Euch dem Doktor Martin Luther als seine eheliche Hausfrau zu verloben."

Eine tiefe Stille folgte diesen Worten. Frau Elsa starrte mit weit offenem Mund den Doktor Luther an, und Katharina faßte nach der Lehne des neben ihr stehenden Stuhls: der freudige Schrecken hatte sie überwältigt, das Herz arbeitete in ihr, daß es fast zu hören war, und erst nach etlichem Kampf mit sich selbst brachte sie die leisen Worte heraus: „Herr Doktor, ich wäre zufrieden gewesen, wenn ich Euch dienen dürfte als eine Magd."

Von der Seite her, da Frau Elsa stand, ward ein Aufschluchzen hörbar, und tief bewegt erfaßte Luther Katharinas Hand. „So wollet Ihr mir also gehören bis in den Tod?"

„Ja", klang's in leisem, zitterndem Jubel von der Jungfrau Lippen, und in holder Scham blickten die Augen bestätigend zu dem Doktor auf. Da war die Verlobung geschehen. —

Am Abend dieses Tages knieten in dem hellerleuchteten Prunkgemach

des Reichenbachschen Hauses, von einer Anzahl Freunde umgeben, Martin Luther und Katharina von Bora vor dem in einen Altar gewandelten Tisch, und ersterer sprach mit tiefbewegter Stimme: „Lieber himmlischer Vater! Dieweil du mich in deines Namens und Amtes Ehre gesetzet hast und mich auch willst Vater genannt und geehret haben, so verleihe mir Gnade und segne mich, daß ich mein liebes Weib, Kind und Gesind göttlich und christlich regiere und ernähre. Gib mir Weisheit und Kraft, sie wohl zu erziehen und zu regieren; gib auch ihnen ein gutes Herz und Willen, deiner Lehre zu folgen und gehorsam zu sein durch Jesum Christum. Amen."

Nun trat Bugenhagen, der Stadtpfarrer, herzu, steckte den Verlobten die Ringe an die Finger und segnete den geschlossenen Bund im Namen der heiligen Dreieinigkeit.

Solches geschah Dienstag nach Trinitatis, den 13. Juni 1525.

Wie war das öde, leere Augustinerkloster, welches der Kurfürst dem Doktor Martinus als seine Wohnung geschenkt hatte, plötzlich so voller Leben und Lärmen! Wie geschäftig schaltete und waltete die kleine runde Frau Elsa in den Räumen des ersten Stocks, um dieselben, nachdem sie auf Ratskosten frisch mit Kalk berappt und getüncht worden, wohnlich und behaglich herzurichten, sonderlich das hinter dem Vorgemach liegende geräumige Zimmer, dessen getäfelte Decke der Meister Lukas mit einer Menge lieblicher, aus buntem Blumengewinde hervorschauender Engelsköpfchen geziert hatte! Wie arbeitete der Wolfgang, Luthers Famulus, im Schweiß seines Angesichts, um den großen, weiten Hof von allem Unrat zu säubern und die auf demselben um das alte Augustinerkirchlein her stehenden Bäume von den dürren Ästen zu befreien! Wie kam es aus der Stadt gezogen mit Gegenständen für Küche und Keller, daß Frau Elsa Mühe hatte, all den Vorrat zu bergen, den die Liebe der Wittenberger gespendet, und wie rollte Wagen auf Wagen mit Hausgerät heran, welches der Doktor Martinus sich von den seitens des Kurfürsten geschenkt erhaltenen hundert Gulden beschafft hatte!

Auch vier Stadtknechte erschienen und überbrachten von dem Rat der Stadt als Ehrengeschenk für den Doktor Luther „auf seine Wirtschaft" ein Fäßlein einbeckisch Bier und zwanzig Gulden in Schreckenbergern, dazu auch für die Frau Katharina ein Stück schwäbisch Linnen, sowie die schriftliche Verheißung, das neue Ehepaar ein Jahr lang mit Tischwein zu versorgen.

Luthers Hochzeitsfeier zu Wittenberg von K. Weigand.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstängl, München.

Das war ein neues Zeichen der Verehrung, denn bereits am Verlobungstag hatte der Rat seinen Ehrenwein gesendet, nämlich ein Stübchen Malvasier, ein Stübchen Rheinwein und sechs Kannen Frankenwein.

Auch die Universität ließ es nicht an sich fehlen: sie verehrte ihrem größten Lehrer einen großen, innen stark vergoldeten Deckelbecher von getriebenem Silber, dessen Fuß die Inschrift trug: „Die löbliche Universität der kurfürstlichen Stadt Wittenberg verehret dieses Brautgeschenk Herrn Doktor Martinus Luther und seiner Jungfrau Käthe von Bora. Anno 1525, Dienstag nach dem Fest Johannis des Täufers." — Und nun rollte auch noch ein Wagen heran, vom kurfürstlichen Hof gesendet. Von demselben entluden die Knechte ein feistes Wildschwein und Geflügel.

Seltsam: auch aus Halle kam ein Brautgeschenk und von einem, an den niemand gedacht hatte, Luther am allerwenigsten: der Kardinal Albrecht übersandte dem Doktor Martinus 20 Goldgulden zur Verehrung auf seine Hochzeit. Das Geld ging indes nach Halle zurück: Luther verstand den Hohn, der in dem Geschenk lag, und ließ dem Geber sagen, er brauche des Geldes weniger als der Kardinal Albrecht. —

Endlich kam der Tag, wo Martin Luther seine Hausfrau in seine Wohnung heimführte, der 27. Juni. Die Fürsorge der Frau Elsa hatte in dem weitläufigen Wohngemach ein festlich Mahl bereitet, an welchem eine auserlesene Gesellschaft teilnahm, darunter die gräflich mansfeldischen Räte Rühel, Thür und Müller als Vertreter ihres Herrn, dann Spalatin, der kurfürstliche Hofprediger, Link, der Altenburger Pfarrherr, Amsdorf, der seit einiger Zeit ein geistliches Amt in Magdeburg bekleidete, und vor allem Herr Leonhard Koppe, der als Befreier der Katharina aus ihrem Klostergewahrsam bei der heutigen Feier nicht fehlen durfte. Auch Melanchthon, der über den Entschluß Luthers anfangs außer Fassung geraten war und bei den sich erhebenden böswilligen Klätschereien vollends den Kopf verloren hatte, er war inzwischen doch wieder andern Sinnes geworden und hatte der Ladung Folge gegeben.

Da man nun in der besten Feststimmung war und Luther eben begonnen hatte, ein Sprüchlein zum Lob des heiligen Ehestands zu sagen, raunte der Studiosus Johann Pfister, der bei Tische diente, ihm zu: „Draußen stehen zwei Bauersleute, ein Mann und eine Frau, die begehren den Doktor Martin Luther zu sehen."

Luthers Augen flammten in Wonne auf. „Ei, so kommen sie doch noch! Schon hatte ich von der Hoffnung gelassen. Gelobt sei Gott, nun ist meine Freude erfüllet."

Da erschienen in der Tür zwei bejahrte Leute in der Tracht der mansfeldischen Bauern.

Alsobald eilte Luther den zaghaft auf der Schwelle Stehenbleibenden entgegen, und als er ihnen nahe kam, streckte ihm die alte Frau die Arme entgegen mit den Worten: „Mein Sohn Martinus!“

Da lag der Sohn an der Brust der Mutter und weinte laut. Darauf tat er ein gleiches mit dem Vater, welcher ihm die Hand aufs Haupt legte und sprach: „Siehe, nun erst bist du recht mein Sohn! Nun will ich gerne sterben, da meine Augen diesen Tag gesehen.“ — —

Die Welt schmähte und lästerte den Mönch, der durch seine Ehe mit einer Nonne sich selbst geschändet und als einen Propheten des Satans entlarvt habe; die Geschmähten aber waren still und glückselig im Bewußtsein des göttlichen Wohlgefallens.

Viertes Buch.

Auf der Höhe.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Doktor und Bauer.

„Hier also treffe ich dich, Martinus?“ sagte an einem Morgen zu Anfang Juli des Jahres 1527 Lukas Kranach, indem er in das an das Kloster hinterwärts anstoßende Gärtlein trat. „Das ganze Haus habe ich nach dir durchsucht.“

„Sei mir willkommen, herzliebster Lukas“, erwiderte Luther, ihm die Hand reichend. „Sollst nun auch für deine Mühe reich belohnet werden. Siehe, dieses Röslein, das ich soeben meiner Käthe bringen wollte, sei dir geweihet!“

Kranach nahm die Blume dankend und betrachtete sie mit Bewunderung. „Welch eine köstliche Blume! Wahrlich, herzlieber Doktor, du verstehst alles, was du in die Hand nimmst. Du lehrst die Studenten, du predigst dem Volk, du verstehst dich auf den Bücherdruck und hast den Druckern erst die Wege gewiesen, wie sie die Sache anfassen müssen, du kannst dichten und singen und Musik machen, auch zu drechseln verstehst du wohl, wie ich mit meinen Augen gesehen; und nun bist du auch noch ein so geschickter Gärtner und Landbebauer. Ei, wie üppig das alles in deinem Gärtlein grünt und gedeiht!“

Luther wehrte ab. „Dafür sollst du den guten Link preisen, so mir von Nürnberg die Rosen gesendet, und Freund Lange in Erfurt, so mich mit Rettigen, Zwiebeln, Gurken, Melonen und anderm Gemüse versorget. Es sind lauter edle Pflanzen und Sämerei, so ich in den Boden getan, die haben die Kraft des Wachsens und Gedeihens in ihnen selbst; auch wird die Erde nimmer müde, Gras und Kraut zu treiben. Wäre doch der Acker des Menschenherzens auch so empfänglich für den Samen des Wortes Gottes! Aber da ist viel Steinichtes und Dornen und festgetretenes Land, daß der Same nicht kommen mag. Derhalben ich mich gern aus meinem Studierstüblein in den Garten flüchte, da ich meine Lust sehe an den Blümlein und

Kräutlein und Bäumlein, die mir niemals etwas zuleide tun und alle Mühe reichlich vergelten."

„Dort sehe ich noch ein Blümlein", fiel Kranach ein, „das ist doch das lieblichste von allen." Er zeigte auf den kleinen Hans, Luthers erstgeborenes Söhnlein und sein eignes Patenkind, welches Wolfgang Sieberger, mit beiden Armen haltend, im Sande hin- und herführte, um ihm das Gehen beizubringen, er, der doch selber schlecht zu Fuß war und mit dem rechten Beine hinkte.

Luthers Gesicht verklärte sich in reiner Vaterfreude. „Ja, das ist recht geredet! Die köstlichste Blume blühet mir doch in einem andern Garten! Welches Erdengut wäre zu vergleichen einem Kindlein, darin wir unser eigen Bild erblicken, Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein."

Und er ging mit dem Freunde auf den Kleinen zu, der vor kurzem sein erstes Lebensjahr vollendet hatte, und herzte ihn und nannte ihn mit den süßesten Schmeichelnamen.

Indem trat eine ältliche Frau in den Garten und rief: „Gib her das Hänsichen, Wolfgang — die Frau Doktorin begehret dein, daß du ihr im Brauhaus Handreichung tuest."

Die Frau war eine Verwandte der Frau Käthe, ein Fräulein Magdalene von Bora, jetzt immer nur „Muhme Lene" genannt, welche mit der Käthe zusammen im Kloster zu Nimptschen gewesen war und dort das Amt der Siechenmeisterin versehen hatte. Nach ihrem Austritt aus dem Kloster war sie nach Wittenberg gekommen und hatte in dem Hause Luthers Aufnahme gefunden. Oben im zweiten Stock hatte sie ihr Stüblein und Kämmerlein.

Sie nahm das Hänschen auf den Arm und ging mit ihm in den Hof, um ihm die Menagerie zu zeigen: das Knäblein hatte so große Freude an den Schweinen und Kühen und Gänsen und Hühnern, welche mit ihrem Geschrei die Stätte erfüllten, wo sonst nur Orgelton und Meßgesang erklungen war.

Währenddem schritt Luther mit Kranach den Weg längs der Kegelbahn, die er sich im Garten hart an der Mauer hin angelegt hatte, auf und nieder. „Wie hat sich doch allhier alles gewandelt!" meinte Kranach. „Seitdem du in den heilgen Ehestand getreten, wie anders ist es in deinem öden, stillen Haus geworden!"

„Ja", erwiderte Luther mit einem Anflug von Spott, „ich erkenne mich manchmal selbst nicht mehr. Der Doktor Luther ist gar ein Bauer worden."

„Willst du darüber spotten?“ fragte Kranach. „Siehe, dem Doktor mag es nichts schaden, wenn er auch ein Bauer ist, vielmehr meine ich: der Doktor hätte hungern und darben müssen, wenn er nicht ein Bauer worden wär.“

„Wie soll ich solche Rede deuten?“ fragte Luther, und Kranach, der sich dem Doktor Martinus gegenüber ein freimütiges Wort erlauben konnte, fuhr fort: „Du hast alle Ursach, Gott zu danken, daß er dir ein Weib beschéret, und solch ein Weib! Sie ist es, die dich nicht allein aus der Einsamkeit gerettet hat, da die bösen Geister den Menschen anfechten und schrecken, sondern dich auch vor Armut und Mangel bewahret. Wie hoch beläuft sich der Jahrgehalt, so dir Kurfürst Johann ausgesetzet?“

Luthers Wohnhaus zu Wittenberg.

„Zweihundert Gülden“, antwortete Luther.

„Und wie hoch beläuft sich die Summe, so du im verwichenen Jahre ausgegeben?“

„Solches habe ich nicht ausgerechnet“, versetzte Luther mit halber Stimme.

„Das eben ist es!“ sagte Kranach mit großem Nachdruck. „Alles verstehst du, liebster Martinus, nur eins nicht: das Rechnen. So sollst du nun Gott preisen, daß er dir einen Rechenmeister an die Seite gegeben, welcher tut, was du versäumest. Ich hörte dich jüngst sagen: ‚Ich werde wohl mein Lebtag nicht aus dem Register der Armut herauskommen.‘ Ja, wahrlich, es stünde schlimm mit dir, wenn du allein geblieben wärest. Du

könntest wohl im vollen sitzen und gute Tage haben, ja es wäre dir ein leichtes, ein Krösus zu werden, wenn du dir, wie die andern, deine Bücher bezahlen ließest, davon doch die Drucker schon reich geworden, wenn du, wie die andern, von den Studenten für die Vorlesungen Gebühren forderteſt und des Predigtamtes an der Stadtkirche nicht umsonst walteteſt. Aber das tuſt du ja nicht: statt zu nehmen, gibſt du nur immerzu, bitteſt wohl mit allem Anliegen für andere beim Kurfürſten, magſt aber für dich ſelbſt nichts nehmen und teileſt das, was Frau Käthe angenommen, mit den Armen oder mit den Freunden, wie erſt jüngſt die zweihundert Gülden, von Sr. Kurfürſtlichen Gnaden dir verehret, und die andern hundert Gülden, von einem Unbekannten durch den Pfarrer Bugenhagen dir übermittelt. Dein Beutel iſt immer offen, und aller Hand iſt darin. Kannſt keinen Bettler mit leerer Hand von dir laſſen, ſpendeſt allenthalben an Freunde ſowohl als an Verwandte, ſo dich zur Hochzeit oder Patenſchaft laden, reichlich, leiſteſt für ſo viele, die dem Wucherer in die Hände gefallen, Bürgſchaft, ſpeiſeſt täglich eine Anzahl armer Studenten an deinem Tiſch, läſſeſt ſo viele ausgetretene Mönche und Nonnen von dem Deinen zehren und gibſt den zahlreichen Gäſten, ſo dich aufſuchen, Herberge. Wie weit reichen da die zweihundert Gülden? Wahrlich, im Schuldturm ſäßeſt du jetzt, wo nicht die Frau Doktorin ſo vortrefflich haushielte und Hilfsquellen auftäte, daraus immer wieder fließet, was not iſt. Derhalben ich auch mit großer Achtung und Ehrfurcht zu der Frau Doktorin aufſchaue und ſie bewundere um ihre Mannhaftigkeit und Umſicht, um ihre Arbeitſamkeit und Sparſamkeit, damit ſie es verſteht, mit dem wenigen hauszuhalten und dasſelbe zu mehren."

Luther hatte den Sprecher wiederholt zu ſtillen verſucht und war zuletzt nachdenklich geworden. Nachdem nun derſelbe geendet, blieb er ſtehen und verzog ſchalkhaft den Mund. „Das war eine lange Strafpredigt, mein lieber Lukas. Doch ſage ich zu vielem Amen, ſonderlich was du zum Lobe meiner Käthe geredet. Ja, wahrlich, alle Tage danke ich Gott, daß er ſie mir gegeben. Ohne ſie und ihre ſorgende, pflegende Treue wäre der Luther wohl längſt dahin. Vornehmlich im letzten Jänner, da die ſchwere leibliche Anfechtung über mich kam, daß ich meinete zu ſterben, wie hat ſie da meiner gepfleget und gewartet und ſich ſelbſt ganz vergeſſen, daß es mir das Herz beweget hat!"

Indem kam die Frau Katharina daher. Sie hatte ſich geſchürzt gleich einer Magd und trug in der Rechten eine Kanne. „Ei, das trifft ſich gut", rief ſie fröhlich dem Herrn Lukas entgegen, „daß wir einen Gaſt haben. So könnet Ihr auch, vielwerter Herr Gevatter, einen Trunk mit tun und

schmecken, wie mir das Gebräu geraten. Wollet mir ins Haus folgen, daß ich euch die Gläser fülle."

Die beiden Männer nahmen die Ladung gern an, denn es war ein schwüler Tag und ein kühler Trunk nicht zu verachten. Sie gingen an dem Brauhaus vorüber nach dem Hof, stiegen die in dem großen, runden Turm befindliche steinerne Wendeltreppe hinauf zum ersten Stock und ließen sich im Wohngemach auf dem in der Fensternische angebrachten hölzernen Doppelsitz nieder, von welchem man einen freien Blick hatte über den großen, weiten Hof mit dem links stehenden Stallgebäude und dem rechts sich erhebenden Klosterkirchlein und baumumkränzten Begräbnisplatz.

Kranach versuchte das Bier und konnte nicht umhin, der Frau Käthe sein Lob zu spenden. „Das Gebräu ist Euch wohl geraten, vielwerte Frau Doktorin. Wie habet Ihr nur die Kunst so geschwind lernen mögen?"

Frau Katharina lachte. „Heißet Ihr das eine Kunst, liebster Herr Gevatter?"

„Sicherlich für den, der es bis anher noch nicht verstanden, denn jeglich Ding will gelernet sein", gab Kranach zurück.

Frau Käthe blieb in ihrem heitern Ton. „Lust und Lieb zum Ding macht Müh und Arbeit gering. Was man gern tut, das lernt man bald. Mich freut's aber, daß ich Euer Lob empfangen. So wird mein Eifer hinfüro nur um so größer sein."

Luther streichelte seiner Frau die Hand. „Ist nicht not, herzliebste Käthe, daß du noch eifriger schaffest, denn du schon für zwei arbeitest. Schone deiner nur und laß die Mägde schaffen!" Dabei sah er sie bedeutsam an.

Sie verstand den Wink und senkte mit leisem Erröten das Haupt.

In traulichem Gespräch blieb Kranach noch eine Weile in dem Haus, an welches er sich durch die Bande der herzinnigsten Freundschaft gefesselt fühlte, dann ging er seines Wegs, geleitet von dem Doktor Martinus, welcher eine Kranke besuchen wollte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Aus dem Tod errettet.

Am folgenden Morgen, als Luther um 8 Uhr aus der Kirche kam und durch die Kollegiengasse dahinschritt, war er erstaunt, in so früher Stunde schon den kurfürstlichen Hofmarschall Johann Dolzig vor sich zu sehen.

„Ich habe Euer schon gewartet, Herr Doktor", erwiderte dieser. „Seine Kurfürstliche Gnaden sendet mich, von Euch noch genauere Anweisungen für die Visitatoren einzuholen, sintemal dieselben in ihrer Arbeit auf Klötze gestoßen, die sie nicht hinwegzuräumen vermögen."

„Will's wohl glauben", entgegnete Luther. „Das Werk ist schwer, darum ist es auch so gar lange hinausgeschoben worden. Mich freut's aber, daß nun endlich ein Anfang dazu gemacht worden. Es war die höchste Zeit, da sonst zu besorgen stand, es möchte alles, was für das Evangelium geschehen, wieder hinfallen. Ach, wie viele Klagen sind bei mir eingelaufen aus den kurfürstlichen Landen! Wohl leuchtet hier und da das Licht des Evangeliums, aber es ist keine gemeine Ordnung da, dieweil es an einem höhern kirchlichen Amt gebricht, durch dessen Ansehen und Macht die neue Ordnung aufgerichtet und erhalten werden möge. Hatte erst gehofft, das Licht der Wahrheit solle bald alles erleuchten und in rechten Stand bringen; meinete, es solle sich alles von selbst machen und von unten herauf bauen. Doch sehe ich nun mit Trauern, daß das Volk noch nicht reif ist, muß ihm derhalben von oben her geholfen werden. Sonderlich die Bauern sind stumpf, roh und gleichgültig, wollen auch nichts mehr für die Kirche geben, also daß die Pfarreien verkommen und die Pfarrherren in die größte Not geraten. Dadurch muß ja die regelmäßige Predigt des Worts und die Unterweisung der Jugend, darauf doch alles ankommt, zu Boden gehen. Dabei strecket der Adel die Hände gierig nach dem Gut der verlassenen Klöster und Stifte, das doch der Kirche und der Armut dienen sollte. Über das alles aber ist es auch mit den Pfarrherren meist übel bestellt. Viele sind ganz unwissend und außerstande, das Evangelium zu predigen, sintemalen sie es nicht verstehen; andere schwanken ratlos hin und her, wie sie sich durch die Nöte und Bedrängnisse hindurchfinden sollen. So ist es denn die heilige Pflicht der Obrigkeit, sich ihrer Untertanen auch in diesen Stücken anzunehmen, dem götzendienerischen Greuel des päpstlichen Gottesdienstes zu steuern, der Kirche des lautern Worts die Mittel zu ihrem Unterhalt zu sichern und eine gemeine

kirchliche Ordnung herzustellen. Und solches um so mehr, als ja der Kaiser, von dem Franzmann und dem Muselmann bedrängt, im verwichenen Jahr zu Speier auf dem Reichstag das Wormser Edikt der Tat nach hat aufheben müssen, indem er jedem Reichsstand die Freiheit gegeben, in Sachen des Glaubens so zu leben, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue. Ich danke Gott, daß er uns einen Fürsten geschenkt, der für meine Klagen und Begehrnisse ein offenes Ohr und warmes Herz hat, und freue mich gar sehr, daß nun endlich Ernst geworden, die Sache anzufassen."

Die Männer waren inzwischen bei Luthers Wohnung angekommen und traten in den Hof.

Als sie eben über die steinerne Schwelle des Hauses schreiten wollten, stieß Luther unvermutet einen dumpfen Schrei aus und fuhr sich mit beiden Händen nach der Brust. „O Gott", stöhnte er, „willst du dem Satanas abermals Macht geben über mich? Siehe, er würget mir die Brust, daß mir der Atem vergehet. — Ach, herzliebste Käthe", sagte er dann zu seiner Frau, welche zu Tode erschrocken ihm entgegentrat, „sende doch flugs zu Bugenhagen!"

Sofort eilte eine Magd zu dem Stadtpfarrer, während der Hofmarschall Dolzig es für angezeigt erachtete, sich zurückzuziehen.

Als Bugenhagen erschien, trat ihm Frau Katharina in der Haustür entgegen und erzählte ihm auf seine erschrockene Frage in aller Hast: „Die Brust ist ihm zu eng geworden und der Kopf schwer, und vor den Augen gaukeln ihm schreckhafte Bilder, daß er meinet, der Teufel wolle ihn zuschanden machen und sein ganzes Werk verstören. Schon im Jänner dieses Jahres ließ es sich einmal ähnlich mit ihm an — Ihr wisset es ja; da hat ihm ein Tränklein von Kardobenediktenkraut bald wieder emporgeholfen. Diesmal aber will um der übernatürlichen Ursach willen solch natürlich Kräutlein nicht helfen."

Bugenhagen legte tröstend der Frau Doktorin die Hand auf die Schulter. „Zaget nicht, denn seines Leidens Ursach ist nicht der Teufel, sondern allein das dicke Blut, da der arbeitüberladene Mann so viel sitzen und der Bewegung in frischer Luft entbehren muß, auch sein Gemüt durch all die Feindschaft leidet und über die Hinderungen des Satans sich bekümmert. Doch wird wohl Gott noch ein Kräutlein haben, seinem Knechte aufzuhelfen."

Die beiden begaben sich nun in das Wohngemach — da saß der Doktor Martinus auf einem Stuhl mit geneigtem Haupt, bleich und verstört.

Auf den Gruß Bugenhagens richtete er sich langsam empor und reichte ihm die Hand. „Hab Dank, herzliebster Bugenhagen, daß du mir erschienen. Wollte mein Herz vor dir ausschütten und aufrichtig beichten, daß ich von dir die Absolution empfahe. Siehe, alles, was ich je und je gesündiget, es sei mit Gedanken, Worten oder Werken, solches fühle ich auf mir als eine Last und bitte Gott, er wolle sich des armen Sünders um Christi willen erbarmen."

Erschüttert spendete der Kleinere dem Größeren die Absolution und fragte dann weiter nach der Natur der Krankheit.

„Ach, liebster Bugenhagen", klagte Luther, „solche Stunden, wie ich gegenwärtig durchkämpfen muß, mögen mich wohl an den heiligen Paulus erinnern, da er von dem Satansengel mit Fäusten geschlagen ward. Ach, dieweil ich mich unterweilen in meinem äußerlichen Wandel fröhlich stelle, so meinen viele, ich gehe auf eitel Rosen; aber Gott weiß, wie es um mich stehet meines Lebens halber. Will mich nun Gott der Herr jetzt rufen, so geschehe sein Wille."

Bugenhagen sprach ihm tröstlich zu und erinnerte ihn an die Einladung, welche ihnen beiden von dem kurfürstlichen Erbmarschall Hans von Löser zugegangen war. „Die Gegenwärtigkeit werter Männer und die frische Luft wird dir guttun, Martinus. So bitte ich dich, du wolleſt deinem Fleisch gebieten und dich aufraffen."

Da auch die Frau Katharina diese Aufforderung mit großer Dringlichkeit unterstützte, so fügte sich Luther und ging, von Bugenhagen geführt, davon.

Der Erbmarschall hatte ein leckeres Mahl auftragen lassen, aber Luther nahm wenig davon, redete auch nicht viel und mußte sich zwingen, freundlich zu sein.

Um 12 Uhr entfernte er sich still und begab sich zu seinem Freunde Justus Jonas, dem Propst des Allerheiligenstifts. Bei diesem saß er nahe an zwei Stunden in der Laube und redete mit ihm von diesem und jenem. Es war ihm mittlerweile ein wenig besser geworden, daß er beim Aufbruch den Freund bat, zur Abendmahlzeit um 5 Uhr zu ihm zu kommen.

Jonas erschien um die bestimmte Stunde, war aber erschrocken, als er vernahm, Luther habe sich zu Bett begeben. Frau Käthe erzählte ihm, er sei schwach heimgekommen. Dennoch erschien der Doktor beim Abendessen und langte ein wenig zu, klagte aber über starkes Brausen und Klingen des Ohres, wie es einer Ohnmacht vorherzugehen pflegt.

Bald erhob er sich wieder und stieg in seine Schlafkammer hinauf.

Jonas folgte ihm und kam eben noch im rechten Augenblick, um den Zusammenstürzenden mit seinen Armen aufzufangen.

„Mein allerliebster Gott", seufzte der Leidende, „wenn du es so haben willst, daß dies das letzte Stündlein sei, so geschehe dein heiliger Wille."

Indem erschien Frau Käthe. Sie hielt den halb Bewußtlosen, während Jonas Wasser herbeiholte und ihm das Gesicht befeuchtete.

Man hielt es für geboten, ihn zu Bett zu bringen. Als das geschehen war, lag er mit offenen Augen, veränderte sich aber im Gesicht, der ganze Körper wurde kalt und schüttelte sich im Fieberfrost.

„Ach, ich bin sehr schwach", sagte er mit halber Stimme, „und fühle gar keine Kraft mehr in mir."

Dann fing er an, den sechsten Psalm zu beten. Unmittelbar nach dem Amen fragte er nach dem Arzt.

„Wir haben bereits nach ihm gesendet", bedeutete ihn Frau Katharina, und etliche Minuten darauf erschien er auch, der Doktor Augustinus Schurf, Luthers Freund und Hausarzt.

„Sorget nichts", sagte derselbe, nachdem er den Kranken befragt und untersucht, „es wird diesmal mit Gottes Hilfe keine Not haben. Wollen den Körper erwärmen, indem wir ihn mit warmen Tüchern reiben."

Als das geschehen war, ohne daß man eine Wirkung spürte, trat Bugenhagen ein und stellte sich an das Bettende.

Luther schien weder ihn noch irgend jemand zu sehen. Die Augen waren gen Himmel gekehrt, die Hände hatten sich gefaltet und der Mund hob an zu beten: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch Jesum Christum, unsern Herrn! Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! Du hast deinen Knecht nicht für würdig geachtet, gleich den heiligen Märtyrern sein Blut für dich zu lassen; doch will ich mich trösten mit dem heiligen Johannes, dem solche Ehre auch nicht widerfahren, der aber doch ein viel ärger Buch wider den Antichrist geschrieben denn ich."

Dann plötzlich zu den Umstehenden sich wendend fuhr er fort: „Ihr Lieben, Getreuen, damit nach meinem Tod die Welt nicht lügen könne, als habe ich zuvor noch meine Lehre widerrufen, so rufe ich euch auf, daß ihr Zeugen meines Bekenntnisses seiet. Mit gutem Gewissen sage ich, daß ich recht und heilsam gelehret vom Glauben, Liebe, Kreuz, Sakrament und andern Artikeln aus Gottes Wort und nach dem Befehl Gottes, der mich in diese Sache geführet und ohne meinen Willen gezogen und gedrungen. Auch zeuge

ich wider die, so mir vorgeworfen, ich hätte wider die Papisten und Rottengeister zu scharf und hart geschrieben, daß mich derowegen noch keinerlei Reue angewandelt hat, denn ich niemals jemandes Schaden gesuchet habe, sondern aller meiner Feinde Bestes und Seligkeit."

Seine Augen fielen auf seine Frau, welche still weinend im Winkel stand. Er winkte ihr, reichte ihr die Hand und sprach: „Meine allerliebste Käthe, ich bitte dich, falls mich der liebe Gott diesmal zu sich nehmen will, daß du dich in seinen gnädigen Willen ergebest. Du bist mein ehelich Weib, dafür sollst du dich gewißlich halten und gar keinen Zweifel daran haben. Laß die blinde Welt dawider sagen, was sie will, richte du dich nur nach Gottes Wort und halte fest daran, so hast du einen gewissen, beständigen Trost wider den Teufel und alle Lästermäuler."

Er legte sich zurück. Das Sprechen hatte ihn sehr angegriffen, und der Atem ging schwer, daß es fast wie Todesröcheln anzuhören war.

Nach einer Weile wandte er sich wieder um und fragte: „Wo ist denn mein allerliebstes Hänsichen?"

Das Kind wurde gebracht und lachte freundlich den Vater an. Da streichelte die weiße, kalte Hand die roten, warmen Wangen, und die erblaßten Lippen öffneten sich zum väterlichen Segen. „O du armes Kindlein, nun befehle ich meine allerliebste Käthe und dich, allerliebstes Waislein, meinem lieben, frommen, treuen Gott. Ihr habet nichts, denn ich hinterlasse euch kein irdisch Gut; aber Gott der Herr hat genug. Ach, liebster Gott, ich danke dir von Herzen, daß es dein Wille war, daß ich auf Erden arm und ein Bettler sein sollte. Darum kann ich meinem Weib und Kind weder Haus noch Feld, weder Geld noch Gut hinterlassen. Wie du sie mir gegeben, also gebe ich sie dir zurück. Du reicher, treuer Gott, ernähre, lehre und versorge sie, wie du mich bis anher gnädiglich ernähret, gelehret und versorget hast, o Vater der Waisen und Richter der Witwen."

In Katharinas Herzen wogte es von unaussprechlichem Weh. Zwei Jahre nur sollte sie das unaussprechliche Glück genießen, d i e s e s Mannes Gehilfin zu sein, zwei kurze Jahre nur! Der Schmerz des Verlustes schien ihr über ihre Kräfte zu gehen. Und nun dazu der Blick in die Zukunft mit der Sorge um des Leibes Nahrung und Notdurft und mit der noch größern Angst vor dem Hohn und Spott der Feinde! — Doch Katharina war ein starkes Weib. Sich selbst überwindend, beugte sie sich zu dem Eheherrn hernieder und sprach: „Mein liebster Herr Doktor! Ist es Gottes Wille, so will ich Euch bei unserm Herrgott lieber wissen denn bei mir. Es ist aber nicht allein um mich und mein Kind zu tun, sondern um viele fromme

und christliche Leute, so Euer noch bedürfen. Wollet Euch, mein allerliebster Herr, um mich nicht bekümmern. Ich befehle Euch seinem göttlichen Willen, hoffe und traue zu Gott, er werde Euch gnädiglich erhalten."

Der Arzt, welchen diese Worte mit neuer Hoffnung erfüllten, ordnete jetzt ein nochmaliges Reiben des Körpers mit wollenen Tüchern an. Im Schweiß ihres Angesichts arbeitete die Liebe, das teure Leben zu erretten, und ein Seufzer nach dem andern stieg während der Arbeit zum Himmel auf.

Und siehe, die Wangen fingen an sich leis zu röten, das Leben kehrte wieder, der schon mit dem Tode Ringende war gerettet.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der gute Hirte.

Der Doktor Martinus saß an einem Augustabend desselben Jahres 1527 unter dem großen alten Birnbaum im Hof mit seinem Weib und sah dem Spiel zu, welches das Hänschen mit dem von dem Wolfgang auf der Drechselbank verfertigten Pferdchen trieb. Friedliche Stille lag auf der ermüdeten Welt, und angenehme Kühlung brachte der Abend nach dem drückend heißen Tage. Um den Brunnen herum saßen die drei Mägde mit dem Famulus Wolfgang und dem Schweinehirten Johannes und sangen sich ein Liedlein, welches nur dann und wann von dem Grunzen eines Schweins oder dem Blöken einer Ziege unterbrochen ward.

Luther war von seiner Krankheit wiederhergestellt, obwohl er sich noch schwach fühlte und nicht imstande war, die volle Arbeit seines Berufs wieder aufzunehmen.

„Wir bekommen noch späten Besuch", sagte er, als die Hoftür knarrend aufging. „Siehe, es ist unser lieber Bugenhagen. — Was bringest du uns noch so spät am Abend?" fragte er dann, als der Gast grüßend herzugetreten war.

„Böse Zeitung!" war die Antwort. „Die Seuche kommt näher und näher. Von Mittag heraufziehend hat sie ihre Arme bereits bis gen Kemberg gestreckt und allda neun Opfer gefordert. So wird der Reiter auf fahlem Roß auch gar bald zu unserm Tor hereinreiten."

Frau Katharina gab einen angstvollen Ton von sich und schmiegte sich an ihren Eheherrn, gleich als suchte sie bei diesem Schutz.

Luther blieb ganz gelassen und sagte: „Es ist der Herr, der diesen Reiter sendet, und so wollen wir uns beugen unter seine gewaltige Hand."

„Hast du schon Kunde von dem Befehl, so vor einer Stunde von dem Kurfürsten an den Rektor der Universität ergangen?" fragte Bugenhagen und fuhr auf Luthers Verneinung fort: „Die Universität soll nach Jena entweichen."

Luther lächelte. „Nach Jena? Sind dieses Städtleins Mauern so hoch, daß der Würgengel nicht darüberfliegen möge? Oder weiß man, daß er dieses Ortes schonen wolle? Nun wohlan, es gehe, wer da gehen will. Ein Zeugnis und Erweisung großen Mutes aber ist solch Fliehen nicht."

„So willst du bleiben, Martinus?" fragte Bugenhagen schnell. „Trifft dich als einen Lehrer der Universität dieser Befehl des Landesherrn nicht auch?"

„Als einen Lehrer der Universität wohl", entgegnete Luther. „Indes bin ich nicht auch ein Diener der Gemeine? Warte ich nicht mit dir des Amts am Wort und Sakrament? Weide ich nicht mit dir die Herde Jesu Christi? Was aber wäre das für ein Hirt, so da fliehet, wo er den Wolf siehet kommen? Nein, liebster Bruder, ich bleibe hier, ich halte mit dir aus."

Bugenhagen war tief ergriffen. So faßte Luther sein geistliches Amt, dessen der schon so schwer Belastete in freiwilliger Übernahme ohne einen Heller Entgelt wartete, als Gehilfe des berufenen und verordneten Stadtpfarrers. „Ich dachte es wohl, daß du also sprechen würdest, und möchte mich dessen freuen, sintemal ich dann von dir einen Trost hätte und einen Halt in der schweren Zeit; doch meine ich, du mußt zuerst der Pflicht gedenken, so du gegen dein Weib und Kind hast. Siehe deinen Leib an, der kaum erst von schwerer Krankheit genesen und in welchem dieselbe noch nachzittert. Die Schwachen aber fordert die Seuche zu allererst als Opfer."

Luther schüttelte den Kopf. „Wohl bin ich schwach, aber das ist meine Zuversicht, daß der Herr den, welcher in seinem Berufe treulich standhält, nicht verlassen, sondern mit seiner Kraft in meiner Schwachheit mächtig sein werde. Rede mir darum nicht drein, herzliebster Freund — ich weiche nicht von dem Posten, darauf mich Gott gestellt. Hat er beschlossen, mich abzufordern, so würde er mich in Jena auch finden."

Bugenhagen schwieg. Er vermochte den entschiedenen Ernst, mit welchem Luther redete, nichts entgegenzusetzen und war auch im stillen über den Entschluß desselben erfreut, denn er erschrak innerlich vor dem Gedanken, in der schweren Zeit des großen, starken Mannes beraubt zu sein.

Von der Straße drang ein dumpfes Gemurmel herein, und der Wolfgang, welcher neugierig über die Mauer gelugt hatte, brachte zu Tode erschrocken die Nachricht: „Das Volk läuft zusammen: dort in unsrer nächsten Nähe ist des Riemers Löffelholz Ehewirtin verdächtig erkrankt."

Bugenhagen erhob sich. „Ich will hin und sehen, wie es sich verhalte; will auch versuchen, das Volk zu stillen."

Er verabschiedete sich und schritt auf das bezeichnete, hart an den Lutherhof stoßende Haus zu, wo er alles in der größten Bestürzung fand. Der Doktor Augustinus Schurf, welchen er bei der Kranken traf, machte ein bedenkliches Gesicht und antwortete auf Bugenhagens Frage: „Die Pest ist in Wittenberg herein — Gott steh' uns bei!"

Die Stadt war in der größten Aufregung; ungehört verhallte auf den Gassen das Wort des Pfarrers, der zur Ruhe und zum Gottvertrauen mahnte. Am andern Morgen sah man aus allen Toren Flüchtlinge mit einem Teil ihrer Habe enteilen, teils zu Wagen, teils zu Fuß.

Auch die Professoren und der größte Teil der Studenten rüsteten sich zur Abreise.

Melanchthon erschien bei Luther reisefertig und war erstaunt, als er diesen an seinem Tisch sitzend und arbeitend fand. (Er schrieb gerade an einer Schrift wider die Sakramentsirrlehrer, welche ihm seit etlicher Zeit arg zu schaffen machten.) Sein Erstaunen wuchs aber noch, als Luther ihm erklärte: „Ziehet in Frieden — ich bleibe hier!"

Er verwies ihn auf des Kurfürsten Befehl, kam aber damit übel an. „Der Kurfürst", sagte Luther, „mag die Flucht denen anbefehlen, so ganz frei und ungebunden dastehen. Die Studenten ziehen mit euch, so könnet ihr denselbigen auch in Jena dienen. Die Gemeine aber bleibet allhier, so dürfen auch ihre Hirten nicht weichen, sondern müssen getreulich bei ihr ausharren."

Während beide noch hin und herredeten, trat Meister Peter, der Barbier, herein, welcher schon seit einer ganzen Reihe von Jahren dem Doktor Martinus den Bart schor. Das Männlein zitterte am ganzen Leib und brachte nur mit Mühe heraus: „Was will das werden, Herr Doktor? In dieser Nacht sind fünf Personen zum Liegen gekommen, alle in Eurer nächsten Nähe am Elstertor."

Melanchthon erbleichte und brachte keinen Ton heraus, während Luther ihn scharf ansah und sagte: „Du siehest, liebster Philippus, daß ich dem Stadtpfarrer jetzt schon not bin.“

Melanchthon gab sich keine Mühe mehr, den Freund umzustimmen, und machte einen eiligen Abschied.

Als der Meister Peter sein Werk vollbracht hatte, blutete der Doktor Martinus aus drei Wunden: die zitternde Hand des geängsteten Mannes war unsicher geworden und hatte gestrauchelt. —

Die Seuche griff schnell um sich; am folgenden Tage waren es bereits achtzehn Pestfälle, und Luther hatte mit Bugenhagen und dessen Kaplan, Magister Rörer, volle Arbeit.

Vom Kurfürsten kam ein Schreiben, welches den gemessenen Befehl enthielt, mit Weib und Kind den andern Professoren nach Jena zu folgen, dieweil man seiner dort bei der Universität nicht entraten könne um deswillen, was täglich des göttlichen Wortes und der Sakramente halber vorfalle.

Luther gab dem Boten sogleich seine Antwort mit. Er blieb auf seinem Vorsatz und legte dem Kurfürsten ebenso demütig als mutig seine Weigerungsgründe dar.

In der halb entleerten Stadt herrschte eine unheimliche Stille. Der Schrecken hatte eine lähmende Wirkung geübt. Die Herzen zitterten in Angst, und die Angst war der schlimmste Gehilfe der Seuche, indem die Furchtsamen ihr am ersten zum Opfer fielen. Es fehlte aber auch nicht an solchen, welche sich in einen starren Fatalismus verirrten und Gott versuchend die natürlichen Mittel verschmähten, indem sie sagten, daß dieselben doch nichts helfen würden, wenn das Schicksal den Tod über sie beschlossen hätte, während sie andernfalls nicht nötig wären. Wieder andere ließen sich vom Aberglauben einreden, man werde von der Krankheit heil, wenn man einen andern damit anstecke. Es kam auch zum öftern vor, daß ein Kranker in ein noch unberührtes Haus hineinlief, um an demselben durch Ansteckung eine Bosheit und Tücke auszuüben. Überhaupt erstarb die Liebe: jeder dachte nur an sich selbst und fragte nach dem andern nichts: der Mann konnte sein erkranktes Weib, die Mutter ihr Kind ruhig liegen lassen, um sich selbst zu schützen und zu retten. Und bald fehlte es zu den Krankenpflegern auch an Leichenträgern und Totenbestattern. Es war eine schreckliche Zeit.

Bugenhagen dankte Gott, daß neben dem treuen Rörer ihm der Luther geblieben war. Von ihm konnten beide lernen, tapfern Mut zu behalten,

der Kranken zu warten und die noch Unangefochtenen zu belehren. Wo er hintrat, da war's, als erschiene ein Engel vom Himmel. Er scheute sich nicht, den Pestkranken den Schweiß zu wischen und sie emporzurichten, um ihnen das Sterben zu erleichtern. In seinen Armen hauchte die Frau des Bürgermeisters Tilo Dene den Geist aus. Keiner verstand es auch so wie er, zum Sterben zu bereiten, die Sünder zur Buße zu rufen und die Bußfertigen zu trösten.

Schier den ganzen geschlagenen Tag nahm ihm der Dienst der Seelsorge hin; was er in dieser Beziehung tat, ging über eine Menschenkraft hinaus. Und doch war ihm das noch nicht genug: wo nur ein Fetzen Zeit ihm übrigblieb, da saß er an seinem Tisch und arbeitete, schrieb den Christen in Halle einen Trostbrief über den Tod Winklers, des von römischem Dolch gemordeten Predigers des Evangeliums, arbeitete an einer Auslegung des Propheten Sacharjah, führte die Streitschrift wider die Sakramentierer fort und gab auf die mancherlei Anfragen der Visitatoren ausführlichen Bescheid. Dabei hielt er auch den wenigen zurückgebliebenen Studenten regelmäßige Vorlesungen und predigte wöchentlich mehrmals in der Stadtkirche.

Er hatte oft gesagt: „Ich danke meinem Gott, daß er mir eine Gehilfin gegeben" — jetzt wußte er dieses Glück erst voll zu schätzen, denn neben ihm stand seine Ehewirtin als ein starkes Weib, mit ihm wetteifernd in Liebe, Sorge und Treue. Auch in das Pfarrhaus der Stadtkirche war die Pest gedrungen: Magister Rörer hatte sein Weib zusamt dem Kindlein, welches sie ihm eben geschenkt, hergeben müssen; da öffnete Frau Katharina dem Witwer nebst der ganzen Familie Bugenhagen gastlich die Tür ihres Hauses. Und das Fräulein Margarete von Mochau, welches zufluchtsuchend anklopfte, ward ebenfalls nicht abgewiesen; desgleichen tat der Arzt Augustinus Schurf keine Fehlbitte, da er eines Tages kam und sprach: „Nehmet mein Weib bei Euch auf, Frau Doktorin!"

Wenige Tage darauf zeigte sich am Fuß der letztern eine verdächtige Beule. Sie wurde zu Bett gebracht und mit aller Sorgfalt gepflegt. Während man aber um sie beschäftigt war, fing das Fräulein von Mochau auch an zu klagen. Beide erkrankten wirklich an der Pest, und Frau Katharina, die sich in ihren Umständen selbst kaum noch auf den Füßen zu halten vermochte, mußte von Bett zu Bett gehen.

Da kam über Luther, den Starken, eine Anwandlung von Schwachheit. Er sah sein Weib an, das täglich elender ward, und er sah sein Söhnlein an, das ebenfalls anfing zu siechen. Da ging er in sein Kämmerlein und schloß die Tür hinter sich zu. Er sank in die Kniee und rang mit seinem Gott

in heißem Gebet die ganze Nacht hindurch bis zur Morgenröte, wie Jakob der Erzvater.

Als es Tag geworden war, trat Frau Katharina heitern Angesichts zu ihm herein und sprach: „Freuet Euch mit mir, liebster Herr Doktor — Gott hat über Nacht ein Wunder getan: mit unsern beiden Kranken gehet es besser, und auch unser Hänsichen hebet wieder an, Speise zu sich zu nehmen."

Da faltete der Doktor Martinus abermals die Hände und betete mit tiefster Inbrunst des Herzens: „Gelobet sei der Herr und gebenedeiet sei sein heiliger Name, denn er hat Großes an uns getan. Wo ist ein Gott, der größer wäre als unser Gott? Du bist der Gott, der Wunder tut, du hast deine Macht den Völkern kundgetan. Zu dir, o Herr, habe ich meine Stimme erhoben, zu meinem Gotte habe ich meine Stimme erhoben, und er hat mich erhört. Hallelujah!"

Und siehe, die beiden Frauen erholten sich und konnten bald ihrerseits der Frau Katharina zu Diensten sein, die der Pflege wohl bedurfte.

Der Herbst kam und reinigte die Luft, da ließ das Sterben nach, der Winter kam und brachte klaren Frost, da brach der Seuche letzte Macht. Am 10. Dezember aber stand der Doktor Martinus an dem Bett seines Weibes und spendete dem Herrgott zwiefachen Dank: zum ersten für das gerettete Leben seiner Katharina und alsdann für das neu dazu geschenkte Leben, denn er hielt dem Hänschen, der auch wieder wohlauf war, ein Schwesterlein dar und sprach: „Siehe, da hat dir der liebe Gott eine Gespielin bescheret!"

Alsdann der treuen Muhme Lene die Hand drückend, sprach er weiter: „Unser Gott hat ein Wunder an uns getan und uns überschwängliche Gnade erwiesen: siehe, in so vielen Häusern unsrer Stadt sind's weniger geworden, in unsrem Hause aber eines mehr. Der Herr hat bei uns der Seuche gewehret und sie allein in unsre Säue fahren lassen. Wie genügsam ist der Würgengel gewesen, daß er uns nur fünf Schweine als Steuer abgefordert!" —

Die Flüchtlinge kehrten wieder und waren voll Staunens, da sie den Doktor Martinus ansahen: einen Gebeugten und Angefochtenen hatten sie verlassen, einen Genesenen und Erstarkten fanden sie wieder.

In der Kirche sammelte sich die Gemeinde und vernahm wieder die alte, liebe Stimme des Propheten und pries Gott, daß er ihr diesen Mann gegeben.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Der weise Ratgeber.

Es war Frühling geworden, und schneller denn sonst. Nachdem bereits im Februar der Schnee hinweggetaut war, hatte der März warmen Sonnenschein gebracht und die Welt geschmückt. Die Schleeen hatten schon das schneeweiße Blütenkleid angetan, die Auen lachten im saftigsten Grün, im Garten blühten die Tulpen und Leberblümlein und auf den Wiesen die goldgelben Himmelsschlüssel. Lebensfroh zogen nach ausgestandener Sterbens- und Wintersnot die Bauern auf dem Acker die Furchen und sangen mit den Lerchen um die Wette.

Vor dem Elstertor unweit der Stadt Wittenberg steht ein kleines Häuslein, rings von blühendem Gesträuch umlaubt. Schlicht nur ist die äußere Gestalt wie die innere Ausstattung, aber es ist ein stiller, lauschiger, heimlicher Ort. Dicht neben dem Häuslein steht ein Brunnen, welcher kühles, reines Wasser spendet. Das ist der Lutherbrunnen. Der Bergmannssohn hat ihn entdeckt und gegraben und sich das Häuslein daneben aufgebaut, um in heißen Sommertagen, der drückenden Schwüle und Enge der Stadt entflohen, in der freien Luft ein Plätzchen zur Kühlung zu haben und zugleich einen Ort der Stille, wo er ungestört studieren und schreiben kann. Gar manchmal hat er hier mit Melanchthon, Kruziger und Aurogallus, sowie im Beisein etlicher erfahrener Bürger und Handwerksmeister von Wittenberg über der Verdeutschung des alten Testaments gesessen.

Es ist ein schöner, warmer Tag, die Sonne meint's so gut, wie sie es nur im Monat Mai meinen kann, dem Wonnemond. Die Tür des Häusleins steht offen, man kann alles sehen.

Da sitzt der Doktor Martinus zwischen zwei Frauen. Zu seiner Linken sitzt Frau Katharina, zu seiner Rechten aber eine in dunkles Gewand gekleidete Dame von vornehmem Aussehen, welche Luther mit „Frau Herzogin" anredet.

„Immer und immer wieder muß ich Euch Dank sagen, vielwerter Herr Doktor", sagte die Frau mit innigem Ton, „daß Ihr mir in Eurem gastlichen Hause Zuflucht gewähret, seit ich, dem Freiburger Kloster entronnen, in die Welt hineingeirret bin, und daß Ihr mir nicht allein Schutz bietet wider meine Feinde und Verfolger, sondern auch mit Eurem Wort die Seele nähret und erquicket. Was wäre das Los der Herzogin Ursula von

Münsterberg gewesen, wo sich nicht Doktor Luther in christlicher Barmherzigkeit ihrer angenommen hätte! Ihr wisset ja, wie mein Vetter, der Herzog Georg von Sachsen, wider mich wütet und mit welchem Ingrimm er meine Schrift, darin ich meinen Austritt aus dem Kloster gerechtfertiget, beantwortet hat. Hätte er die Macht, er würde mich ohne Zweifel fahen und in einem Kerker verkommen lassen. Hat er doch alles versucht, den Kurfürsten von Sachsen wider mich zu erregen, daß er Euch anbefähle, mich aus Eurem Hause fortzuschicken, und grollet nun diesem, daß er ihm nicht zu Willen gewesen."

„Der Herzog Georg ist der blindeste aller, so wider mich sind", sagte Luther traurig. „Wohl hatte er Ursach, mir für meine Person zu zürnen, da ich im Anfang nicht gar fein und säuberlich mit ihm gefahren war. Aber auch da ich in einem weitern Brief meine harten Worte wieder zurückgenommen und ihn angeflehet, meine Sache nicht mit der Sache Gottes und des Evangeliums zu vermengen, hat er doch von seinem Schnauben und Dräuen nicht abgelassen und ist dem Evangelio noch feindlicher geworden, hat auch wider seine Untertanen mit aller Grausamkeit gewütet und ihnen nicht allein die deutschen Bibeln abgedrungen, sondern etliche auch an Leib und Leben gestraft. Lieber Gott, will denn der tolle Kopf nicht einmal aufhören? Ist er zu bekehren, mein Herr Jesu Christe, so bekehre ihn doch, wo nicht, so wehre ihm bald, daß er seine bösen Anschläge, davon man munkelt, nicht ausführen könne."

„Soll an dem Gerücht wirklich etwas Wahres sein?" fragte die Herzogin in großen Ängsten. „Soll es wirklich glaubhaft sein, daß die römisch gesinnten Reichsfürsten ein heimlich Bündnis miteinander geschlossen haben zur Austilgung des Evangelii?"

Luther sah eine Weile schweigend vor sich hin, dann sagte er: „Ich wollte es euch verbergen, ihr Lieben, was geschehen, doch was mag es frommen? Ihr werdet es ja doch erfahren. Schlimme Dinge sind geschehen. Landgraf Philipp, von seinem Argwohn getrieben, hat sich hinter den seines Dienstes entlassenen Kanzleiverweser des Herzogs Georg von Sachsen, Otto von Pack mit Namen, gesteckt und diesem hohen Lohn verheißen, wenn er ihm verraten wollte, so er über die Heimlichkeit etwas Gewisses wüßte. Und siehe, Pack ist ihm zu Willen gewesen und hat ihm gegen den Preis von zehntausend Gülden die beglaubigte Abschrift einer Urkunde ausgeliefert, in welcher mit deutlichen Worten zu lesen ist, daß der Herzog Georg sich mit des Kaisers Bruder, dem König Ferdinand, den Herzögen von Bayern, den Kurfürsten von Mainz und Brandenburg sowie mit den Bischöfen von Salz-

burg, Würzburg und Bamberg verbunden, um über Kursachsen und Hessen herzufallen, die beiden Länder nach Vertreibung ihrer Fürsten unter sich zu teilen und das Evangelium mit Stumpf und Stil auszurotten."

Beide Frauen taten einen lauten Schrei. Frau Katharina klammerte sich an ihren Eheherrn und starrte ihn mit weit offenem Munde und verglasten Augen an, während die Herzogin in die Höhe schnellte und mit gerungenen Händen zum Himmel hinaufrief: „Hilf, lieber Herre Gott! Der du im Regimente sitzest und alles siehest, kannst du solchen Frevel dulden? Willst du nicht deine allmächtige Hand ausrecken, die Ratschläge der Listigen zu nichte zu machen, daß es ihre Hand nicht ausführen kann? Siehe doch, wie fein dein heiliges Evangelium zu laufen begonnen hatte! Soll es nun den Bösewichtern gelingen, das Licht auszulöschen, daß die Finsternis des Papsttums wiederkomme?"

Dann zu Luther gewendet fuhr sie fort: „Ach, wie möget Ihr so ruhig und gelassen sein, ehrwürdiger Herr Doktor? Mag Euch die Gefahr nicht schrecken?"

Luther bewahrte seine Selbstbeherrschung und erwiderte: „Es reuet mich jetzund, daß ich ausgesprochen und verraten, was der Weiber Herzen erschüttern muß, daß sie die Besinnung verlieren. Weiser wäre es gewesen, ich hätte es euch langsam und löffelweis beigebracht."

Die Herzogin erging sich in neuen Klagen, daß auch ihr Ohm, der Herzog Georg von Sachsen zu dem heimlichen Bund gehöre, da nahten draußen eilige Tritte: der Wolfgang kam mit einem Herrn, den man an der Tracht als einen kurfürstlichen Hofbeamten erkannte.

Es war Herr Hans von Taubenheim, derselbe, welcher mit dem Doktor Luther zusammen als weltlicher Beauftragter des Kurfürsten sich der Visitation unterzogen hatte. Er überbrachte einen Brief seines Herrn, den Luther auf der Stelle erbrach und las.

Er wurde dabei immer ernster, und die Lippen preßten sich immer fester zusammen.

Nachdem er fertig war, sah er erst den Abgesandten des Kurfürsten und dann die beiden Frauen bedeutungsvoll an. „Das Gerücht hat sich bewahrheitet! Der Kurfürst schreibt, es sei an der Echtheit der Urkunde, so Otto von Pack der herzoglich sächsischen Kanzlei entwendet, nicht zu zweifeln. So habe er sich auf des Landgrafen hartes Drängen entschlossen zu rüsten, um im Fall eines Angriffs von seiten der Gegner kampfbereit auf dem Plan zu stehen. Ja nicht allein das, sondern er sei auch mit dem Landgrafen des Entschlusses geworden, nicht zu warten, bis die Feinde angriffen, sondern

durch unvermuteten, schnellen Überfall ihnen zuvorzukommen, ehe sie noch imstande seien, ihre überlegenen Streitkräfte zu entfalten und die Schwachen zu erdrücken."

Frau Katharina zitterte am ganzen Leibe und brachte weiter nichts heraus als ein dumpfes Stöhnen, während die Herzogin mit leidenschaftlichem Ungestüm Luthers Hand ergriff und rief: „Herr Doktor, ich bitte Euch um Christi willen, ein Bruderkrieg der deutschen Fürsten, ein Bruderkrieg um das Evangelium? Solcher Gedanke macht mir das Blut in den Adern erstarren! Ich schrie zu Gott in meiner Not, da ich verwichenen Winter auf hartem Krankenbett lag, er wolle mich erretten und mir gesunden Leib wiedergeben. O daß er mein Gebet erhört hätte, daß ich jetzt bei denen läge, die zu ihrer Ruhe gekommen sind und durch nichts mehr mögen geängstet werden! —— Doch aus was Ursach", fuhr sie nach einer Pause stillen Nachdenkens fort, „aus was Ursach hat der Kurfürst Euch dieses geschrieben?"

„Ihr habet mich meine Rede nicht zu Ende führen lassen, vielwerte Frau Herzogin", entgegnete Luther. „Seine Kurfürstliche Gnaden will diese große und bedenkliche Sache nicht eher anheben, als bis er die Meinung seiner Theologen erforschet und sich der Zustimmung derselben versichert, damit er in seinem Gewissen sicher sei."

Die Herzogin atmete auf und fragte schnell: „Und was gedenket Ihr ihm zu antworten, Herr Doktor?"

Luther trat einen Schritt zurück und reckte sich hoch empor, dann tat er seinen Mund auf und sprach mit fester, bestimmter Stimme: „Ich weiß wohl, was ich ihm sagen werde. Dieses werde ich ihm sagen: Gnädigster Herr Kurfürst, daß die Feinde des Evangelii heimtückische und gefährliche Anschläge haben, stehet nicht mehr zu bezweifeln. So seid nun auf Eurer Hut, Euch dagegen zu wehren, wollet auch andere gleichgesinnte Fürsten und Städte zu solcher Wehrbereitschaft erwecken, maßen sie verpflichtet sind, ihre Untertanen zu schützen, und Gott durch sie als Werkzeuge seiner Weisheit und Gewalt wirken will. Allein Ihr sollt Euch hüten, den Streit selber anzuheben, müsset vielmehr den Angriff abwarten und vorher Frieden suchen, müsset den Kaiser anrufen, daß er dem Mordanschlag der Widersacher Einhalt tue, und diese selbst mit allem Fleiß angehen, daß sie von ihrem rechtswidrigen, gottlosen und grausamen Vorhaben abstehen. Ihr sollt nicht einmal jetzt schon Eure Heeresrüstung zusammenziehen, dieweil solch Volk sich nicht wohl halten und zähmen lässet. Auch sollt Ihr von einem Anspruch auf Ersatz der Kosten absehen, damit es nicht den Anschein gewinne, als suchtet Ihr Krieg oder Zank. Gedenket des Wortes Jesu: Selig sind die Sanft-

mütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Wer aber das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen. Gedenket auch des traurigen Ausgangs, den der Münzer genommen. Wollet Ihr ihm ähnlich werden und das Evangelium in Blut tauchen? So seiet nun weise und gedenket, was sich Euch nach Gottes Wort und Willen ziemet! — Dieses werde ich dem Kurfürsten sagen."

Von neuem drückte die Herzogin Ursula dem Doktor Luther beide Hände und sprach mit Tränen in den Augen: „O, habet Dank, habet tausend Dank, hochwürdiger Herr Doktor! Wahrlich, wie König Salomo erscheinet Ihr mir, und ich muß meinem Herzen wehren, daß es Euch nicht die Ehre erweise, so Gott allein gebühret. Lasset uns heimeilen, daß Ihr dem Kurfürsten bald Antwort gebet!"

Man brach auf und kehrte nach der Stadt zurück.

Eine Stunde später ritt der kurfürstliche Abgesandte aus dem Tor und brachte seinem Herrn die Antwort des Weisen von Wittenberg.

Noch an demselben Tag ging aus dem Augustinerkloster ein anderer Brief ab, der war an den Landgrafen Philipp von Hessen gerichtet und enthielt noch dringlichere Abmahnungen vom blutigen Dreinschlagen.

Mit der äußersten Spannung wartete man nun der Dinge, die da kommen würden.

Mit freudiger Genugtuung erfuhr Luther, daß sein Brief auf den Kurfürsten von Sachsen seine Wirkung nicht verfehlt habe: der fromme, bedächtige Fürst, der für den Propheten Gottes die größte Hochachtung empfand und dem Rat desselben wie einem Orakel folgte, rüstete ab und suchte auch seinen Bundesgenossen zu gleicher Maßnahme zu veranlassen. Damit kam er freilich übel an: der heißblütige, leidenschaftliche Philipp entrüstete sich über solche Halbherzigkeit und Unentschlossenheit, wie er es nannte, und setzte seine Rüstungen fort, folgte aber doch dem Rat des Kurfürsten, das verhängnisvolle Aktenstück zu veröffentlichen und es namentlich dem am meisten bloßgestellten Herzog Georg von Sachsen, seinem Schwiegervater, zur Meinungsäußerung vor die Augen zu halten.

Ohne aber die Erwiderung der Gegner abzuwarten, brach er mit einem starken Heereshaufen auf, fiel in das Gebiet des Bischofs von Würzburg ein und erlaubte sich harte Gelderpressungen. Als er in bester Arbeit war, kam's heraus, daß man sich von einem Schelm hatte hinters Licht führen lassen, wenigstens erklärte der Herzog Georg feierlich, die Urkunde sei eine gemeine Fälschung, und Otto von Pack, vor Gericht gezogen, verwickelte sich dermaßen in Widersprüche, daß seine Schuld jedermann kundwerden mußte, zumal es

sich erwies, daß er sich auch vorher schon mancherlei Unterschleif und Betrug erlaubt hatte.

Der Landgraf war tief beschämt, der Kurfürst von Sachsen fühlte sich aufs peinlichste berührt und mußte nun die Widersacher mit einem Schein des Rechts auf die Anhänger Luthers mit dem Finger zeigen sehen, mußte stillhalten, wenn man dieselben Landfriedensbrecher schalt und ihnen ins Gesicht sagte, daß man nun sehe, was die Reformation sei: eine Revolution und nichts anderes. Wie man den Aufstand der Bauern allein dem Evangelium zu danken habe, so nun auch den Bruderkrieg, der da habe ausbrechen wollen.

Luther war aufs tiefste erschüttert, zumal er immer noch nicht von dem Glauben an die Echtheit jener Urkunde lassen mochte und den Herzog Georg für einen Heuchler hielt. Doch fühlte er sich zugleich in seinem Gewissen beruhigt, da er sich sagen konnte: ich habe kein Teil an dem sträflichen Beginnen, vielmehr habe ich mich mit Hand und Fuß dagegen gelegt und das Meine getan, demselben zu steuern.

Und so war er getrost und befahl, während alles in Ängsten und Sorgen schwebte, die Zukunft des Evangeliums der Hand dessen, der ihm bisher aus aller Not und Fährlichkeit von innen und außen geholfen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Visitation.

„Hast du die Erbsen bereitet, Sibylla?“ rief an einem Morgen gegen Ende März des Jahres 1529 Frau Katharina der einen ihrer Mägde zu, welche eben aus der Küche kam und nach dem Hof wollte. „Säume nicht länger, denn ich hoffe, der Herr Doktor wird bald kommen. Und wo ist die Dorothea? Rufe sie herbei zusamt dem Wolfgang! Die beiden sollen das Fäßlein Bier, so ehegestern vom kurfürstlichen Hofe gekommen, aus dem Keller heraufschaffen. Die Brigitta aber soll die Stube fegen und die silbernen Deckelbecher scheuern.“ —

„Ach Gott, wie hüpfet mir das Herz im Leibe, daß die Wiederkunft meines lieben Eheherrn so nahe!“ sagte sie dann zu der Muhme Lene, zu der sie in die Stube trat. „Wie gar öde ist mir während seines Abwesens

das Haus geworden, und wie lang hat sich mir die Zeit gedehnet! Dachte es mir wohl, daß die Visitation ihn länger festhalten würde, als der Kurfürst meinte, der der Hoffnung war, daß das Werk bis zum 19. November, St. Elisabetentag vollbracht sein würde. — So soll ihm nun aber auch ein festlicher Empfang werden und süße Labe. Hoffe, der Brathering mit Erbsen und Senf, sein Lieblingsgericht, wird ihm munden, dazu das Fäßlein torgisch Bier, so ihm Se. Kurfürstliche Gnaden gesendet."

Geschäftig eilte die Frau Doktorin hierhin und dorthin, denn es gab noch so manches zu vollbringen, und Wolfgang, der bequeme Gesell, bekam manchen Stoß zu schnellerem Schaffen. —

Seit fünf Monaten war Luther um der Visitation willen von Wittenberg abwesend. Das ganze Kurfürstentum war in sechs Bezirke geteilt worden, davon hatte Luther den Kurkreis übernommen, dessen Mittelpunkt Wittenberg war, ihm zur Seite als weltliche Kommissarien der Kammerherr Hans von Taubenheim, der kurfürstliche Hauptmann von Wittenberg Hans Metzsch und der Lizentiat der Rechte an der Wittenberger Universität Benedikt Pauli. Am 24. Oktober hatte die Arbeit in Kemberg begonnen. Man war aber auf größere Schwierigkeiten gestoßen, als man vermutet hatte, so daß man nur sehr langsam vorwärts kam. Und dann wurden im Januar auch noch Metzsch und Taubenheim vom Kurfürsten abgefordert, um dem durch das Land reisenden Markgrafen Georg von Brandenburg das Ehrengeleit zu geben. Zu alledem wurde dann Luther auch noch von einer körperlichen Schwachheit befallen, daß er vierzehn Tage stilliegen mußte.

Man war noch lange nicht fertig, als an Luther von seiten des Kurfürsten der Befehl zur Rückkehr erging. Diese war nötig um der Universität willen, welche durch Luthers Abwesenheit empfindlich gelitten hatte, indem mehr als hundert Studenten weggegangen waren. An seiner Stelle sollten der Propst Justus Jonas und der Pfarrer Fuß von Kolditz das Werk zu Ende bringen. —

Gegen Mittag rollte endlich ein Wägelein in den Hof, darauf saß der Doktor Martinus mit dem Lizentiaten Pauli.

Es gab ein freudiges, herzliches Wiedersehen des Gatten mit der Gattin und des Vaters mit dem Kindlein. Das Hänschen, inzwischen schier drei Jahre alt geworden, kam ihm entgegengesprungen und kletterte, vom Vater unterstützt, an demselben in die Höhe, um ihn zu herzen. Die kleine Elisabet aber konnte dem Vater kein Willkommen mehr entgegenlächeln; sie lag schon länger denn ein halb Jahr in der Erde, und auf ihrem Grabe stand ein hölzernes Kreuz, von Wolfgangs Hand gefertigt, mit der kurzen Inschrift:

Hic dormit Elisabet, filiola Martini Lutheri. 1528.*)

Pauli mußte auf Luthers und Katharinas Bitten bleiben und an dem Mahl teilnehmen.

Man war damit kaum zu Ende, als ein Ratsdiener erschien, um den Doktor zu dem erkrankten Bürgermeister zu bitten.

Luther legte Messer und Gabel nieder und erhob sich, um dem Boten auf dem Fuß zu folgen.

Frau Katharina bat nun den Gast, ihr über die Visitation umständlichen Bericht zu geben.

„Es ist Euch kund, vielwerte Frau Doktorin", fing Pauli an, „wie hoch ich allezeit von Eurem Eheherrn gehalten; jetzund aber stehet er noch viel größer vor mir da, nachdem ich mit Augen gesehen, mit welcher Geduld, Umsicht, Klugheit und Kraft er sich durch die vielen Nöte und Beschwernisse der Visitation hindurchgefunden. Wo wir andern verzagen und ergrimmen wollten, da hat er immer guten Mut und Hoffnung behalten, daß wir uns an seiner Standhaftigkeit immer wieder emporrichteten. Es war in der Tat eine Riesenarbeit, welche bewältigt werden sollte. Zwar daß der Kurfürst sich willig erfinden ließ, sich als „Notbischof" dazu herzugeben, das hat uns gar viel mitgeholfen, aber wie viele Klötze haben uns doch sonst im Weg gelegen! Zum ersten hat uns der Adel viel zu schaffen gemacht, selbst etliche der Herren vom Hof, welche den guten Kurfürsten mit ihren Listen und Ränken umspinnen und beirren. Den Herren war's nicht genehm, daß ihnen im Raub der Kirchengüter Einhalt getan und ihr schändliches Treiben an das Licht gebracht ward. So suchten sie uns allerwegen Hinderung zu schaffen. Wie gar tapfer aber hat ihnen der Herr Doktor widerstanden, wie hat er ihnen ohne einige Menschenfurcht die Wahrheit gesagt, daß sie haben müssen stille werden!

Schlimmer aber und hartnäckiger war der Widerstand derer, welchen durch die Visitation sollte aufgeholfen werden: die Bauern haben sich meist als störrige Klötze erwiesen. Durch die lange Gewohnheit war ihnen die Unordnung lieb geworden, darum sahen sie die Visitatoren mit schrägen Augen kommen. Ich mußte da gedenken an das Wort des Herrn, davon uns St. Johannes berichtet: ‚Die Menschen liebten die Finsternis mehr denn das Licht, denn ihre Werke waren böse. Wer Arges tut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, daß seine Werke nicht gestraft werden.' Zu solchem Trotz aber hat ihnen ihre große Unwissenheit in Sachen der Religion ge-

*) Hier schläft Elisabeth, Martin Luthers Töchterlein. 1528.

holfen. Es ist nicht zu sagen, wie schwarz die Finsternis sei, in welche das Papsttum das arme Volk gestoßen. Wenn der Herr Doktor die Bauern um den christlichen Glauben befragte, da ist uns oftmals der Verstand stehen geblieben, daß wir nicht wußten, wo aus noch ein. Vom Christentum wissen sie nichts und mögen in ihrer Trägheit auch nichts lernen. In Zinna sträubten sich die Bauern sogar, das Vaterunser zu lernen; sie meineten, es wäre zu lang! Desto mehr mißbrauchen sie die Freiheit eines Christenmenschen, davon ihnen der Doktor Luther gepredigt, und machen sie zum Deckel der Bosheit. In einem Dorf bei Schmiedeberg fragte er einen Bauersmann, an wen er glaube, und der Mann antwortete richtig: ‚An den dreieinigen Gott.‘ Da er sich nun aber an einen andern wandte, welches die drei Personen der Gottheit seien, so sagte dieser: ‚Abraham, Isaak und Jakob.‘ “

„Hilf Gott“, unterbrach Frau Katharina die Erzählung Paulis, „wie ein Märlein deucht mir, was Ihr da redet! O du mein armer Mann!“

„Auf einem andern Dorf“, fuhr Pauli fort, „erwiderte einer auf die Frage, was er von dem Teufel zu sagen wisse: ‚Sie halten sich an sumpfigen Örtern auf.‘ — Einmal haben die Bauern gar frech die Predigt unterbrochen und geschrieen: ‚Was schwätzet der lose Pfaff von Gott? Wer weiß, was Gott ist, und ob es einen gibt.‘ — Auch in den Gotteshäusern fanden wir viel Unordnung und Greuel der Verwüstung. In etlichen sahen wir gar keine Altargeräte mehr: die Wichte hatten dieselben während des Bauernkriegs verkauft und den Erlös vertrunken. Und das war das schlimmste noch nicht. Wir trafen in einer Kirche Heu aufgesammelt, in einer andern hatte man das Pfingstbier gelagert.

Wie aber habe ich doch in allem die Güte, Ruhe und Geduld Eures Eheherrn bewundern müssen! Als in der Nähe von Kemberg der Herr Doktor von dem ersten Artikel des christlichen Glaubens redete und ein Bäuerlein fragte: ‚Was heißet das, der Allmächtige?‘ so versetzte das Männlein halb schamhaft, halb trutzig: ‚Ick weet nich!‘ Ich für mein Teil hätte wohl unmutig den Wicht mit harten Worten gestrafet, Luther aber legte ihm mild die Hand auf die Schulter und sprach: ‚Ja, mein lieber Mann, ich und alle Gelahrten wissen's auch nicht, was Gottes Kraft und Allmacht sei. Glaube du aber nur in Einfalt, daß Gott dein lieber, treuer Vater sei, welcher will, kann und weiß, als der klügste Herr, dir und deinem Weib und Kindlein in allen Nöten zu helfen!‘ Und also hat er überall mit den Bauern geredet und ihrer Unwissenheit aufgeholfen.

Freilich, wie sollen die armen Leute etwas wissen und glauben, so ihnen nicht gepredigt wird? Ach, wie elend schauet es in vielen Orten mit

der Geistlichkeit drein! Schmerzlich bewegt rief einmal der Doktor aus: ‚Viele sollten billiger Sauhirten und Hundsknechte sein als Seelenhirten und Pfarrherren.‘ Etliche sind so schwerfällig, daß sie noch am Alten hängen, weil ihnen das Neue zu unbequem ist. Dazu sind sie vielfach so unwissend, daß es gar nicht zu sagen. Es ward ein Pfarrer betroffen, der von den drei Artikeln des Glaubens nur etliche Stücke wußte und von dem Vaterunser nur die Anrede; desto besser verstand er sich aufs Zaubern und Teufelbannen. Andere betrieben neben ihrem geistlichen Amt schnöde Schankwirtschaft und leuchteten ihren Gästen im Saufen und andern groben Lastern voran. Da haben denn gar viele über den Graben springen und den Priesterrock abtun müssen. Wieder andere, so das Evangelium angenommen, treiben es auf linkische Art, verstehen entweder gar nicht zu predigen, oder reden grobe, täppische Worte. Solchen hat der Doktor seine Postille in die Hand gegeben. Besser, sie lesen daraus vor, denn daß sie mit ihrem Gewäsch die Bauern ärgern und verwirren. Überhaupt haben die Visitatoren den Pfarrherren genaue Weisungen gegeben für den Gottesdienst und das Kirchenwesen, auch Superintendenten über sie gesetzet als Wächter der Ordnung und Richter der Unordnung.

Was nun aber sonderlich im argen liegt, das sind die Schulen. Auf den allermeisten Dörfern trafen wir gar keine, in den Städten lagen die bestehenden sehr danieder. So haben die Visitatoren mit allem Eifer hier eingegriffen und die Unterweisung der Kleinen geordnet. Auch darin hat der Herr Doktor recht, daß von den alten, im Papsttum groß gewordenen Hansen nicht viel mehr wird zu hoffen sein, deshalb solle man sie hinwegsterben lassen und auf das heranwachsende Geschlecht sehen.“ *)

*) Es sei verstattet, ein Blatt aus dem Visitationsprotokoll herauszunehmen, um eine Anschauung zu geben, wie die Visitatoren sowohl nach der geistlichen als nach der weltlichen Seite ihr Werk getrieben haben.

Groß-Marzahn.

Diese Pfarr hat zwei Dörfer, nämlich Groß-Marzahn: 12 Hüfner, 3 Kossäten; Schmögelsdorf: 5 Hüfner, keinen Kossäten. Kirchendiener: Pfarrer und Küster.

Erasmus Porretanus, Pfarrer zu Groß-Marzahn, hat in seinem Kirchspiel keine öffentlichen Laster. Kommunizieren alle, ausgenommen drei haben das hochwürdige Sakrament in dreien Jahren nicht empfangen, unter welchen der Richter einer ist, wiewohl der Pfarrer vom Brauch und Nutzen des Sakraments fleißig gepredigt. Und ist in der Lehr geschickt befunden. So haben auch die Bauern keinen Tadel an ihm. Predigt alle Sonntage und Fest zweimal und soll alle Dienstage und Donnerstage den Katechismus fleißig predigen.

Einkommen der Pfarr: 20 Groschen Zins, 32 Groschen ungefähres Opfer, 62 Scheffel Korn-, Gersten- und Haferzehnten — als ungefähr 14 Scheffel Korn,

Auf der Diele ertönten Tritte — der Doktor Martinus kam zurück.

„Wie stehet es mit dem Herrn Bürgermeister?“ fragte Frau Katharina hastig ihm entgegen.

„Sei getrost“, versetzte Luther, „es wird mit Gottes Hilfe vorübergehen. Das dicke Blut rinnet träg in seinen Adern, so hat ihm der Arzt eine Ader geöffnet, und er atmet leichter.“

Frau Katharina freute sich der tröstlichen Kunde, denn der Herr Bürgermeister war ihr gar lieb und wert. Nun mußte sie ihrem Eheherrn Bescheid tun auf mancherlei Fragen, die er über die Verhältnisse in der Stadt zu stellen hatte. Darüber vergingen die Stunden, und es dämmerte bereits, als Pauli sich zum Aufbruch rüstete.

Am andern Morgen war Luther wieder in voller Arbeit. Nach dem Abendessen aber saß er bis tief in die Nächte hinein an einem Buch, dessen Plan in ihm während der Visitation gereift war. Er schrieb eine Bauernbibel, ein Abc-Buch des christlichen Glaubens. Nachdem ihm traurig klargeworden war, daß man bei dem rohen und unwissenden Volk mit dem christlichen Unterricht ganz von vorn beginnen müsse, unternahm er es, den Lehrinhalt der Schrift in der schlichtesten und kindlichsten Form zusammenzufassen und kurz auszusprechen.

Da er zuerst an die Lehrer dachte, so sah er sich genötigt, die fünf Stücke, in welche er das Ganze zerlegte, in ausführlicherer Erörterung auseinander zu falten.

Dann aber gedachte er der Lernenden und machte ein neues Buch. Das war ein ganz winziges Ding, für wenig Geld zu haben. In Fragen und

---

32 Scheffel Gerste und 16 Scheffel Hafer — auf folgenden Hufen: 59 Hufen auf Groß-Marzahner Mark, 24 Hufen auf Schmögelsdorfer Mark, 27 Hufen auf Körbitzer Mark. Hat darüber 1 Hufe auf Groß-Marzahner Mark, 3 Viertel auf Schmögelsdorfer Mark; 5 Hühner, Fleischzehnten das dritte Teil — zwei Teile folgen aufs Amt, wie in Gebrauch und altem Herkommen. Kein Wiesenrecht, kein Holz. Ein Wohnhaus, ist baufällig; eine Scheune, ist zu bessern, aber auch baufällig; sollen samt andern notdürftigen Gebäuden zwischen hier und Michaelis in ein beständig Wesen gebracht werden. So solches geschehen, soll es dann der Pfarrer erhalten. Und kann der Pfarrer halten: 4 Rinder, 15 Schweine, 20 Schafe.

Inventarium der Pfarre: 2 melkende Kühe, 1 verschlossener Tisch, 1 Spanbett, 1 Wispel Roggen über Winter, 1 Wispel Gerste, 1 Wispel Hafer. Sollten vom Kirchspiel zum Inventarium auf einen Hufen in Groß-Marzahner Mark gesäet worden sein, wie in der ersten Visitation befohlen; ist aber, wie ob bemeldet, abgeschafft.

Superintendent: Pfarrer zu Wittenberg.

Küsterei: Einkommen 30 Scheffel Korn; ein bös Haus, soll gebauet und gebessert werden.

Antworten gab er da ganz kurze Erklärungen, die ließen sich schnell auswendig lernen. Und das sollte auch unter allen Umständen geschehen: die christlichen Hausväter sollten ihre Kinder und Gesinde den kleinen Katechismus lernen und täglich aufsagen lassen. Wer dieses wenige nicht könne, der verdiene den Namen eines Christen nicht; ein solcher dürfe nicht zum Sakrament oder Patenschaft kommen, ja er verdiene, daß der Fürst ihn aus dem Lande jage. Denn wer in einer Stadt wohnen wolle, der müsse auch das Stadtrecht wissen und halten.

Noch nie hatte Luther nach Abfassung eines Buches, abgesehen von seiner Bibelübersetzung, solche freudige Befriedigung in sich gefühlt als nach Vollendung des kleinen Katechismus, den er nun auch alle Morgen und Abend von seinen Hausgenossen Stück für Stück aufsagen ließ und den er sich nicht schämte selber aufzusagen, wenn die Reihe an ihn kam. „Sie mögen mir alle meine Bücher verbrennen", sagte er eines Tags zu seiner Frau, „wenn sie mir nur den kleinen Katechismus unverbrannt lassen! Das ist die Bibel des gemeinen Mannes und der unmündigen Kindlein."

In der Tat durfte er's gar bald erleben, wie dieses Abc-Buch des christlichen Glaubens gesucht und begehrt ward und welchen Segen es allenthalben stiftete. Es dauerte gar nicht lange, so konnte er seinem Kurfürsten, den die Angriffe auf die Sache des Evangeliums arg beschwerten, tröstend schreiben: „Der barmherzige Gott erzeiget sich fürwahr über die Maßen gnädig, daß er in Ew. Kurfürstlichen Gnaden Landen sein Wort so mächtig und fruchtbar macht, denn Ew. Kurfürstlichen Gnaden Lande die allerbesten und meist gute Pfarrer und Prediger haben, als sonst kein Land in aller Welt. Es wächset jetzund daher die zarte Jugend von Knäblein und Maidlein, mit dem Katechismo und der Schrift so wohl zugerichtet, daß mir's in meinem Herzen sanfte tuet, daß ich sehen mag, wie jetzo junge Knäblein und Maidlein mehr beten, glauben und reden können von Gott und Christo denn vorhin und auch alle Stifter, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können. Es ist fürwahr solches junge Volk in Ew. Kurf. Gnaden Land ein schönes Paradeis, desgleichen in der Welt nicht ist, als wollt' er sagen: Wohlan, lieber Herzog Hans, da befehl ich dir meinen edelsten Schatz, mein lustig Paradeis; du sollst Vater über sie sein. Denn unter deinem Schutz und Regiment will ich sie haben und dir die Ehre tun, daß du mein Gärtner und Pfleger sollt sein. Solches ist gewißlich wahr."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die Protestanten.

Wieder einmal war der Reichstag versammelt und abermals in Speier, wie vor drei Jahren, wo die evangelische Partei dem von dem Franzmann und Türken bedrohten und von dem Papst im Stich gelassenen Kaiser das Zugeständnis abgerungen hatte, daß jeder Reichsstand in Sachen der Religion es in seinem Lande so halten solle, wie er es vor Gott und kaiserlicher Majestät verantworten könne.

Auf den Gemütern der Evangelischen lastete schwere Sorge und trübe Ahnung, denn die Nachrichten, welche von Speier kamen, lauteten gar nicht gut. Die Windstille, welche seit dem letzten Reichstag geherrscht hatte, war durch den unseligen Packschen Handel arg gestört und die Spannung zwischen den evangelischen und katholischen Ständen wieder größer geworden. Jetzt erst sah man recht den Schaden ein, den der Landgraf von Hessen durch sein voreiliges Zufahren der Sache des Evangeliums zugefügt hatte; denn zufolge des geschehenen Landfriedensbruchs gebärdeten sich nun die Katholischen, als wäre ihnen das größte Unrecht geschehen, und hatten zu feindseligem Auftreten den willkommensten Vorwand.

Sie waren daher auch in größter Vollzähligkeit zu Speier erschienen, und jeder hatte solches Gefolge von Reisigen mitgebracht, als gälte es nicht die Beschickung eines Reichstags, sondern einen Zug gegen den Türken. Hinter König Ferdinand ritten allein dreihundert Gewappnete in die Stadt ein.

Der Kaiser selbst war nicht erschienen, und das war auch kein gutes Zeichen, denn nun lag die Leitung der Verhandlungen in der Hand seines Bruders Ferdinand, von dessen stockkatholischem Sinn man keinerlei Milde und Nachsicht erhoffen durfte.

Das merkten die Evangelischen schon aus dem Empfang, der ihnen zuteil ward. Während sich die katholischen Stände untereinander freundlichen Willkomm sagten, gingen sie an den Evangelischen stumm vorüber. Wo ihnen aber einer derselben begegnete, da gab es krause Stirnen und finstere Mienen.

Was aber die Sorge der Evangelischen noch erhöhte, das war das Glück, welches der Kaiser gehabt, indem er mit dem König von Frankreich und dem Papst Frieden geschlossen. Hatte ihn auf dem vorigen Reichstag die Not und Bedrängnis daniedergedrückt, daß er wohl oder übel hatte nachgeben müssen, so machten ihn die inzwischen errungenen Erfolge stolz und

hart und ließen ihn eine Sprache reden, davor den Freunden Luthers graute, denn er machte gar keinen Hehl daraus, um was es sich diesmal vornehmlich handeln sollte: der Reichstagsabschied von 1526 sollte aufgehoben und das Wormser Edikt wieder in volle Kraft gesetzt werden.

Der Kurfürst von Sachsen, welcher sich in seinem Losament von seinem Hofkaplan das Wort Gottes predigen ließ, mußte deswegen böse Reden hören. Und als die evangelischen Fürsten es wagten, in den Kirchen öffentlich Gottesdienst halten zu lassen, wurde ein Edikt bekannt gemacht, durch welches den Bürgern der Besuch dieser Predigten auf das strengste untersagt ward.

Man gab freilich diesem Verbot wenig Nachachtung: Tausende von Menschen drängten sich zu den Kirchen, in welchen das Evangelium verkündet ward. Natürlich wurde dadurch die Stimmung der katholischen Fürsten nicht besser, der Bogen spannte sich vielmehr immer straffer, und ehe man noch zu den eigentlichen Verhandlungen kam, konnten sich die Evangelischen schon sagen, was für einen Ausgang dieselben nehmen würden, zumal sie ja in der Minderheit waren.

Wenige Sitzungen erst hatte der Reichstag gehalten, da gab es in der Stadt Speier eine große Aufregung der Bürgerschaft, und vor der kaiserlichen Pfalz, in welcher die Stände ihre Versammlungen hielten, drängte sich ein Haufen Menschen, aus deren Mienen Bestürzung und Entrüstung sprach. Was man befürchtete, war eingetroffen, ja es war noch überboten. Die kaiserlichen Gesandten hatten mit stolzer Zuversicht ein Mandat vorgelegt, welches, wenn es zum Beschluß erhoben wurde, der Reformation den Todesstoß gab. Der Kaiser forderte, der Reichstagsabschied vom Jahre 1526 solle aufgehoben und also den evangelischen Fürsten die Erlaubnis zu weitern kirchlichen Neuerungen entzogen werden. Die Sache war dann einem Ausschuß übergeben worden, in welchem die päpstliche Partei abermals die Oberhand hatte, und so war denn die evangelische Minderheit bald in die traurige Lage gekommen, einen Reichstagsbeschluß anhören zu müssen, der ihnen wie ein Schwertstoß durch das Herz ging: diejenigen Stände, welche bis anher am Wormser Edikt von 1521 treu gehalten, sollen bis auf ein künftiges Konzil bei demselben beständig verharren; die andern sollen sich aller weitern Neuerungen enthalten. Lehren und Sekten, welche dem Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi entgegen sind, sollen im Reich nicht geduldet werden; das Amt der heiligen Messe soll nicht abgetan, auch niemand am Anhören derselben verhindert werden. Ferner soll niemand eines andern Reichsstands Untertanen und Verwandte in Schutz nehmen, dagegen jedem geistlichen Stande seine Einkünfte belassen werden.

Dumpfes Gemurmel des Volks war die Antwort auf diesen Beschluß, dessen Tragweite jeder begriff. In der Stadt herrschte eine drückende Schwüle. Das öffentliche Leben war ins Stocken geraten, so lähmend wirkte der Blick in die Zukunft. —

In der Herberge des Kurfürsten von Sachsen brannten am Abend dieses Tages die Kerzen noch bis tief in die Nacht hinein. Alles, was dem Evangelio hold war, hatte sich hier um den Fürsten gesammelt, zu welchem man als zu seinem Führer und Anwalt aufsah: Landgraf Philipp von Hessen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Vertreter von vierzehn Reichsstädten: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostnitz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, St. Gallen, Weißenburg und Windsheim; dazu der kursächsische Hofprediger Spalatin und der Magister Philipp Melanchthon.

„Wir wissen nun, vielliebe Herren und Brüder, welches Schicksal uns bereitet werden soll", fing Kurfürst Johann an. „Oder könnte es einem unter uns noch zweifelhaft sein, daß es des Kaisers Wille ist, das Evangelium gänzlich auszutilgen? Wohl mutet man uns nicht zu, die begonnene Reformation in unsern Landen rückgängig zu machen, aber man will nun doch dem Fortgang derselben wehren, wir sollen auf dem Punkt, den wir erlanget, stehen bleiben. Und was heißet dieser Stillstand anders als Rückgang? Wenn der Fluß, von einem Damm gehemmt, nicht mehr fließen kann, so versumpft er, und das Wasser wird faul, daß die Fische sterben. Wer Ohren hat zu hören, der wird vernommen haben, daß solch feindliches Vornehmen wider uns nur erst ein Anfang ist, dem weitere Maßnahmen folgen werden, wenn die Zeiten günstig sind. Jetzt fähret man noch säuberlich mit uns, da wieder einmal im Ost der Türke dräuet. Lasset die Gefahr vorüber sein, wie wird man alsdann mit uns reden? — Ich frage euch nun, vielliebe Herren und Brüder: was sollen wir tun? Sollen wir das Unrecht schweigend erdulden?"

Geräuschvoll erhob sich der Landgraf von Hessen. „Alles hat seine Zeit, auch das Schweigen und Dulden. Ich meine, wir haben lange genug stillgehalten und den Mund geschlossen; so ist nun die Stunde gekommen, ihn aufzutun und zu reden, daß alle Welt es höre. Legen wir denn ein Zeugnis ab für die mit Füßen getretene Wahrheit Gottes, welcher wir mit Leib und Leben dienen, protestieren wir gegen einen Beschluß des Reichstags, den der Teufel eingegeben!"

Nachdem der Markgraf von Brandenburg und der Fürst von Anhalt

sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen, fragte der Sachse, dem dies ganz aus der Seele gesprochen war, die übrigen Versammelten, ob sie auch der Meinung seien, eine feierliche Protestation gegen den Beschluß des Reichstags einzureichen.

Da erhoben sich alle einmütig und gaben ihre Zustimmung durch lauten Zuruf zu erkennen.

Sichtlich befriedigt nickte der Kurfürst mit dem Kopf und strich sich den Bart, indem er fortfuhr: „So sind wir denn alle darin einig geworden, daß wir uns der Gewalt nicht unterwerfen, sondern vor aller Welt unsern Widerspruch gegen das Unrecht geltend machen wollen. Es fragt sich nun bloß noch, ob wir uns auch derer wider den Reichstag annehmen sollen, welche die wahre Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahl leugnen. Denn im Reichstagsbeschluß stehet ja zu lesen, daß Lehren und Sekten, so dem Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi entgegen sind, im Reich nicht sollen geduldet werden; womit doch niemand anders gemeint ist als Zwingli und alle, welche ähnlich wie er vom Sakrament des Altars lehren. Wie dünket euch um diese Sache, ihr Herren?“

Wieder war Landgraf Philipp der erste, welcher das Wort nahm. „Wer wollte sagen, daß die Schweizer und ihre Anhänger ausgeschlossen werden dürften? Weichen sie auch in dem einen Punkt der Lehre von uns ab, so sind sie doch sonst mit uns einig, und es wäre nicht bloß sträfliche Unduldsamkeit, wenn wir sie wollten zurückweisen, sondern auch unser eigner Schade, denn wir durch die Gewinnung dieser Bundesgenossen an Macht zunehmen und ein viel schwereres Gewicht in die Wagschale legen können.“

Der Kurfürst von Sachsen schüttelte bedenklich den Kopf. „Ew. Liebden wollen des Doktor Martinus gedenken und wie sich derselbe wider den Zwingli sträubet, dessen Art und Wesen ihm verdächtig und bedenklich ist. Wäre der Luther allhier zugegen, ich wüßte wohl, was er sagen würde: Haltet eure Hand rein, würde er sagen, die Schweizer sind nicht von uns, so mögen wir auch nicht Schulter an Schulter mit ihnen stehen, wenn es gilt, unsern Glauben zu verteidigen.“

Dem Landgrafen schoß vor innerer Erregung das Blut ins Gesicht, und er rief mit schallender Stimme: „Mögen sie auch in dem einen Stück anders denken denn wir, gebietet es uns nicht die Not, dem gemeinsamen Feind gegenüber zusammenzustehen? Wäre es nicht die größte Torheit, um kleinlicher Zänkereien willen uns zu trennen, daß der Feind Macht gewinne, uns einzeln zu überwältigen? Wahrlich, in Eintracht verbunden werden wir den Sieg erlangen, in Zwietracht aber geschieden werden wir unterliegen.“

„Da sitzet ja der Magister Melanchthon", fuhr er fort, als auf diese Rede eine Stille eintrat. „Wollet uns frank und frei Eures Herzens Meinung sagen, vielwerter Herr Magister!"

Melanchthon fuhr bei dieser unvermuteten Anrede erschreckt zusammen und suchte unsicher mit den Augen am Boden.

Da er nicht gleich ein Wort der Erwiderung fand, kam ihm der Kurfürst von Sachsen zu Hilfe. „Redet getrost, Herr Magister, gedenket aber, daß es eine große Sache sei, und erwäget es wohl, denn Eurem Urteil wollen wir folgen als eines Mannes von hellerer Erkenntnis dieses Dinges, als wir, die Laien, sie haben können."

Jetzt erhob sich Melanchthon, der inzwischen sich gesammelt hatte, und sprach: „Weil denn von mir begehret wird, daß ich einen Entscheid gebe in dieser wichtigen Sache, die doch billiger dem Doktor Luther zum Urteil sollte vorgelegt werden, so achte ich, man solle niemand ungehört verdammen und derhalben den Unterschied der Lehre geduldig tragen, bis auf einem allgemeinen Konzil die streitige Frage zum Schluß gebracht sein wird. Halte also dafür, daß wir der Schweizer Bruderhand, wo sie sich gegen uns ausstreckt, nicht zurückweisen sollen."

Landgraf Philipp warf dem Magister einen dankbaren Blick zu und nahm noch einmal das Wort zur Verteidigung seines Antrags, da neigte sich ihm die Mehrheit zu, und man ging nun daran, die beim Reichstag einzureichende Protestation schriftlich abzufassen.

In dieser erklärten die Fürsten und Städte, in den Sachen, welche Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit betreffen, ihres Gewissens halber vor allem Gott den Herrn ansehen zu müssen und daher jenem Beschluß des Reichstags nicht Folge geben zu können. Sie beriefen sich zugleich darauf, daß der Reichstagsabschied von 1526 durch einmütige Beschlußnahme zustande gekommen sei, deshalb sei es recht und billig, daß derselbe auch nur durch einmütigen Beschluß wieder geändert werde. In jenen Sachen, den Glauben betreffend, müsse ein jeglicher für sich selbst stehen und Rechenschaft geben, also daß keiner darin auf den Beschluß anderer hin sich entschuldigen könne. In bezug auf die Schweizer gaben sie dann die Erklärung ab: solche schweren Artikel, wie die vom Sakrament, dürften nicht außerhalb des zu erwartenden Konzils vorgenommen, noch darin ohne Verhör aller, welche die Sache berühre, ein Erkenntnis gefällt werden. — Diesem Protest hängte man dann noch eine Appellation an den Kaiser an.

Die Protestierenden durften nicht hoffen, mit diesem Einspruch den Beschluß des Reichstags umzustoßen, denn das war nach dem Reichsrecht

nicht möglich, vielmehr mußten sie sich darauf gefaßt machen, daß die katholische Partei sich nun nur noch entschiedener zusammenschließen und zu Gewaltmaßregeln greifen würde. Auf diesen Fall gerüstet, gaben sich der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen mit den Städten Straßburg, Ulm und Nürnberg die Hand zu einem Schutz- und Trutzbund gegen jeden, der sie um des Evangeliums willen angreifen werde. —

Der Reichstag ging zu Ende, die Fürsten kehrten heim.

Von Torgau her fuhr auf der Straße gen Wittenberg ein Wägelein. In demselben saß ein Mann mit tief auf die Brust herabgeneigtem Haupt. Er schien einen großen Kummer auf dem Herzen zu haben. Der Fuhrknecht hatte zu wiederholten malen eine Anrede versucht, aber niemals eine Antwort bekommen; so war er still geworden und auch in sich zusammengesunken.

Der Mann auf dem Hintersitz des Wagens hieß Philipp Melanchthon. Bis Torgau war er in des Kurfürsten Gefolge gereist, von da an mußte er allein weiter.

Je näher er der Stadt Wittenberg kam, desto lauter schlug ihm das Herz: es bangte ihm vor dem Augenblick, wo er vor Luther hintreten und bekennen sollte, wie schwach und nachgiebig er in Speier hinsichtlich der Schweizer gewesen sei. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, da es ihm wahrscheinlich deuchte, daß die Sache einen bessern Verlauf genommen haben würde, wenn nicht auf seinen Rat die Schweizer in den Handel hineingezogen worden wären.

In seinem Hause abgestiegen, ließ er erst mehrere Stunden vergehen, ehe er in sich den Mut fand, dem Doktor Luther einen Besuch zu machen. Endlich raffte er sich zusammen und klopfte an des Freundes Tür.

Luther, welcher gerade am Tisch saß und eifrig schrieb, empfing ihn mit ruhiger Freundlichkeit. Das bedrückte den Magister noch mehr, da er meinte, jener wisse noch nichts und werde um so mehr aufbrausen, wenn er es erfahre. Um so größer war sein Erstaunen, als Luther anfing: „Mich freut's, daß der Daniel aus der Löwengrube heraus ist. Wahrlich, du hast in Speier nicht auf Rosen gelegen, du armer Mann, sondern böse Tage gehabt und viele Nöte ausstehen müssen. So danke deinem Gott, daß du erlöset bist!"

Melanchthon sah Luther unsicher an. „Du weißt also noch nicht, wie die Dinge gelaufen sind? Weißt noch nicht, wie gar schwach ich gewesen, daß ich den Schweizern zu Gunsten geredet?"

„Es ist mir nichts von alledem verborgen", erwiderte Luther mit unerschütterlicher und für Melanchthon unerklärlicher Ruhe. „Wohl würde ich wegen der Schweizer einen andern Rat gegeben haben denn du, indes das ist ja einerlei: der Reichstagsabschied wäre dennoch so gefallen, wie er gefallen ist. Ich habe nichts Besseres erwartet, ja, ich bin froh, daß nichts Schlimmeres gekommen ist, denn die Christusgeißler und Seelentyrannen haben ja ihre Wut doch nicht auslassen können. Dagegen haben sich die evangelischen Fürsten gar mannhaft bewiesen und dem Wüten der Römischen getrutzet durch eine tapfere Protestation, so sie dem Reichstag überreichet. Das ist ein groß Ding, dafür ich den Herrn von ganzem Herzen preise."

Melanchthon hätte dem Freund um den Hals fallen mögen, denn von seinem Herzen war eine Zentnerlast herunter. „Wenn du alles weißt", fuhr er fort, „und also auch von dem Bündnis vernommen hast, so unser Kurfürst mit dem Landgrafen von Hessen und drei süddeutschen Städten geschlossen, so bin ich begierig zu hören, was du davon achtest."

In Luthers Mienen ging eine Veränderung vor: ein Schatten huschte über seine Stirn und die Augenbrauen zogen sich zusammen. „Dieses zu vernehmen hat mich baß betrübet", sagte er. „Du weißt doch, liebster Philippus, wie ich mich gegen das Bündnis des Kurfürsten und des Landgrafen, so infolge des Packschen Handels ins Werk kommen wollte, mit Hand und Fuß gewehret und den Kurfürsten mit Fleiß ermahnet, davon abzustehen, damit er nicht im Fleisch beende, was im Geist begonnen worden, und dem Münzer nachtrabe, als womit dem Evangelio der größte Schade geschehen würde. So werde ich nun auch jetzo dem Kurfürsten anliegen und ihn erinnern an den unruhigen Geist des Landgrafen, der wohl wieder wie damals losstürmen möchte, und dem dann die andern würden folgen müssen. Ich werde ihm vorhalten, daß auch das neue Bündnis nicht aus Gott und Vertrauen zu Gott komme, sondern allein aus menschlichem Witz. Auch das werde ich ihm nicht verhehlen, daß er sich hüten solle, die Sünden derer mit auf sich zu laden, welche als mutwillige Feinde des Wortes Gottes wider das Sakrament streiten und dasselbe entleeren. Beim Propheten Jesajah stehet zu lesen: So ihr stille bleibet, so wird euch geholfen werden. Dieses Wortes möge der Kurfürst nur gedenken, daß er alle Furcht vor den Menschen verliere im Vertrauen auf Gott, der seiner Sache bis anher so wunderbarlich geholfen. Der Landgraf aber möge sich erinnern an das Wort: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen, und das andere: Wer sich mutwillig in Gefahr begibt, wird darin untergehen. Solches mag den Stürmer zur Besinnung bringen und die andern warnen, daß sie sich nicht von ihm mit

fortreißen lassen. Der Landgraf ist mir überdem verdächtig, weil er sich den Schweizern so gar sehr zuneiget und sich gebärdet, als höre er deren Irrlehre vom Sakrament nicht ungern."

„Vielleicht", warf Melanchthon ein, „ist es bloß seine Weitherzigkeit in Sachen des Glaubens, was ihn gegen die Schweizer freundlich stimmt, oder auch sein Unvermögen, die religiösen Fragen bei ihrem Kern zu fassen. Er versteht es leider nicht, zu beurteilen, wieweit die Schweizer von uns abweichen, und lässet sich genügen an dem, daß sie auch wider den Papst streiten, um mit ihnen einen Bund zu machen und durch solche Mehrung der Streitkräfte den Kaiser zu schrecken."

„Es mag sein", erwiderte Luther. „Uns aber liegt es ob, den Irrenden zu belehren und den Dränger zu stillen, daß er nicht durch sein Ungestüm neuen Schaden anrichte und den Feinden Anlaß gebe zur Gewalt. Unser Schild ist Gott, dabei bleibe ich. Auf ihn stehet allein meine Zuversicht."

Als Melanchthon hinweg war, kehrte Luther zu der Arbeit zurück, in welcher ihn der Freund unterbrochen hatte. Wieder rasselte die Feder, und immer heller leuchteten dem Doktor die Augen, immer heiterer ward sein Angesicht.

Nachdem er den letzten Federstrich getan, erhob er sich und sah mit tiefem Aufseufzen gen Himmel. Da stand es geschrieben, was ihn die ganze Zeit her in seinem Herzen bewegt hatte, da stand es auf dem Papier, das Trutzlied und der Schlachtgesang des evangelischen Glaubens:

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist:
Auf Erdn ist nicht seinsgleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott:
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Tut er uns doch nichts:
Das macht, er ist gericht't;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein'n Dank dazu haben!
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein'n Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben.

Neunundddreißigstes Kapitel.

Luther und Zwingli.

An einem Abend gegen Ende September desselben Jahres 1529 trat Luther zu seinem Freunde Justus Jonas in die Stube. „Es bleibet uns nichts weiter übrig, wir müssen nun doch gen Marburg ziehen.“ Der Landgraf lässet nicht ab mit Bitten und Mahnen, so mag ich ihm nicht länger widerstehen und will also dem Zwingli gegenübertreten, mit ihm über das heilige Abendmahl zu handeln. Daß dabei etwas herauskommen werde, hoffe ich nicht. Denn ich meinerseits werde mich von meiner Überzeugung, so ich aus Gottes Wort gewonnen, keinen Schritt treiben lassen; daß aber Zwingli in etwas nachgeben werde, ist nach dem Ton der Schriften, so er wider mich hat ausgehen lassen, auch nicht zu erwarten. Ich hege vielmehr den Argwohn, daß nicht der Landgraf es sei, in dessen Kopf der Gedanke einer Disputation jung geworden, sondern daß der Zwingli ihn dazu angestiftet, damit er, wenn ich die Bitte versage, hernach sprechen könne: ‚Sehet, ich habe den Frieden gewollt, aber der Luther hat nichts davon

wissen mögen.' Damit mir nun der Zwingli solchen Vorwurf nicht machen könne, will ich hin und mit ihm streiten; auch möchte ich dem Landgrafen, so doch dem Evangelio hold ist, nicht entgegen sein, sondern ihm dienen, soviel ich vermag. So rüste dich nun, liebster Jonas, denn dich habe ich ersehen, daß du mit mir fahrest, wie auch den Melanchthon und den Kruziger."

Jonas wollte Einwendungen machen: Luther solle sich einen geschicktern Helfer erwählen, aber dieser blieb fest auf seiner Meinung und begab sich, nachdem er des Propstes Zusage erhalten, zu den beiden andern, um auch sie zur Mitfahrt willig zu machen. —

Jahrelang schon hatte sich der Streit um das Sakrament hingezogen. Erst hatte Luther seine Not gehabt mit Karlstadt, welcher, in mystische Träumereien sich verirrend, im Abendmahl nichts weiter suchte als eine Einverleibung des Gläubigen in den geistlichen Leib Christi. Ihm sowohl als auch dem sich ihm anschließenden Münzer hatte er einen Schlag ins Gesicht gegeben mit der Schrift: „Wider die himmlischen Propheten."

Nachdem aber diese vom Schauplatz abgetreten waren, hatte Ulrich Zwingli, welcher vor zehn Jahren in Zürich auf seine Art zu reformieren begonnen hatte, in einer lateinischen Schrift: „Von der wahren und falschen Religion" eine neue Lehre vom Abendmahl vorgetragen. Ausgehend von Johannes 6 und diese Stelle auf das Sakrament ziehend, behauptete er, das Essen des Fleisches und Trinken des Blutes Jesu sei nur ein bildlicher Ausdruck für den Glauben an Christum. Wenn es also heiße: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben", so solle das nichts anderes bedeuten, als was der Herr vorher sage: „Wer an mich glaubet, der hat das ewige Leben", denn durch den Glauben werde man ja ganz mit Jesu eins und habe ihn in sich. Sage nun Christus, das Brot hinhaltend: „Das ist mein Leib", so solle das heißen: „Das bedeutet meinen Leib." Wenn ihr das Brot esset, so sollt ihr gedenken an das, was mit meinem Leib geschehen, dessen Sinnbild das Brot ist. Gleichwie das Brot gebrochen wird, also wird auch mein Leib gebrochen werden; und so oft ihr nun das Brot brechet, so oft sollt ihr meines gebrochenen Leibes gedenken. Mit dieser Auffassung des Altarsakraments, nach welcher der Mensch in demselben nichts von Gott empfängt, sondern umgekehrt Gotte etwas darbringt, nämlich ein dankbares Andenken an die Erlösungstat Jesu, war Zwingli aber nicht allein geblieben. Er hatte die Genugtuung, daß sich Oekolampadius in Basel ihm anschloß.

Luther betrübte sich über die Maßen, diesen tiefsinnigen und gemütsinnigen Mann in solche Verflachung des Abendmahlsgeheimnisses fallen zu

sehen. Und daß nun auch die beiden Männer, welche in Straßburg das Evangelium verkündigten, Martin Buzer und Wolfgang Capito, dem Zwingli in diesem Lehrstück nachfolgten, das mehrte dem Doktor Martinus, der durch die Pest schon hart genug mitgenommen war, den Verdruß noch um ein gutes Teil. Denn gerade in der Zeit, als die Seuche in Wittenberg am heftigsten wütete und Luther nicht wußte, wo aus noch ein, da stand auch der Abendmahlsstreit in den hellsten Flammen.

Hatte er sich anfangs nicht herbeigelassen, persönlich in die Kampflinie zu treten, sondern andere, wie Bugenhagen und Brenz, ins Gefecht geschickt, sich begnügend mit allgemeinen Warnungen vor den Schwarmgeistern, so hatte er sich bald genötigt gesehen, selbst auf dem Kampfplatz zu erscheinen, und es hatte sich nun herausgestellt, wie verschieden geartet doch die beiden Gegner seien: Zwingli ein Mann von kühler Verständigkeit und Nüchternheit, Luther eine Persönlichkeit von größtem Tiefsinn und wärmster Innigkeit des Gemüts; Zwingli eine prosaische Natur ohne rechtes Verständnis für die Kunst, Luther durch und durch Poet und ausgestattet mit dem zarten Feingefühl für das ästhetisch Schöne; Zwingli reine Bahn machend mit dem, was im Lauf der christlichen Jahrhunderte von Lehre und Sitte aufgebaut war und den Gottesdienst alles dessen entleerend, was das Gemüt zu seiner Erhebung und Befruchtung fordert, Bilder, Kruzifixe, Lichter, Orgeln, Gemeindegesang mit rauher Hand beseitigend und den Tempel Gottes zu einem kahlen Hörsaal erniedrigend, — Luther dagegen mit keuscher Vorsicht göttliche Wahrheit und menschlichen Irrtum sondernd und getreulich bewahrend, was der Geist Gottes im Verlauf der Zeit gewirkt; Zwingli bei aller äußern Ruhe und Höflichkeit ein Mensch, welcher versteckt boshaft werden und dadurch verletzen konnte, Luther eine offene, ehrliche Seele, die bei aller Derbheit und Grobheit doch immer groß und edel blieb und der nichts ferner lag als kleinliche Verleumdung und persönliche Verdächtigung.

Sie waren ja aber auch ganz verschiedene Wege gegangen, die beiden Männer. Zwingli war am Studiertisch in aller Seelenruhe zur Erkenntnis der evangelischen Wahrheit gelangt und auf dem beschränkten Gebiet seiner Wirksamkeit ohne besondere Schwierigkeit und Anfechtung Reformator geworden. Der Rat von Zürich war ihm bereitwilligst entgegengekommen und hatte ihm wacker geholfen, seine Ideen zur Durchführung zu bringen. Auch über den Papst konnte er sich nicht beschweren: für ihn schien man in Rom keinen Bannstrahl zu haben, sondern nur Artigkeiten. — Da hatte Luther einen saureren Weg gehen müssen. Was er der Welt verkündigte, das hatte er alles erst selbst innerlich erlebt; alle die Kämpfe und Krämpfe,

durch welche das Kirchenwesen hindurch mußte, die waren erst durch seine Seele gezittert, und den Frieden Gottes hatte er nur aus den heißesten Anfechtungen heraus gewinnen können. Zu solchen innern Nöten waren dann noch äußere Drangsale gekommen: der Papst hatte ihn gebannt und der Kaiser ihn geächtet, die Gegner hatten mit Keulen auf ihn dreingeschlagen und die Freunde zum Teil ihn mißverstanden.

Es kam noch etwas hinzu, was die Grundverschiedenheit beider Männer vollends besiegelte. Während Luther, überzeugt von der alles zwingenden Macht des Wortes, mit vollster Entschiedenheit darauf drang, die Religion mit der Politik unvermengt zu lassen, und daher seinerzeit auch die dargebotene Hand Sickingens abgewiesen hatte, so sah Zwingli in der weltlichen Macht eine wesentliche Stütze seiner religiösen Ideen. Wie er selbst, mit der Hellebarde bewaffnet, in den Kampf zog, so arbeitete er auch mit aller Energie, deren sein lebhaftes Temperament fähig war, an einem Bund mit der weltlichen Gewalt, um an derselben für die gereinigte Lehre einen Schutz zu haben. Und er hatte weitaussehende Pläne: nicht bloß die Republik Venedig hatte er im Auge, auch den König von Frankreich hoffte er allen Ernstes für sich zu gewinnen!! Vor dem durch seine großartigen kriegerischen Erfolge übermächtig gewordenen Kaiser sich fürchtend, setzte er Kopf und Kragen daran, ein großes Bündnis wider denselben zustande zu bringen und ihm die Alpenpässe zu verlegen, wozu ihm der Landgraf von Hessen Handlangerdienste leisten sollte. Wollte sich Kursachsen nicht anschließen, so sollte es seinem Schicksal überlassen werden. — Mit diesen Gedanken hatte sich Zwingli aufs Pferd gesetzt und war nach Marburg aufgebrochen, außer den theologischen Gefährten zugleich etliche Ratsherren mit sich nehmend, um der religiösen Einigung sofort politische Abmachungen folgen zu lassen.

Im landgräflichen Schloß zu Marburg war die Dienerschaft in rühriger Geschäftigkeit auf den Beinen, und der Hofmarschall eilte, sich den Schweiß wischend, hierhin und dorthin, um Befehle zu erteilen. Als wenn es den Besuch einer fürstlichen Persönlichkeit gegolten hätte, so wurden die Räume des Schlosses festlich geschmückt und der Schloßhof auf das peinlichste gesäubert.

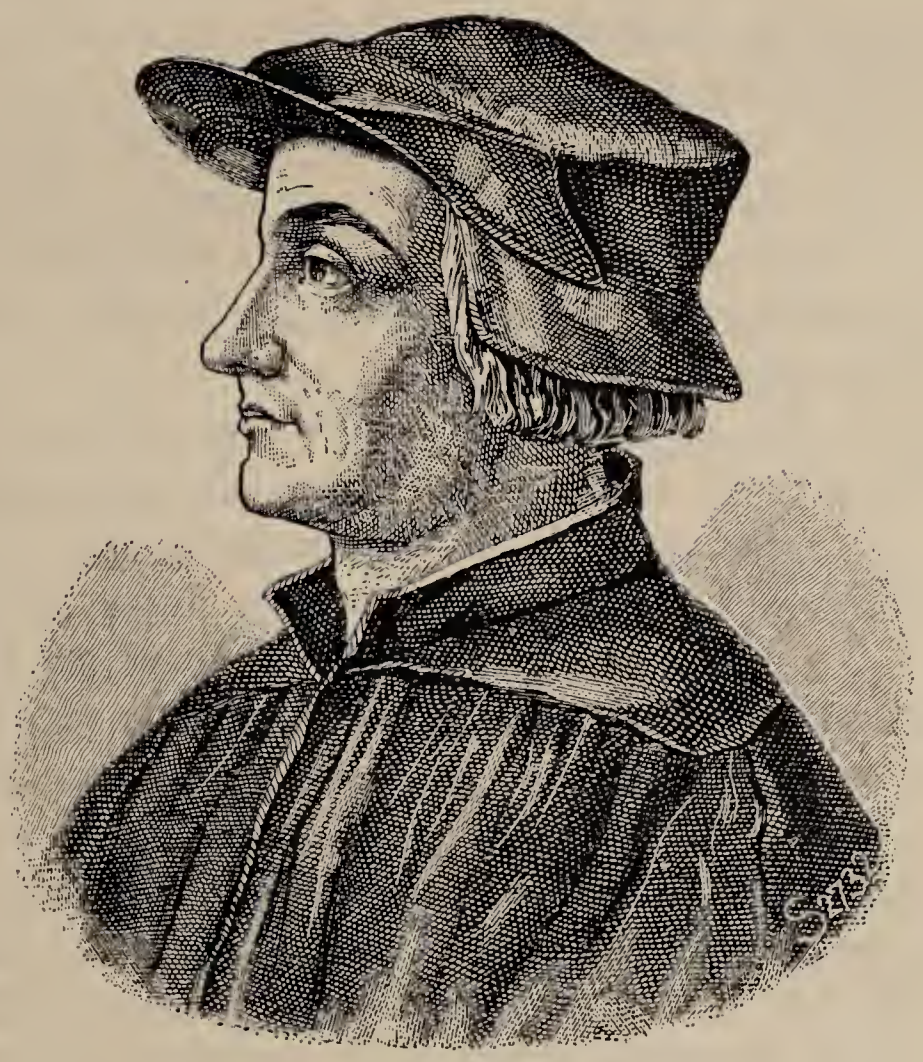
An einem Fenster des Ostflügels, von welchem der Blick frei über die alte Bergstadt und jene prächtige Kirche schweifte, in welcher die heilige Elisabet von Thüringen als Nonne am liebsten zu beten pflegte, stand Landgraf Philipp von Hessen und schaute in die Ferne nach den Gästen aus, welche seiner Ungeduld zu lange auf sich warten ließen.

Neben ihm stand sein Kanzler Feige, ein ältlicher Herr mit langem, grauem Bart.

„Ew. Landgräfliche Gnaden sind der besten Zuversicht", bemerkte derselbe. „Gebe Gott, daß sich Eure Hoffnung erfülle."

„Deine Rede", versetzte der Landgraf befremdet, „gehet aus einem Ton, als ob du zweifeltest."

Der Kanzler gab zur Antwort: „Wenn ich die Verbitterung, mit welcher Luther und Zwingli bis anher in ihren Schriften widereinander gestritten, bedenke, so hoffe ich nichts Gutes. Hat doch Luther den Zwingli mit den Schwarmgeistern, mit einem Karlstadt und Münzer in einen Topf geworfen, während Zwingli hinwiederum den Luther als einen rückfälligen Papisten und Anbeter eines aus Brot gemachten Gottes verunglimpft hat."



Huldreich Zwingli.

Der Landgraf machte eine abweisende Bewegung. „Sie haben bis anher nur widereinander geschrieben und sich nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen. So macht sich ein jeder von dem andern eine schlimmere Vorstellung, als sich gebühret, welche wohl besserer Meinung weichen wird, wenn sie Auge in Auge miteinander handeln. Sind sie doch auch in so vielen Stücken der Lehre miteinander eins — wie sollten sie sich nicht auch in dem Punkt vom Sakrament zusammenfinden? Brächten sie aber dennoch harte Köpfe mit, so muß doch die gemeinsame Not, darin sie gegenwärtig schweben, dieselben füglich erweichen. Ich für meinen Teil will es nicht an mir fehlen lassen, ihnen die Gefahr vor Augen zu malen, so uns von seiten des Kaisers dräuet."

Von der Zinne des Turms erklang in diesem Augenblick ein kurzer Trompetenstoß, und die Mannschaft am Schloßtor trat in Reihe und Glied.

„Unsre Gäste nahen!“ rief der Landgraf fröhlich. „Welche mögen die ersten sein?“

Wenige Minuten später lenkten zwei Wagen in den Schloßhof ein, in welchen je vier Männer saßen.

„Die Schweizer machen den Anfang“, sagte der Landgraf. „Ich erkenne die beiden Pfarrherren Buzer und Hedio. Solches war auch wohl zu erwarten, maßen der Zwingli williger gewesen ist, unsrer Ladung zu folgen, als der Luther.“

Damit begab er sich in Begleitung des Kanzlers eilig hinab, die Ankömmlinge zu empfangen. Es waren außer den beiden Genannten: Ulrich Zwingli aus Zürich, Oekolampadius aus Basel, Jakob Sturm, der Bürgermeister von Straßburg, Rudolf Frey, ein Ratsherr aus Basel, Magister Rudolf Kollin und Ulrich Funk, ein Ratsherr aus Zürich.

Die Herren bekamen in dem Ostflügel des Schlosses ihre Herberge angewiesen und fühlten sich durch den fürstlichen Glanz, welcher sich um sie her entfaltete, hoch geehrt. —

Als am Abend Zwingli mit seinen beiden Züricher Freunden sich zur Ruhe begab, befand er sich in der heitersten, zuversichtlichsten Stimmung.

„Ihr habet lange mit dem Landgrafen gehandelt“, bemerkte Herr Ulrich Funk. „Ist es mir erlaubt zu fragen, was Ihr erreichet?“

Zwingli legte dem Freunde die Hand auf die Schulter. „Viel, gar viel, liebster Funk! Der Landgraf ist ganz unser. Ich habe ihm die Gefahr dahergemalt, darin wir gegenwärtig schweben, habe ihm vorgestellt, was dann werden soll, wenn der mit dem Papst wieder ausgesöhnte, siegesmächtige Kaiser nach Deutschland kommt und nun darangeht, seine Drohung wahrzumachen, daß er das Evangelium mit Stumpf und Stil ausrotten wolle. Ich habe ihm deutlich gemacht, daß wir einen Damm wider ihn bauen müssen, darüber er nicht kann, daß wir ihn nicht über die Alpen lassen dürfen, was nur geschehen könne, wenn alle Evangelischen sich zu einem großen Bund zusammenschließen. Den Landgrafen erfüllte es mit gutem Mut, da ich ihm hinterbrachte, daß bereits eine Reihe lutherisch gesinnter oberdeutscher Reichsstädte für den Bund gewonnen sei, und er gab mir die Zusage, er wolle seinen ganzen Einfluß aufbieten, um die Wittenberger uns geneigt zu machen. Ich will Euch nicht bergen, liebster Funk, daß meine Hoffnung, mit dem Luther im Punkt des Abendmahls übereinzukommen, gar schwach ist; vielleicht aber reicht er uns doch, von der gemeinsamen Not erschreckt, über den Glaubenszwiespalt hinweg die Hand zu Frieden und Bündnis. Sollte er sich aber trotzdem weigern, nun so soll es mein Bestreben sein, den

Landgrafen von den Wittenbergern loszumachen — mag dann Kursachsen sehen, wo es mit seinem Trotze bleibt. Denn ich zweifle nicht, daß wir auch die übrigen lutherisch gesinnten Fürsten, so in Speier die Protestation unterschrieben haben, gewinnen werden, also daß Kursachsen mit seinem Luther alsdann ganz allein und verlassen dasteht."

Funk blieb die Antwort schuldig. Solche arge Gesinnung Zwinglis befremdete ihn, aber er scheute sich, dieser Befremdung Ausdruck zu geben. —

Die Wittenberger ließen lange auf sich warten: erst drei Tage später, am 30. September, kamen sie an.

Dem Landgrafen ward gemeldet, sie seien in der Herberge zum Bären auf der Barfüßerstraße abgestiegen. Sofort mußte sich ein Hofbeamter zu ihnen begeben und sie aufs Schloß nötigen.

Mit Spannung standen Zwingli und seine Genossen in der großen Halle, als Luther mit dem Magister Melanchthon, dem Propst Jonas, dem Professor Kruziger und dem Gothaer Pfarrer Mykonius über den Hof daherschritten. Zwingli hatte unruhige Nächte gehabt: der Gedanke, den Mann von Angesicht sehen zu sollen, dessen Name die ganze Welt erfüllte, hatte ihn so erregt, daß an Schlaf nicht zu denken gewesen war.

Die beiden großen Männer maßen sich mit einem durchdringenden Blick und reichten sich dann artig grüßend die Hand.

Auch der Landgraf erschien jetzt und neigte sich vor Luther wie vor den übrigen mit dem Ausdruck tiefster Ehrerbietung. Dann begaben sich die Herren ins Schloß und bekamen von Hofbedienten ihr Losament angewiesen.

In der Stadt hatten sich inzwischen die Herbergen mit Fremden gefüllt. Aus der Schweiz, vom Rhein, aus Sachsen und andern Gebieten kamen sie gezogen, die der Disputation beiwohnen wollten.

Am Abend dieses Tages saß der Landgraf mit dem Kanzler Feige in seinem Kabinett. Er sah sehr froh und zufrieden drein. „Wie dünket dich nun, mein lieber Feige?" fragte er. „Wird sich meine Hoffnung erfüllen? O, wie gar freundlich und friedlich haben die Herren miteinander gehandelt, da sie bei Tische saßen und sich an Speis und Trank erlabeten! Hat wohl nun ein jeglicher seine Meinung von dem andern gewandelt, und die Sache wird gut auslaufen, des bin ich gewiß. Daß aber unsre Hoffnung sich desto sicherer erfülle, werde ich nicht schon morgen die Disputation über den heiklen Punkt beginnen lassen, sondern vorerst ein private Besprechung zwischen den Häuptern der Parteien veranstalten. Und zwar wird es der Sache förderlich und dienstlich sein, wenn wir solche einander gegenüberstellen, welche sich

vermöge ihrer Natur und Charakters am schnellsten ineinander zu schicken versprechen. Danach soll Luther nicht den Zwingli als Gegenpart bekommen, sondern den milden, sanften Oekolampadius, und Zwingli hinwiederum den Melanchthon, dessen Weichmütigkeit und Nachgiebigkeit männiglich bekannt."

„Ich verwundere mich Eurer Weisheit, landgräfliche Gnaden", erwiderte der Kanzler, „und will Euch nicht verhalten, daß ich nun auch anfange zu hoffen."

„So tue du auch das Deine bei der Sache", fuhr der Landgraf fort, „denn du sollst die eigentliche Disputation mit einer schicklichen Anrede an die Disputatoren einleiten. Habe auf dich acht, daß du die Worte wohl wählest und gute Frucht schaffest." —

An dem andern Morgen, es war Freitag nach Michaelis den 1. Oktober, saßen in zwei gesonderten Räumen die beiden Theologenpaare, welche der Landgraf zur vorläufigen Besprechung bestimmt hatte, einander gegenüber. Es vergingen darüber drei Stunden, und der Landgraf wartete gespannt des Ausgangs.

Sein Gesicht zog sich in die Länge, als ihm von dem Kanzler Bericht erstattet ward. Melanchthon war mit Zwingli über verschiedene Punkte aus des letzteren Lehre, welche den Wittenbergern Anstoß erregt hatten (von der Erbsünde, der göttlichen Dreieinigkeit und der Gottheit Christi) einig geworden, indem die mündliche Besprechung manches Vorurteil und Mißverständnis beseitigt hatte; über das Sakrament des Altars aber hatten sie nicht übereinkommen können.

Noch weniger war das bei Luther und Oekolampadius der Fall. Bei aller äußern Artigkeit, mit welcher sich diese beiden gegenseitig behandelt hatten, waren sie doch nicht einen Schritt einander näher gekommen, und Luther sah nun noch klarer, welch ein breiter Graben zwischen seiner und der schweizerischen Lehre fließe.

Das war also ein schlimmer Anfang, und der Kanzler verhehlte seine großen Bedenken an einem erwünschten Erfolg des Unternehmens nicht. Der Landgraf ließ indes den Mut noch nicht sinken und hoffte alles von der auf morgen festgesetzten großen und allgemeinen Disputation.

Vierzigstes Kapitel.

„Das ist mein Leib."

Unter den herzugeströmten Fremden gab's am andern Morgen einen großen Rumor und Unwillen, als man das Tor des landgräflichen Schlosses verriegelt fand und vernahm, daß die Disputation keine öffentliche sein solle. Man zürnte dem Luther, als man erfuhr, daß er es gewesen sei, der gegen den Willen Zwinglis den Ausschluß der Öffentlichkeit gefordert habe.

Drinnen in dem großen Saal des östlichen Schloßflügels war eine stattliche Versammlung beieinander. Herren vom Adel und Professoren der Universitäten Marburg und Wittenberg bildeten den farbigen Hintergrund zu dem mit einer dunkelgrünen Samtdecke belegten Tisch, um welchen her die Disputatoren saßen: auf der einen Seite Luther und Melanchthon, auf der andern Zwingli und Oekolampadius.

Feierlicher Ernst lag auf ihren Gesichtern, bei Zwingli kam noch ein Zusatz von Verstimmung hinzu: er hatte mit allen seinen Wünschen und Anträgen gegen Luther nicht durchdringen mögen und grollte heimlich dem Landgrafen, daß er sich seiner gegen den Eigensinnigen nicht besser angenommen habe. Nicht bloß die Öffentlichkeit der Verhandlungen war dem Zwingli von seiten Luthers versagt worden, sondern auch seine Forderung, ein Protokoll darüber zu führen und die Disputation in lateinischer Sprache zu halten.

Nachdem alles zur Ruhe gekommen, gab der Landgraf seinem Kanzler das Zeichen, seine Anrede zu beginnen.

Ernst und würdevoll erhob sich dieser und sprach: „Hochgelahrte, hochwürdige Herren! Nachdem Se. Landgräfliche Gnaden in löblichem Eifer um die Förderung des lautern Wortes Gottes euch hierher beschieden, daß ihr über einen Artikel christlicher Lehre, darüber bis anher betrübender Zwiespalt geherrschet, Unterredung pfleget und zu einem einträchtigen Schluß kommet, so sage ich euch im Namen meines gnädigen Herrn von Herzen Dank, daß ihr der geschehenen Ladung zu folgen euch habet willig erfinden lassen, und bitte euch mit allem Fleiß, ihr wollet in Ansehung der Wichtigkeit vorliegenden Handels vergessen, was seither von Anfeindung und harten Worten zwischen euch gefallen, und nicht das Eure suchen, sondern die Ehre Christi und die Einigkeit der Kirche. Wollet derhalben eure Argumente in aller Demut vorbringen, als wodurch allein die Wahrheit mag gefördert

werden. Und somit fordere ich Euch, Herr Doktor Luther, auf, die Unterredung zu beginnen."

Die Zuhörer wurden noch stiller und aufmerksamer, als nun Luther sich von seinem Stuhl erhob und anfing: „Hochgeborener Fürst, gnädiger Herr! Ich zweifle nicht, daß dies Gespräch in guter Absicht ist veranstaltet worden. Vor zweien Jahren hätte ich mich nimmer darauf eingelassen, denn es war, das wußte ich, genug geschrieben von beiden Seiten und kein neuer Grund mehr zu finden für und wider. Ich hatte meine Meinung klar ausgesprochen, so daß ich darauf bestehen will bis an mein Lebensende, und mein Wille war, nun auch nichts mehr in der Sache zu schreiben. Da aber seit dem Speierer Reichstag der Herr Landgraf dieses Gespräch betrieben, so habe ich zugesagt: nicht als ob ich wollte meine Meinung ändern, welche bei mir gänzlich feststehet, sondern daß ich Rechenschaft gebe von meinem Glauben und worin die andern irren.

Ehe wir aber anheben vom Abendmahl zu handeln, muß ich etliche Lehren vorbringen, deren die Kirchen von Zürich, Basel und Straßburg sich rühmen, und irren darin, dünket mich, sehr, wenn sich's also verhält: nämlich die Lehren von der heiligen Dreieinigkeit, von der Person Christi und von der Erbsünde. So beschuldigen sie mich auch, ich halte nicht recht vom Fegfeuer, von der Rechtfertigung aus dem Glauben und anderm."

Zwingli warf hastig dazwischen: „In allen den angezogenen Stücken haben wir die rechte Lehre. Des sind unsre Bücher und Gemeinden Zeuge. Sintemal wir nun allhier zusammengekommen sind, vom heiligen Abendmahl zu handeln, so fordere ich, daß wir mit diesem Stück der Lehre anheben und das andere lassen bis zum Schluß; da wollen wir dann gern Rede stehen."

Luther verzog kopfschüttelnd den Mund. „Ihr berufet Euch auf Eure Bücher, liebster Herr, die doch mit Eurem Wort nicht stimmen. Doch will ich Euch gern zu Willen sein und den Anfang machen mit dem Sakrament. Ist es not, daß ich meine Meinung darüber noch einmal umständlich kundgebe, nachdem ich dieses bis anher schon zum Überdruß getan? Ihr wisset, wie hart ich zuerst wider den päpstlichen Irrtum gestritten, als würde im Sakrament durch das Wort des Priesters Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi *verwandelt*, also daß Brot und Wein nur noch der äußern Erscheinung nach, aber in der Wirklichkeit nicht mehr da wären. Solches ist wider die Schrift, welche aber dennoch lehrt, daß der verklärte Christus im Sakrament nicht bloß geistlich, sondern auch leiblich anwesend sei

und genossen werde von den Kommunikanten, nämlich in, mit und unter dem Brot und Wein."

„Womit wollet Ihr solches aus der Schrift beweisen?" fragte Zwingli mit vornehmem Lächeln.

Luther warf die samtene Tischdecke zurück und setzte den Finger auf die Worte, welche er da mit Kreide hingeschrieben hatte: ‚Das ist mein Leib.' „Da stehet es deutlich und klar, als das Wort des Herrn selbst, gesprochen in der heiligsten, feierlichsten Stunde, da er, dem Tod entgegengehend, sein Testament machte. Auf diesen Worten stehe ich, von diesen Worten weiche ich nicht, und Ihr werdet Euch vergeblich mühen, mich mit Gründen der Schrift davon zu drängen."

Zwingli ließ sich durch diese letztere Bemerkung nicht irremachen und führte eine Reihe Schriftstellen an, wo das „ist" so viel heißt als „bedeutet". Luther ließ ihn aber nicht ausreden. „Haltet ein, liebster Herr! Die Worte Jesu sind einfach und klar, daß sie gar keiner Erläuterung bedürfen."

„Gut", versetzte Zwingli. „So bitte ich Euch, Ihr wollet erklären, wie der Leib Christi, der doch zur Rechten Gottes im Himmel sitzet, auf Erden an vielen Orten zugleich im Brot und Wein des Abendmahls sein könne."

Luther schüttelte den Kopf. „Ihr saget also: weil Christus zur Rechten Gottes sitzet, so kann er nicht im Abendmahl sein, und pochet darauf, meinend, damit hättet Ihr's gewonnen. Ich sage Euch aber: Ihr habt's im Gegenteil verloren. Christus ist also zur Rechten Gottes. So frage ich: Wo ist die Rechte Gottes? Machet Ihr Gott den Herrn zu einer Kreatur, die an einem bestimmten Ort sitzet und daselbst gefangen ist? Ist die Rechte Gottes nicht vielmehr an allen Enden? Erfüllet er nicht Himmel und Erde mit seiner Gegenwart? Siehe, so ist er auch gewißlich im Brot und Wein des Abendmahls. Wo nun die rechte Hand Gottes ist, da muß Christi Leib und Blut auch sein. Wollet Ihr das ein unerklärlich Wunder nennen, so antworte ich: ein viel größer Wunder ist es, daß Christus durch den Glauben ins Herz kommt, als daß er im Brot ist, denn das Herz kann sich gegen ihn wehren, das Brot aber muß ihm stillehalten. Ach, wir elenden Menschenkinder, die wir Gott und sein Tun richten nach unserm Dünkel und meinen, er sei ein Schuster oder Tagelöhner. Ein Wunder aber und Geheimnis haben wir im Abendmahl, Euch indes muß alles recht schön natürlich zugehen. Damit schüttet Ihr den ganzen Topf aus und habet nun ein leer Gefäß in der Hand von wenigem Wert."

Zwingli verzog bitter den Mund. „So wollet Ihr denn auf Eurem Trotz bleiben? Wohl, so weise ich Euch auf das 6. Kapitel Johannis, da der Herr selber sagt: ‚Das Fleisch ist kein nütze.‘ Die Stelle bricht Euch den Hals.“

Luthern stieg das Blut ins Gesicht, seine Augen schossen Blitze, und mit Donnerstimme rief er seinen Gegner an: „Rühmet Euch nicht zu sehr! Die Hälse brechen nicht so bald. Bedenket, Ihr seid in Hessen und nicht in der Schweiz; dort freilich sitzen die Hälse nicht gar fest. Wie könnet Ihr Euch unterwinden, solche grobe und böse Rede zu führen?“

„Oho!“ fuhr Zwingli ebenfalls zornrot dazwischen, „im Schweizerland hält man auch gut Gericht und bricht niemandem wider Recht den Hals. Es ist aber bei uns Landesart, also zu reden, wenn wir sagen wollen, es habe einer eine verlorene Sache; so habe ich mit jenem Wort nichts anderes gemeint als dieses, daß die Rede Christi Johannis am sechsten Eure Lehre niederwirft.“

„Ich bestätige dieses“, rief hier der Landgraf begütigend dazwischen. „Vereifert Euch nicht ohne Ursach, liebster Doktor! Zwingli hat den Ausdruck nicht in wörtlichem Sinn gemeinet.“

„Wohlan denn“, fuhr Luther gegen Zwingli beruhigt fort, „so will ich Euch den rechten Verstand jenes Wortes Jesu lehren. Er spricht: ‚Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze.‘ Wo nun aber in der heiligen Schrift Fleisch und Geist einander gegenübergestellet werden, da heißet Fleisch niemals der Leib Christi, sondern fleischlicher Verstand und Lehre. Also ist an jener Stelle, Johannis 6, gar nicht vom heiligen Abendmahl die Rede. Wenn Christi Fleisch nichts nütze wär' im Abendmahl, dann wäre es wohl auch am Kreuz nichts nütze?“

Zwingli, durch diese Wendung verblüfft, sprang ab und fragte: „Wenn denn aber auch Ihr, Herr Doktor, das geistliche Essen im Sakrament als die Hauptsache hinstellet, warum bestehet Ihr so hartnäckig auch auf dem leiblichen Genießen? Wozu soll das not sein im Sakrament?“

Da fuhr Luther unmutig auf und rief: „Nicht ich habe das Abendmahl gesetzet und verordnet, sondern der Herr. Und was der tut, das wird wohl not sein, ob sich auch die Menschen zehnmal daran stoßen. Ich für meinen Teil würde auch Holzäpfel essen, wenn der Herr es mich hieße, und nicht aberwitzig fragen: Wozu soll das dienen?“

Jetzt mengte sich auch Oekolampadius ins Gespräch und kam dem Zwingli in seiner Not zu Hilfe. Die Disputation drehte sich nun immer im

Kreis herum, so daß man bis um 10 Uhr keinen Schritt vorwärts gekommen war. Da gab der Landgraf das Zeichen zum Abbruch, um zu Tisch zu gehen.

Am Nachmittag nahm man die Verhandlungen wieder auf, welche sich nun in theologische Spitzfindigkeiten verloren, dadurch die Sache auch nicht gefördert ward. Und Luther lehnte sich zu wiederholten malen matt zurück, indem er Melanchthon auforderte: „Rede du statt meiner, liebster Philippus — ich habe mich müde gewaschen und sehe keine Frucht."

Zweimal nahm Melanchthon einen kurzen Anlauf, Luther ergriff dann aber doch immer wieder das Wort. So kam der Abend herauf, und noch immer standen sich die beiden Streiter resultatlos gegenüber.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Man sammelte sich in der Kirche und hörte eine Predigt Luthers, welcher, des Streits mit keiner Silbe Erwähnung tuend, mit gewaltigen und herzbewegenden Worten über den hohen Artikel von der Vergebung der Sünden redete.

Darauf nahm man die Disputation wieder auf. Luther hatte seinen Widerwillen dagegen ausgesprochen, aber der Landgraf war darauf bestanden.

Man focht auch diesmal umsonst; auch die Berufung Zwinglis auf die Kirchenväter förderte die Sache nicht im geringsten, und der Kanzler legte sich endlich dazwischen mit der Mahnung, doch endlich eine Einigung zu finden.

„Dazu gibt's nur einen Weg", sagte Luther: „daß nämlich die Schweizer dem Worte Gottes die Ehre geben."

„Das tun wir ja", fuhr Zwingli hitzig auf. „Unsre Lehre ist in Gottes Wort wohl begründet, und Ihr seid des Irrtums überwiesen."

Wieder zeigte Luther auf die Worte, welche er vor sich auf den Tisch geschrieben hatte: „Da schauet her, diese Worte hat der Herr gesprochen! Wollet Ihr sie biegen und verdrehen? Wie Euch aber mein Text nicht überzeugt, so wenig rühren Euch meine Beweise. — Doch sage ich euch Dank, liebste Herren, daß ihr euch bei der Disputation allezeit freundlich und schicklich gegen uns gehalten; bitte auch Euch insonderheit, liebster Herr Zwingli, Ihr wollet mir verzeihen, falls ich kränkende Reden wider Euch geführet, denn ich bekenne, daß ich auch Fleisch und Blut bin. Gehet nun hin und seid dem gerechten Gott befohlen; der wird wohl finden, wer recht hat. Bittet Gott, daß Ihr Euch bekehret."

„Bittet auch Ihr darum", fiel unberufen Oekolampadius ein, „Euch tut's gleichermaßen not."

Zwingli strafte ihn mit einem scharfen Blick. Er war merkwürdig

weich geworden, und die Tränen standen ihm in den Augen, da er Abschied nehmen mußte von der schönen Hoffnung, die Wittenberger für seine großen Pläne zu gewinnen. Er trat Luther näher und sagte sehr bewegt: „Auch ich bitte Euch, Herr Doktor, Ihr wollet mir bittere Worte, wie sie die Hitze des Streits mit sich gebracht, verzeihen. Immer habe ich Eure Freundschaft von Herzen begehret, und es verlanget mich auch jetzund noch danach."

Schweigend nahm Luther die dargebotene Hand und sah dann den Landgrafen an, als wollte er ihn auffordern, der Sache ein Ende zu machen.

Jetzt erhob sich noch der Bürgermeister von Straßburg und wollte Luther zur Rechenschaft ziehen wegen des Vorwurfs von Irrlehren über die Dreieinigkeit, welche die Stadt dulde; Luther aber wies den Mann kurz ab: „Ich will nicht Euer Lehrmeister sein. Meine Schriften und mein Bekenntnis habet Ihr, die möget Ihr lesen."

Der Landgraf erhob sich, und nach wenigen Minuten lag der Saal, dessen Wände von harten Kampfesworten gedröhnt hatten, still und schweigend.

Einundvierzigstes Kapitel.

Ein zweifelhaftes Verträgnis.

Unmutig schritt am Abend dieses Tages Landgraf Philipp in seinem Gemach auf und nieder, während Herr Feige, der Kanzler, regungslos in der Fensternische stand. Letzterer wagte nicht, den Herrn in seinen Betrachtungen zu stören, und versank inzwischen selbst in tiefes Sinnen, bis endlich der Landgraf, in seiner Wanderung innehaltend, halblaut sprach: „Du hast nun doch recht behalten mit deinem Zweifel. Nimmer aber hätte ich gedacht, daß die Theologen so harte Köpfe hätten und, nachdem sie sich durch das Meer der päpstlichen Irrtümer zueinander gefunden, nicht über den schmalen Graben zu springen vermöchten, der sie noch voneinander scheidet. — Aber soll denn das alles nun umsonst gewesen sein? Soll ich sie von dannen ziehen lassen, ohne noch ein letztes versucht zu haben? Hat doch der persönliche Verkehr das Seine getan, um die Männer einander zu nähern und manch Vorurteil zu beseitigen, manch Mißverständnis zu überwinden."

„Was gedenken Ew. Landgräfliche Gnaden zu tun?“ fragte der Kanzler begierig.

Der Landgraf trat demselben näher und sagte vertraulich: „Der Zwingli hat mir mit Bitten angelegen, ich möchte den Luther überreden, daß doch wenigstens über die Punkte, darüber man einig sei, ein gemeinsames Bekenntnis aufgestellt würde.

„Und habet Ihr den Luther deswegen gesprochen, gnädiger Herr?“ fragte der Kanzler.

„Noch habe ich das nicht getan“, war die Antwort, „ich gedenke es aber heute abend noch zu tun; ja jetzo auf der Stelle will ich mich zu ihm begeben. Harre hier meiner Wiederkehr!“

Damit ging er eilig von dannen.

Der Kanzler ließ sich in einen Sessel nieder und versank in stilles Nachdenken. Er hatte dazu viel Zeit, denn es verging eine volle Stunde, ehe der Landgraf zurückkam.

Der Eintretende machte ein zufriedenes Gesicht. „Es ist mir nach etlicher Mühe gelungen! Luther will die Artikel selbst aufsetzen. Freilich hat er erklärt, ich solle nicht erwarten, daß er sich bemühen werde, die Schweizer zu gewinnen, er werde vielmehr frei und ohne Scheu seine Meinung sagen. So helfet mir nun, liebster Feige, in die Schweizer dringen, daß sie gefügig seien, soviel sie vermögen.“ —

Schon vor Tage war Luther aus dem Bett und schrieb. Bald stand in fünfzehn Sätzen sein Bekenntnis auf dem Papier. Das handelte von der heiligen Dreieinigkeit, von der Person Christi, von der Erbsünde, vom Glauben und Rechtfertigung, vom Worte Gottes, von der Taufe, von den guten Werken, von der Beichte, von der Obrigkeit, von den kirchlichen Ordnungen und dem heiligen Abendmahl.

Noch an demselben Vormittag traten die Theologen zusammen und hörten die Artikel an.

Luther wollte seinen Ohren nicht trauen, als die Schweizer außer dem letzten Punkt allen übrigen zufielen und nur weniges dazu bemerkten. Was sollte er davon denken? Er wußte doch, daß ihre Lehre in einer ganzen Reihe von Punkten von der seinigen abwich, und hatte diese Abweichungen gerade recht stark hervorgehoben. Sogar über den fünfzehnten Artikel kam noch eine Art Einigung zustande folgendermaßen: „Zum fünfzehnten glauben und halten wir alle von dem Abendmahl unsers lieben Herrn Jesu Christi, daß man beide Gestalten nach Christi Einsetzung gebrauchen soll; daß auch die Messe nicht ein Werk, wodurch einer für den andern, Toten oder Lebendigen,

Gnade erlange; daß auch das Sakrament des Altars sei ein Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi und geistliche Genießung desselbigen Leibes und Blutes einem jeglichen Christen vornehmlich von nöten, desgleichen der Brauch des Sakraments, wie das Wort, von Gott dem Allmächtigen gegeben und verordnet sei, die schwachen Gewissen damit zum Glauben und zur Liebe zu bewegen durch den heiligen Geist. Und wiewohl wir uns, ob der wahre Christus leiblich im Brot und Wein sei, dieserzeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil gegen den andern christliche Liebe erzeigen, soweit jedes Gewissen es immer leiden kann, und beide Teile Gott dem Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen wolle. Amen."

Der Landgraf war glücklich. Er hatte den Vogel, der ihm aus der Hand entschlüpft war, nun doch wieder eingefangen, er hatte durch sein unermüdliches Bemühen doch noch ein Wesentliches erreicht. Und nun dreist gemacht durch den unerwarteten Erfolg ging er noch einen Schritt weiter, forderte er noch eins: die beiden Teile sollten sich über dem Schlußartikel wirklich und ausdrücklich als Brüder anerkennen.

Luther war, wie gesagt, bei der schnellen Bereitwilligkeit der Schweizer zur Anerkennung der fünfzehn Artikel stutzig und nachdenklich geworden. In seinem Herzen war eine Wolke des Mißtrauens aufgestiegen. Er wußte recht gut, daß der Lehrunterschied sich nicht bloß auf das Abendmahl bezog, sondern seine Äste viel weiter erstreckte. Wenn nun die Schweizer ihm so ohne weiteres zufallen konnten, mußte nicht der Argwohn in ihm aufsteigen, daß den Schweizern ihre Lehre gar keine Herzenssache sei? Dieser Gedanke erschütterte ihn durch und durch, denn er selbst hätte sich für seine aus Gottes Wort gewonnene Glaubensüberzeugung rädern oder verbrennen lassen. Und als nun Zwingli auf die Bitte des Landgrafen eilfertig einging und mit der freundlichsten Miene von der Welt, ja mit Tränen in den Augen Luthern die Hand bot, indem er sprach: „Es sind keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber wollte eins sein denn mit den Wittenbergern", da entsetzte sich der Doktor Martinus, der diese Worte für eitel Heuchelei hielt, und wies die dargebotene Hand zurück, indem er sprach: „Ihr habt einen andern Geist als wir."

Alles stand erschüttert, der Landgraf verlor alle Farbe aus dem Gesicht.

Noch einmal nahm Zwingli das Wort: „So lasset uns denn wenigstens eines noch gegenseitig versprechen: daß wir uns des heftigen Schreibens widereinander enthalten."

Dazu war Luther gern bereit und erklärte, er für sein Teil werde es nicht an sich fehlen lassen, hinfüro freundlich zu reden.

Am folgenden Nachmittag brachen die Wittenberger auf — der Landgraf war schon am Vormittag zornmütig fortgeritten.

Luthers Gemüt war auch sehr düster gestimmt. Seine Vorhersagung hatte sich erfüllt: es war zu einem wirklichen Frieden mit den Schweizern nicht gekommen, sondern nur zu einem Waffenstillstand, und daß er ihnen die dargebotene Hand verweigert hatte, dazu hatte Melanchthon das Seinige beigetragen, welcher ihm klarmachte, daß eine Versöhnung mit dem Kaiser, die doch angestrebt werden müsse, gänzlich aussichtslos sei, wenn Wittenberg sich mit Zürich verbinde.

Zwingli hingegen trug auf der Heimreise den Kopf hoch und war gutes Mutes. Zu Hause erzählte er triumphierend, er habe den Luther, der von einer Meinung in die andere gefallen sei und sich wie ein Aal im Gras gewunden habe, aufs Haupt geschlagen und überwunden.

Man glaubte seinem Wort und träumte mit ihm den Traum eines großen Bündnisses aller Evangelischen wider den Kaiser, bis dieser durch das Reich ein Ausschreiben sandte, er werde demnächst kommen und in dem zu berufenden Reichstag selbst den Vorsitz führen. Da erwachte man in Zürich und sah, daß man geträumt hatte, denn als der große Bund auf den Plan treten sollte, da kam niemand in Sicht, und als der Kaiser endlich von Italien nordwärts reiste, da merkte er von verlegten Alpenpässen nicht das mindeste.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Gen Augsburg.

Am Morgen des 3. April 1530 hatte sich vor dem Wittenberger Tor der Stadt Torgau ein dichter Menschenknäuel gesammelt, welcher trotz des kalten Nordost länger denn eine Stunde geduldig stand und die Straße gen Wittenberg hinabspähte, bis endlich in der Ferne eine Staubwolke aufwirbelte. Da entstand in der Menge eine Bewegung. Das junge Volk machte sich auf und lief den Erwarteten entgegen, während die Alten sich zu beiden Seiten der Toreinfahrt in geschlossener Reihe aufstellten.

Langsam näherte sich ein Wagen, dessen Rosse das kurfürstliche Wappen

trugen. Die Häupter entblößten sich, und ernster Heilruf empfing die Männer, welche in dem Wagen saßen, von Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht nach Torgau beschieden, um ihm auf einem hochwichtigen Gange das Geleit zu geben.

Der Kaiser hatte einen neuen Reichstag ausgeschrieben, und zwar nach Augsburg; dorthin sollten Luther, Melanchthon, Jonas und Spalatin ihrem Landesherrn folgen; und diese außer dem direkt von Altenburg gekommenen Spalatin, waren es, welche jetzt unter dem begeisterten Zuruf des Volks durch die dunkle Torwölbung in die Stadt Torgau einfuhren.

Man geleitete sie bis zum kurfürstlichen Schloß, dann zerstreute sich die Menge.

Leonhard Koppe, der Ratsherr, welcher auch mit unter den Heilrufenden gewesen war, hatte, in seine Wohnung zurückgekehrt, eben die Schaube abgetan und den bequemen, mit Pelz gefütterten Hausrock angelegt, als der Klopfer an der Tür ertönte und bald darauf Herr Walter, der kurfürstliche Sangmeister, eintrat.

„Grüß Gott, lieber Nachbar! Wie, Ihr habet daheim gehockt, da die ganze Stadt auf den Beinen war?“

„Oho!“ lachte Koppe, „einer der ersten bin ich gewesen, der die Herren begrüßet und dem Doktor Luther ein sonderlich Willkommen zugerufen. Bin soeben erst zurück.“

„So, so!“ sagte Walter beruhigt. „Nun, ich habe mich auch ganz dicht an den Doktor Martinus herangedrängt, und er hat mir die Hand aus dem Wagen herausgestreckt und mich freundlich angerufen: ‚Ei, seid Ihr auch da, mein viellieber Walter? Das ist mir große Freud!‘ Und ich war auf diese Anrede gar stolz und schauete schier hochmütig auf die andern, so mich um solche Ehre scheel ansahen.“

„Aber lasset Euch doch nieder, Nachbar!“ mahnte Koppe. „Meine Ehewirtin wird alsbald mit einem Krug warmen Würzweins erscheinen, den möget Ihr mit mir teilen.“

Nachdem Frau Trude das Gewünschte gebracht, ließen sich die Männer auf der Bank am Ofen nieder, und Walter fing an: „Also nun soll's doch Ernst werden, nun will sich der Kaiser endlich einmal wieder sehen lassen im Reich? Es sind schier zehn Jahre vorbei, daß er unsichtbar gewesen.“

„Ja, ja, er kommt“, nickte Koppe, „aber man weiß nicht, ob man sich des freuen soll oder erschrecken. Wohl ist es, wie ich vernommen, ein gar freundlicher Ton, in welchem das kaiserliche Ausschreiben zum Reichstag ergangen, aber mir ist's doch schwül um das Herz her. Ich denke, der Kaiser

treibt schnöde Heuchelei und zieht die Tatze ein, um hernach seine Beute desto sicherer zu fahen."

„Warum befürchtet Ihr solches?" fragte Walter mit zweifelnder Miene.

Koppe legte dem Nachbar die Hand schwer auf die Schulter. „Glaubet mir, der Kaiser möchte uns Evangelische alle mit Haut und Haaren verschlingen, maßen ihm der Glaubenszwiespalt im Reich ein Greuel ist; und er hätte es auch schon getan, wenn er nur die Hände frei gehabt hätte. Aber siehe, von dem bösen Reichstag in Worms an, da er den Luther in die Acht getan, hat er nach allen Seiten mit Feinden zu ringen gehabt. Von Anfang an hat ihm König Franz von Frankreich viel Not und Arbeit gemacht; dann, nachdem er diesen daniedergeworfen, hat sich der Papst, auf den Übermächtigen eifersüchtig, wider ihn erhoben und mit dem König Franz sowie mit den italienischen Fürsten gemeinsame Sache gemacht, indem man die sogenannte heilige Liga gegründet. Und über das alles hat im Ost das Schreckgespenst Suleiman den Kaiser nie zu Atem kommen lassen. Mag einen das junge Blut auch dauern, daß er nimmer zur Ruhe kommen und sich seiner Kaiserherrlichkeit im Frieden freuen mag, so mögen doch wir Protestanten dessen wohl auch froh sein, denn wer Augen hat zu sehen, der siehet in dem allen Fügungen unsres Herrgotts, seinem Evangelio Luft und Raum zu schaffen. Der König Franz und der Papst und der Großtürke sind Werkzeuge in der Hand des Herrn, die, ohne es zu wissen und zu wollen, mithelfen müssen, daß sein Reich komme, denn sie haben alle den Kaiser Karl vom deutschen Reiche abgezogen, daß allda mittlerweile das liebe Gotteswort hat laufen und sich anwurzeln können."

Walter, welcher dieser Auseinandersetzung mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt war, nickte dem Sprecher Beifall: „Ja, das ist alles wahr und nicht zu leugnen."

Koppe fuhr fort: „Nun aber hat sich das Blatt freilich gewendet, nun hat der Kaiser die Hände wieder frei bekommen: mit dem König von Frankreich ist er wieder gut Freund geworden, mit den italienischen Fürsten hat er sich vertragen, mit dem Papst hat er sich auch ausgesöhnt, ja von demselben sogar endlich die Krone Karls des Großen auf das Haupt gesetzt bekommen, und herrschet also zwischen den beiden, die sich erst grimmig haßten und verfolgten, gegenwärtig eine zärtliche Liebe wie zwischen Braut und Bräutigam. Auch von dem Sultan, so die Belagerung Wiens wieder aufgegeben und sich zurückgezogen, ist zur Stunde nichts zu fürchten. So eilet nun, vom Papst geschoben, der Kaiser nach dem Reich, um auch hier Siegeslorbeeren zu ernten,

indem er sein Absehen auf das Evangelium gerichtet hat, dasselbe zu vertilgen."

„Aber", fiel der Nachbar ein, „sagtet Ihr nicht selbst, das kaiserliche Anschreiben sei gar mild und sanft gefasset?"

„Freilich", fuhr Koppe fort, „aber ich sagte auch, daß ich solches für Heuchelei achte."

„Vielleicht sehet Ihr die Dinge zu schwarz", warf Walter ein. „Wäre es nicht möglich, daß kaiserliche Majestät andern Sinnes geworden?"

Koppe schüttelte trübe den Kopf. „Möglich wohl, aber vieles spricht dagegen. Gedenket doch nur zum Exempel, wie der Kaiser die Gesandten der evangelischen Fürsten empfangen, die ihm die speiersche Protestation überbrachten. Er hat sie sehr hart angelassen und schier wie Gefangene behandelt, also daß ihre Heimreise mehr einer Flucht ähnlich gesehen."

„Hm, hm!" murmelte Walter nachdenklich, indem er den Zeigefinger an die Nase legte. „Ja, Ihr habet recht, Nachbar, und ich wundere mich Eures scharfen Auges. Wenn doch nur unser guter Kurfürst nicht so zaghaft wäre und dem Drängen des Landgrafen hätte nachgeben wollen, daß ein großer Bund der protestantischen Fürsten und Städte im Reich zu Stand und Wesen käme! Davor müßte der Kaiser doch stutzen, daß er wider das Evangelium nichts wagen würde. So aber ermutigt man ihn zu Gewalt und Unrecht."

Koppe sah den Nachbar befremdet an. „Wie? Ihr stehet unserm gnädigen Kurfürsten so nahe und kennet ihn so schlecht? Zaghaft heißet Ihr ihn? Damit tut Ihr ihm groß unrecht. Nicht Furchtsamkeit ist's, was ihn bewogen, dem Ungestüm des Landgrafen zu widerstehen, sondern allein sein in Gottes Wort gebundenes Gewissen. Der Doktor Luther hat ihn überzeugt, daß es Sünde wäre, wider den Kaiser das Schwert zu ziehen, und daß damit dem Evangelio ein schlechter Dienst geschähe, dieweil man alsdann der Welt Fug und Recht gäbe, uns zu verunglimpfen, als predigten die Reformatoren den Aufruhr und wären nicht besser denn der Münzer und der Karlstadt. Und schließlich ist ja auch der Landgraf von seiner ihm durch Zwingli eingeimpften Meinung wieder zurückgekommen und hat sich entschlossen, mit den andern lutherischen Fürsten zu leiden, wenn sie um des Evangelii willen sollten verfolget werden, und, anstatt sich aufzulehnen wider die rechtmäßige Obrigkeit, lieber zu beten und zu hoffen; welches auch in der Tat viel bessere Waffen sind als das Schwert von Eisen und die Kugel von Blei, wie solches die Geschichte der christlichen Kirche lehret." —

An der Haustür ertönte abermals der messingene Klopfer.

Koppe eilte hinaus und öffnete die Tür; da prallte er beim Anblick des Eintretenden freudig erschreckt zurück. „Hochwürdiger Herr Doktor! Ei, wie kommt mir das, daß Ihr unter mein armes Dach gehet? Da möchte ich wohl sagen und rühmen: Heute ist meinem Hause Heil widerfahren! — Tretet ein und letzet Euch an einem warmen Trunk, denn Ihr habet eine kalte, böse Fahrt getan."

„Längst schon hat es mich nach Euch verlanget, vielwerter Koppe", versetzte Luther — der war der Ankömmling. „Meine Käthe grüßet Euch viel tausendmal und bittet Euch, falls Ihr in nächster Zeit gen Wittenberg kommet, Ihr wollet ja nicht an ihr vorübergehen, denn längere Zeit werde ich von Wittenberg fernbleiben und sie einsam lassen müssen. Sie hat ihrem Erretter aus dem Gewahrsam des Klosters immer neuen Dank zu sagen."

Als Luther mit seinem Wirt in die Stube eintrat und den Herrn Walter bemerkte, grüßte er diesen ihm so werten Mann mit neuer Freude und ließ sich, während Koppe nach der Küche ging und einen zweiten Krug Würzwein bestellte, neben jenem in einem Sessel am Ofen nieder.

„So soll es denn nun wirklich und wahrhaftig gen Augsburg gehen, Herr Doktor?" fragte Koppe, nachdem er sich einen Stuhl zu den beiden herangezogen. „Das wird ein schwerer, entscheidungsvoller Gang, dem ähnlich, welchen Ihr vor neun Jahren gen Worms getan. Allhier in der Stadt sind die Gemüter voller Angst und Sorge. Wie dünket Euch, Herr Doktor?"

Luther strich sich mit der Hand das üppige Haar von der Stirn und ließ seine großen, dunklen Augen mit ruhigem Ausdruck auf dem Frager haften. „Auch mir ist bange gewesen", sagte er, „doch jetzt bin ich andern Sinnes. Verhoffe, dem Evangelio soll in Augsburg eine neue Gasse gebrochen werden, denn gar friedlich und freundlich lautet des Kaisers Ladung, da er sagt, die Irrung und Zwiespalt in dem heiligen Glauben und der christlichen Religion solle endlich beigelegt werden, und damit solches desto besser und heilsamlicher geschehen möge, wolle er vergangene Zwietracht unsrem Seligmacher anheimgeben und Fleiß tun, eines jeglichen Gutbedünken und Meinung in Liebe zu hören, zu verstehen und zu erwägen, dieselben zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, alles, was von beiden Seiten nicht recht ausgelegt oder gehandelt sei, abzutun, auf daß wir alle eine einige und wahre Religion haben und, wie wir alle unter einem Christus sind und streiten, also auch alle in einer Gemeinschaft, Kirche und Einigkeit leben. Sonach stehet also zu hoffen, der Kaiser werde als rechter Schiedsrichter und Friedensstifter auftreten und auf nichts anderes aus sein,

als dem Recht zu helfen wider das Unrecht, der Wahrheit wider den Irrtum und der Eintracht wider den Zwiespalt, also daß der Reichstag zu Augsburg das so lange ersehnte deutsche Nationalkonzil werden wird, von dem alle vaterlandstreuen Gemüter hoffen, daß es uns nicht allein den religiösen Frieden, sondern auch die Befreiung vom Joch der römischen Knechtschaft bringen werde. Sollte aber der Kaiser mit diesen seinen süßen Worten dennoch ein Gaukelspiel und Heuchelei treiben, wie viele argwöhnen, so gehen wir gleichwohl getrosten Mutes und verhoffen ihm die Augen zu öffnen, daß er nicht fürder den papistischen Ohrenbläsern traue, welche ihm die Evangelischen als wahre Heiden und Teufel verschreien, sondern erfahre, daß wir bessere Christen seien als des Papstes Rotte. Da es sich nun überdem so anläßt, als sollte dieser Reichstag anstatt des lange vergeblich erwarteten gemeinen Konzils gehalten werden, so haben wir auf des Kurfürsten Erfordern etliche Artikel zusammengestellt, darinnen unser Glaube klar und offenbar wird, und am verwichenen 21. März dieselben ihm überreicht. Er aber hat diese Artikel mit Danksagung empfangen und dazu erklärt, er wolle sich mit beiden Füßen darauf stellen und den Herrn Christum mit uns bekennen. — Nun ist der Tag gekommen, da der Gang getan werden soll. Morgen ziehen wir, so Gott will, nachdem ich zuvor noch vor dem Kurfürsten gepredigt, denn diesen Befehl hat er mir gegeben und zugleich die Textesworte auserlesen: ‚Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.‘ “

„Der fromme Herr!“ rief Koppe bewegt. „Ja, er wird von der guten Sache nicht um ein Härlein weichen, des bin ich gewiß. Aber wie ist es, vielwerter Herr Doktor, auch Ihr wollet mit gen Augsburg?“

„Ei, soll ich denn zu Hause bleiben und hinter dem Ofen hocken?“ fragte Luther schnell und fuhr dann in verändertem Tone fort: „Ach, Ihr denket an des Papstes Bann und des Kaisers Acht, so dem Bruder Martinus als sonderliche Zierat anhängen. Aber mein Schild ist bei Gott, da sind Bann und Acht ein Quark.“

„Nun, so geleit’ Euch der, so Euch in Worms aus des Löwen Rachen errettet und allerwegen geschützet“, sagte Koppe feierlich und reichte Luther die Hand. Auch Walter befahl ihn mit warmen Worten dem Schutze des Allmächtigen. Da erhob sich Luther und nahm von den wackern Männern Abschied.

Am folgenden Morgen mochte die Stadtkirche die Menge der Andächtigen nicht fassen, da Luther die befohlene Predigt tat, und aller Herzen waren auf das tiefste ergriffen.

Zwei Stunden später bewegte sich aus dem Tor des kurfürstlichen Schlosses ein langer, glänzender Zug. Denselben eröffneten zwanzig Gewappnete, dann kam der Kurfürst mit dem Kurprinzen, Herzog Franz von Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, Graf Albrecht von Mansfeld und Graf Ernst von Gleichen; sämtlich zu Pferde. Ihnen folgten zwei Wagen; in dem vordersten saßen die Theologen Luther, Melanchthon, Jonas und der ehemalige Hofprediger, jetzige Altenburger Pfarrer Spalatin, in dem zweiten

Johann der Beständige.

die beiden kursächsischen Kanzler Brück und Baier nebst zwei Kanzleibeamten. Den Beschluß machte eine Reihe Edelleute, Ritter und Knechte im Stahlharnisch, hundert und sechzig an der Zahl.

In feierlichem Zug und ohne sonderliche Eile ging es fürbaß. Mehrmals wurde längere Rast gemacht, und Luther mußte zu wiederholten malen eine Predigt halten, bis man am 15. April, gerade am Karfreitag, nach Koburg kam. Hier weilte der Kurfürst noch acht Tage, um die Antwort abzuwarten, welche die ausgesandten Boten in betreff der Ankunft des Kaisers von Augsburg zurückbringen würden. Unmutig vernahm Johann, daß

Se. Majestät sehr gemächlich von Italien heraufziehe und noch nicht gar bald in Augsburg erscheinen werde. Aber er mochte nun nicht länger ruhig liegen und befahl den Aufbruch.

Am andern Morgen, den 23. April, setzte sich der Zug in Bewegung. In dem Wagen der Theologen fehlte einer: Luther war nicht zu sehen. Wo war er geblieben? Von der Höhe der Feste Koburg schaute er den Abziehenden nach und winkte ihnen seine Grüße zu. Des Kurfürsten Fürsorge hatte es so beschlossen, den Mann, auf welchem noch des Papstes Bann und des Kaisers Acht lag, doch lieber nicht weiter mitzunehmen, sondern ihn hier, auf der Grenze seines Landes, zurückzulassen. Er sollte dem Reichstag fernbleiben und doch nahe genug sein, um mit ihm in brieflicher Verbindung zu bleiben, seinen Rat einzuholen und seinen Zuspruch zu empfangen.

In dem Wagen, darin die Theologen saßen, ging es sehr still zu. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt, besonders Melanchthon ließ den Kopf hängen und seufzte: „Mir ist sehr bange. Wenn ich ihn nicht zu meiner Rechten habe, so fällt mir das Herz."

Spalatin, dem selber nicht ganz wohl war, suchte den Zagenden aufzurichten, indem er sprach: „Er ist doch bei uns im Geist, und sein Gebet wird die Schwachen stärken."

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Im Reich der Vögel.

Prächtig ging die Sonne über der Welt auf, und sonderlich von der Höhe der Feste Koburg gab es da ein erhabenes, herzerquickendes Schauspiel, wie sich aus dem großen Flammenauge das rote Licht über die im ersten Lenzesschimmer prangende Natur ergoß und alles wie in einen goldenen Schleier hüllte.

Auf der Zinne der Burg stand der Doktor Martinus mutterseelenallein, und seine Augen tauchten sich in das Riesengemälde, welches da die Hand des Schöpfers hingezaubert hatte. Das Herz ging ihm auf und die Hände falteten sich auf der Brust: in frommer Anbetung bewegten sich leis die Lippen.

Danach aber zogen andere Empfindungen durch seine Seele. Der

Ort, an dem er sich befand, ließ in seiner Erinnerung eine andere Burg auftauchen, in die ihn vor neun Jahren seines Kurfürsten Fürsorge geborgen. Vor neun Jahren saß er auf der Wartburg als der Junker Jörg, und jetzt? Abermals befand er sich auf Bergeshöhe, abermals türmten sich Mauern und Wälle schützend um ihn her. Was war inzwischen aus ihm geworden, und was war in der Zeit alles geschehen? Der Geächtete und Gebannte, unangetastet stand er noch auf dem Plan, ohnmächtig war das Schnauben und Toben der Feinde an dem Schilde des göttlichen Schutzes abgeprallt; und wie er äußerlich unter dem Schirm des Höchsten sicher gestanden hatte, so war er innerlich gereift, so hatte sich der gärende, schäumende Most geklärt. Und wenn er um sich blickte, das war nicht mehr der Rausch flüchtiger Begeisterung, welche der Ruf: „Los von Rom!“ geweckt hatte, nein, allenthalben sah er ernste, treue Arbeit, dem lautern Gotteswort Boden zu schaffen und nach ihm das ganze Leben neu zu gestalten. Nicht eine Privatsache einzelner war's geblieben, sondern ganze Länder hatten sich dem Evangelio geöffnet, mächtige Fürsten und freie Städte hatten sich zu demselben bekannt und die Untertanen ihrem Beispiel nachzufolgen genötigt; nicht in Deutschland allein, sondern weit über dessen Grenzen hinaus stand der römischen eine evangelische Kirche mit dem Anspruch auf gleiche Rechte gegenüber. — Und wenn sich Luther weiter umsah, allenthalben standen Freunde auf dem Plan, die in seinem Geist arbeiteten, besser als einst die Humanisten, die in unklarem Enthusiasmus ihm ihre zweifelhafte Hilfe angeboten hatten, besser vollends als jene Schwarmgeister, welche, in toller Verirrung die Wahrheit überbietend, dem Faß schier den Boden ausgeschlagen hätten. Um die Sonne kreiste jetzt ein Heer von Planeten, ihr Licht von der Sonne empfangend und dasselbe weiter gebend an die Welt.

Solche Gedanken waren es, welche den von der Zinne der Koburg Herniederschauenden bewegten. Und wenn er nun von der Vergangenheit den Blick in die Zukunft richtete, da wußte er nichts mehr von Bangen und Zagen; da sah er getrost und mit aller Zuversicht drein, dem Gott vertrauend, der das angefangene gute Werk auch wohl vollführen werde. —

Er ward in seinen Betrachtungen gestört durch zwei junge Männer, welche zu ihm auf den Söller traten. Der eine war ein Jüngling von zwanzig Jahren, Cyriakus Kaufmann mit Namen, Luthers Neffe, der Sohn seiner in Mansfeld verheirateten, aber bereits gestorbenen Schwester, der in Wittenberg dem Studium der Theologie oblag. Der andere war um vier Jahre älter und bereits Magister, auch einer von Luthers Tischgenossen, Veit Dietrich aus Nürnberg, den der Doktor Martinus der Heilkunde abwendig

gemacht und für die Gottesgelahrtheit gewonnen hatte. Diese beiden sollten bei ihm bleiben und ihm durch ihre Gesellschaft die Einsamkeit vertreiben.

„Hier also finden wir Euch, liebster Ohm?“ fragte Cyriak. „Das ganze Schloß haben wir bereits nach Euch durchsucht.“

„Ich wollte“, erwiderte Luther, „soeben herniedersteigen und mir das Schloß sowie den Hof genauer betrachten; denn aus Mangel an Büchern, so mir erst nachfolgen, werde ich heute doch nicht ans Studieren kommen. So gehet mit mir!“

Sie machten sich auf den Weg und durchschritten sämtliche Gemächer desjenigen Schloßteils, welcher dem Doktor Martinus zur Verfügung gestellt worden war. Es war das Haupthaus, der sogenannte Fürstenbau.

„Wer die Wahl hat, hat die Qual“, bemerkte Luther lächelnd, nachdem man eine ganze Reihe von Gemächern durchschritten hatte. „Welchen Raum von den vielen soll ich mir nun zum Losament erkiesen? — — Habt ihr den Schloßhauptmann schon zu Gesicht bekommen?“

Die jungen Männer verneinten, und Luther fuhr fort: „Auch mir hat er sich noch nicht gezeigt. — Welch ein Lärm ist das vom Burghof her?“

„Es sind die Landsknechte, welche die Besatzung bilden“, berichtete Cyriak. „Sie üben sich in den Waffen.“

„O, was haben die Gesellen für weite Mäuler“, versetzte Luther. „Die kommen noch über den Doktor Eck! Wie viele mögen ihrer sein?“

„Mehr denn dreißig“, erwiderte Cyriak. „Habe es von derselben einem erkundet. Darunter sind zwölf Wächter für die Nacht und zwei Hornbläser als Turmwächter.“

„Aber guter Gott, welch ein neu Geschrei erhebet sich vom Walde her?“ fragte Luther und trat an ein Fenster, von welchem aus er den Wald sehen konnte. Eine Unzahl Dohlen hatte sich da auf den Wipfeln versammelt, die waren es, welche den Höllenlärm vollführten.

Dem Doktor schien das Schauspiel sehr viel Vergnügen zu machen, denn er blieb lange stehen und sah dem Treiben der schwarzen Vögel zu, machte auch von Zeit zu Zeit eine scherzhafte Bemerkung, darüber die beiden Begleiter lachen mußten. Darauf stiegen die drei in den Schloßhof hinab, redeten etliches mit den Landsknechten und begaben sich alsdann in den Garten.

Es gefiel dem Doktor Martinus hier ausnehmend wohl, und er äußerte gegen seine Begleiter: „Ob ich auch abermals ein armer Gefangener bin wie einstmals auf der Wartburg, so will ich doch allhier nicht müßig liegen und dem Herrgott die Tage stehlen, sondern meine Zeit wohl wahrnehmen, daß

ich dem Herrn und seinem Reich in etwas dienen möge. Und wie ich auf der Wartburg die Bibel zu dolmetschen angefangen, so will ich's allhier, ob Gott Gnade gibt, vollenden."

Als sie in den Hof zurückkehrten, trat ihnen der Burghauptmann entgegen, ein stämmiger Herr mit wetterhartem, dunkelrotem Gesicht. Der bot den Gästen und sonderlich dem Doktor Luther ehrerbietigen Gruß und lud sie ein, in die Halle einzutreten, wo das Frühmahl aufgetragen sei.

Luther machte große Augen, da er den gedeckten Tisch überschaute, und sagte gegen den Burghauptmann gewendet: „Erbarm's Gott, wenn dieses das Frühmahl ist, was soll es alsdann erst mit der Mittagsmahlzeit werden? Bin ich denn der Kurfürst, daß man mir den Tisch also belastet?"

„Kurfürstliche Gnaden haben es mir auf das strengste eingeschärft", bemerkte der Hauptmann, „daß ich des hochwürdigen Herrn Doktors mit aller Sorge warte."

„Ei, so haltet Euch auch stracks nach dem Befehl", lachte Luther, „und sehet wohl zu, daß Ihr es nicht durch allzu gute Pflege verderbet. Ich gedenke hier des Herrn von Berlepsch auf der Wartburg, der hat mich mit seiner großen Sorge krank und untüchtig gemacht."

Dem Schloßhauptmann wollte das nicht einleuchten, er hielt es auch nicht für ernstlich gemeint. —

Luther war froh, als am dritten Tage sein Reisegepäck und seine Bücher kamen. Sogleich setzte er sich an den Tisch und begann zu schreiben. Nachdem er gen Augsburg und Wittenberg Briefe vollendet, ging er an die Übersetzung des alten Testaments. Das meiste davon war bereits verdeutscht und auch gedruckt ausgegangen, es fehlten nur noch die Propheten und Apokryphen. Von ersteren waren Jesaias und Daniel auch schon fertig, so machte sich Luther nun an den Jeremias, und die Arbeit ging ihm so glatt aus der Feder, daß er hoffte, bis Pfingsten diesen Propheten bewältigt zu haben.

Einige Tage später aber stockte er schon: die Dohlen vor seinem Fenster schienen sich verschworen zu haben, den Doktor Luther heute nicht zu sich kommen zu lassen, solch ein fürchterliches Geschrei erhoben sie. Luther rieb sich zu wiederholten malen den Kopf, bis er endlich zornig aufsprang und ans Fenster tretend dem Gehaben der Vögel zuschaute.

Eine ganze Weile fesselte ihn der Anblick, und mit gewandeltem Sinn kehrte er zum Tisch zurück. Doch setzte er die Übersetzungsarbeit noch nicht fort, sondern nahm ein anderes Blatt Papier und schrieb an seine Tischgesellen in Wittenberg einen Brief:

„Gnade und Friede in Christo, liebe Herren und Freunde!

Ich habe Euer aller Schreiben empfangen und wie es allenthalben stehet vernommen. Auf daß Ihr nun wiederum vernehmet, wie es hier stehet, füge ich Euch zu wissen, daß wir, nämlich ich, Magister Veit und Cyriakus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen, wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag gekommen.

Denn es ist ein Gehölz gleich vor unserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt. Da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll, da käket jung und alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lange möge währen. Und möchte gern wissen, ob solchen Adels und reisigen Zeugs auch etliche noch bei Euch wären, denn mich dünket, sie seien aus aller Welt hierher versammelt.

Ich habe ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und die großen Hansen immer vor unsern Augen, nicht sehr köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und gleich grauäugig, singen auch alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, der Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle, denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen, weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen; so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen mögen. Es sind große, mächtige Herren; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. Soviel ich aber von einem Dolmetsch vernommen, haben sie vor einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide, und wird mancher hier Ritter werden und große Taten tun.

Also sitzen wir hier im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren samt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wetzen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießet würden.

Ich halte aber, es sei nichts anderes denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben. Die muß ich alle auf einem Haufen

also vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigt und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden ist, und dafür zu käken für die lange Weil.

Heute haben wir die erste Nachtigall gehört, denn sie hat dem April nicht wollen trauen. Es ist bis anher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei Euch wird's vielleicht anders sein. Hiermit Gott befohlen, und haltet wohl Haus.

Aus dem Reichstag der Malztürken, den 28. April 1530.

Martinus Luther, Doktor."

Die heitere Stimmung aber, in welche ihn dieser Brief versetzt hatte, sollte nicht gar lange vorhalten. Die Einsamkeit brachte trübe, schwere Gedanken. Er gedachte des Türken, von dem gemeldet ward, daß er von neuem rüste. Und dann gedachte er seiner Freunde in Augsburg, gedachte vor allem der Not Melanchthons, welcher über der dem Reichstag vorzulegenden Verteidigungs- und Bekenntnisschrift saß und an derselben immer wieder besserte, immer wieder feilte, immer mildere Ausdrücke suchte, um nachzugeben, was nur irgend nachzugeben sei, ohne von der Wahrheit etwas abzubrechen, und dabei in großen Gemütsbeängstigungen herumgeworfen ward.

Wenn ihm nun selber schon die Aussichten auf einen günstigen Erfolg des Reichstags immer zweifelhafter wurden, so mußte er doch den Freund aus allen Kräften trösten und ermutigen, und das ward ihm um so schwerer, als sich auch gar bald leibliche Anfechtungen wieder einstellten: das Klingen und Brausen im Kopf, über das er schon öfter zu klagen gehabt hatte und das sich jetzt bis zum Donnern steigerte und Ohnmachtsanwandlungen mit sich brachte, so daß er zeitweise seiner Gedanken nicht mächtig und zum Müßiggang verurteilt war.

Aus aller dieser Not half ihm aber auch hier wieder sein Universal- und Radikalmittel: das Gebet, auf welches er täglich drei Stunden verwendete, und zwar die zum Studieren am geschicktesten Stunden des Vormittags. Über seinem Arbeitstisch hatte er neben dem daselbst angeklebten Bildnis seines Töchterleins Magdalene an die Wand die Worte des 119. Psalms geschrieben: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen." An diesem Kompaß fand er sich durch alle Sturmflut äußerer und innerer Drangsal.

Und wie er nun aus dem Gebet für sich selber Trost und Kraft schöpfte, so gewann er daraus auch die Fähigkeit, andere zu trösten und zu stärken. Zwischen Koburg und Augsburg gingen die Boten hin und her

und vermittelten den Verkehr unter den Freunden. Im Mai schickte ihm Melanchthon die Bekenntnisschrift zur Begutachtung zu. Das Hauptabsehen des Verfassers ging darauf, die evangelische Lehre als übereinstimmend mit der allgemeinen christlichen Kirchenlehre zu erweisen. So wie er hätte Luther es nicht vermocht, dazu war seine Feder zu spitz und scharf, dennoch las er sie mit der größten Befriedigung und schrieb nach Augsburg zurück: „Die Schrift gefällt mir wohl, und ich weiß nichts daran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann."

Auch mit Wittenberg blieb er in regstem Verkehr: von seiner Frau sowie von den Hausgenossen und Freunden liefen zahlreiche Briefe ein, und er blieb ihnen die Antwort nie schuldig.

Aber noch von einem andern Orte kam ihm Botschaft, und diese erschütterte ihn bis aufs Mark. Am 5. Juni, als just die Glocken das liebe Pfingstfest einläuteten, trat ein mansfeldischer Bauer bei ihm ein und überbrachte ihm ein Schreiben seines alten Jugendfreundes Hans Reinicke in Mansfeld.

„Ei, was mag wohl der gute, brave Hans mir zu melden haben?" fragte er.

Da antwortete der Mann mit seltsamer Betonung: „Ihr werdet es gar bald lesen, Herr Doktor."

Luthern durchfuhr ein bange Ahnung, denn schon seit längerer Zeit war sein alter Vater recht hinfällig, und gar zu gern wäre er schon zu ihm gereist, wenn er nicht gefürchtet hätte, Gott zu versuchen, indem er unter den mansfeldischen Bauern erschiene, die ihm seine harte Strafpredigt immer noch nicht vergessen hatten. Er sah den Boten angstvoll fragend an und öffnete hastig den Brief, da fand er seine Ahnung bestätigt.

Zu dem anwesenden Veit Dietrich sprach er mit gepreßter Stimme: „Wohlan, mein Vater ist auch tot!" Dann griff er flugs nach seinem Psalter und ging in die Kammer. Deutlich vernahm man aus derselben sein Weinen und Wehklagen, und als er wieder zum Vorschein kam, war ihm der Kopf dermaßen eingenommen, daß er nur mühsam denken konnte. Noch an demselben Tage aber nahm er die Feder zur Hand und schrieb an seinen Melanchthon — es war ihm ein Bedürfnis, gegen den Treuesten das bekümmerte, wunde Herz auszuschütten.

„Mein liebster Philippus!

Heute schreibt mir Hans Reinicke, daß mein herzlieber Vater, der alte Hans Luther, in der ersten Stunde am Sonntag Exaudi gestorben ist.

Dieser Tod hat mich gar traurig gemacht, denn ich gedenke nicht nur seines Wesens, sondern auch seiner herzlichen Liebe. Durch ihn hat mir der Schöpfer alles gegeben, was ich bin und habe; und obwohl mich's tröstet, daß man mir schreibt, er sei stark im Glauben an Jesum Christum sanft entschlafen, so erschüttert mir das Leid und die Erinnerung doch das Herz, daß ich den Tod kaum jemals so verachtet habe. Aber so wird der Gerechte weggenommen vor dem Bösen und gehet ein in seine Ruhe. Wir sterben ja so oft, ehe wir sterben.

Ich trete nun in das Erbe des Namens ein, als wohl der älteste Luther in meiner Familie. Auch kommt mir's nun mit Recht und nicht bloß von ungefähr zu, ihm zu folgen durch den Tod in das Reich Christi, welches uns in seiner Güte verleihen möge der Gott, um deswillen wir die elendesten unter allen Menschen sind und ein Spott der ganzen Welt.

Ich schreibe aus Traurigkeit heute nichts weiter, denn recht und billig ist's, daß ich als Sohn einen solchen Vater beweine, durch den mich der Vater der Barmherzigkeit geschaffen, durch dessen Schweiß er mich ernähret und zu dem gemacht hat, was ich bin. Ich freue mich aber, daß er diese Zeiten erlebt und das Licht der Wahrheit gesehen hat. Gelobet sei Gott in allen seinen Werken und Wegen in Ewigkeit! Amen."

Der Vorfall mit seinem Vater zusammen mit den leiblichen Nöten und Schmerzen hatte Luther ganz besonders trübe gestimmt, daß er ernstlich mit Todesgedanken umging und an eine schickliche Begräbnisstätte für sich dachte, sich auch von dem Musikmeister Senfl in Augsburg einen einstimmigen Satz zu dem Vers „Ich liege und schlafe ganz in Frieden" usw. (Psalm 4, 9) schicken ließ. So war denn auch der Ton, in welchem er an die Seinen in Wittenberg schrieb, ein ausnehmend weicher und rührender. Insonderheit bekam sein Söhnlein Hänschen einen Brief, in welchem das Vaterherz sich weit auftat und eine Sprache redete, wie sie nur die herzinnigste Liebe und Zärtlichkeit, zugleich aber auch die auf tiefpoetischer Beanlagung beruhende Meisterschaft in der Ausdrucksweise kindlicher Einfalt zu sprechen vermag.

„Gnade und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen!

Ich sehe gern, daß Du wohl lernest und fleißig betest. Tue also, mein Söhnchen, und fahre fort. Wenn ich heimkomme, will ich Dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spillinge und Pflaumen, singen, springen und sind

fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt' ich den Mann, des der Garten ist, wes die Kinder wären. Sprach er: Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißet Hänschen Luther, möcht' er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schönen Äpfel und Birnen essen möchte und solche Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost*) auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. — Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet: da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten; darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Mann: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme. Aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein; gehe hin und schreib ihm also.

Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit sei dem Allmächtigen befohlen, und grüße Muhme Lenen und gib ihr einen Kuß von meinetwegen.

Anno 1530.

Dein lieber Vater
Martinus Luther."

Während nun aber von Wittenberg die Antworten reichlich eingingen, trat von Augsburg her eine Stockung ein. Eine, zwei, drei Wochen gingen hin, ohne daß die Freunde etwas von sich hören ließen; und je länger Luthers briefliche Anfragen nach dem Grund des Schweigens ohne Erfolg blieben, desto unruhiger ward der einsame Mann und drohte schließlich den Schweigern, er wolle sich an ihnen rächen und im Stillesein mit ihnen wetteifern.

Was mochten sie nur haben, daß sie den Freund so hartnäckig ohne Kunde ließen? —

---

*) Lippus = Melanchthons Sohn Philipp, Jost = Jonas' Sohn Jodokus.

Vierundvierzigstes Kapitel.

In Augsburg.

Als der Mai seinen Einzug in die Welt hielt, da zog auch Kurfürst Johann von Sachsen mit seinem Gefolge in Augsburg ein. Er machte es recht nachdrucksvoll, um dadurch die Schwätzer zum Schweigen zu bringen, welche ausgesprengt hatten, der Sachse getraue sich nicht nach Augsburg und sei der protestantischen Sache auch schon halb und halb untreu geworden. Nun war er der erste von allen Reichsständen, der an Ort und Stelle erschien!

Die Bürgerschaft sah den glänzenden Zug mit Staunen und war sehr erfreut, daß das Gerücht gelogen, denn die Stadt war zum allergrößten Teil dem Evangelio zugetan.

Gleich am folgenden Morgen strömte die Welt in die Georgenkirche, nachdem es ruchbar geworden, daß der sächsische Kurfürst das lautere Gotteswort wolle predigen lassen. Und siehe, der Zudrang mehrte sich mit den sich wiederholenden Predigten.

Allmählich rückten nun die andern Fürsten ein. Am 12. Mai kam Landgraf Philipp von Hessen, der erst nicht hatte erscheinen wollen, aus Ärger über die nichtswürdige Behandlung, welche die Gesandten der protestierenden Fürsten beim Kaiser erfahren hatten. Bald nach ihm traf der Fürst Wolfgang von Anhalt ein, demnächst der Herzog von Bayern, die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz. Auch das Gefolge des Kurfürsten Joachim von Brandenburg und des Herzogs Georg von Sachsen rückte ein, doch ohne ihre Herren: diese waren um Augsburg herum dem Kaiser entgegengezogen, um diesen für den Reichstag zu bearbeiten und gegen die Evangelischen noch vollends zu verstimmen.

Die Stadt ward nun voll lauten, buntfarbigen Lebens und bekam einen Glanz zu sehen, wie er ihr noch nie zuteil geworden war. —

In seinem Losament am Markt saß eines Morgens der Kurfürst Johann von Sachsen mit seinem Sohn, dem Kurprinzen Johann Friedrich beim Frühmahl, als ein lautes Geräusch sie an das Fenster rief. Auf dem Marktplatz drängte sich das Volk in dichtem Knäuel, über welchem entblößte Schwerter in der Sonne funkelten. Ein hinabgesandter Diener brachte den Bescheid, die Leute des Kurfürsten von Brandenburg und des Sachsenherzogs hätten

mit den Bürgern Händel angefangen wegen der evangelischen Predigten. Man wolle wissen, daß die Unruhstifter im Auftrag ihrer Herren handelten.

Der Kurfürst runzelte die Stirn. „Das ist ein böser Anfang! Stemmen sich die päpstlich Gesinnten jetzo schon wider uns, was wird erst werden, wenn der Kaiser hinter ihnen steht? Schier reuet's mich, daß ich gen Augsburg gekommen. Möchte wohl auch wieder umkehren, maßen des Kaisers Saumseligkeit mich baß verdrießet."

„Mit solchem Unmut möget Ihr der Sache Gottes übel dienen", warf der Kurprinz ein. „Besser als umzukehren wäre es, dem Kaiser entgegenzuziehen, um durch solch freundlich Entgegenkommen sein Herz zu gewinnen."

„Was dünket dich, mein Sohn?" fuhr der Kurfürst befremdet auf. „Ich soll dem Kaiser entgegen? Du bist ein junges, unbedachtes Blut! Dem Kaiser traue ich nicht mehr, und wo ich ihm entgegenzöge, so würde ich, anstatt sein Wohlwollen zu erwerben, nur seinen Stolz mehren, denn er würde meinen, ich wolle mich ihm zu Füßen legen, wie König Christian von Dänemark getan, der, in Innsbruck weilend, sich durch den Kaiser vom Evangelio wieder hat abtreiben und ins Papsttum zurückziehen lassen."

Der Kurprinz ließ sich nicht abweisen. „Wollet mir nicht zürnen, herzliebster Vater, wenn ich noch einmal rede. Ich fürchte, Ihr seid von anderer Bedenklichkeiten angestecket und verwirret worden. Es stehet ja soviel auf dem Spiel — sollten wir da nicht alles versuchen, was möglich ist, der Sache zu einem heilsamen Ausgang zu helfen? Wollet I h r nicht gehen, so lasset m i c h ziehen. Ich will dem Kaiser entgegen, will beweglich mit ihm reden und sein Herz zu gewinnen suchen, daß er dem Evangelio freundlich werde."

Der Kurfürst lächelte trübe. „Ich lobe deinen jugendlichen Eifer, mein Sohn, doch mag ich dir die Bitte nicht gewähren, denn anstatt unsrer Sache zu nützen, würdest du derselben nur schaden."

Auf dem Vorsaal wurden klirrende Tritte laut, und alsbald öffnete sich die Tür, in welcher ein hochgewachsener junger Mann in ritterlicher Tracht erschien: der Landgraf Philipp von Hessen.

„Grüß Gott, Ew. Liebden!" rief er hastig, indem er den wallenden Federhut auf den Tisch warf. „Böse Zeitung bringe ich: vor einer Stunde ist eine Botschaft der Katholischen an den Kaiser abgegangen, die soll bei Sr. Majestät Klage führen über die Predigten, von uns veranstaltet, als wollten wir damit den Frieden stören und uns wider den Kaiser setzen. Auch soll unser frühzeitiges Eintreffen in Augsburg als Hinterlist und üble Absicht ausgelegt werden, als hätten wir damit nichts anderes im Sinn als den

katholischen Glauben gänzlich zu verstören und dem Kaiser an den Thron zu tasten! Was dünket Euch?"

Der Kurfürst hatte sich von seinem ersten Schrecken wieder erholt und erwiderte mit bitterm Lächeln: „Lasset die Männer in Gottes Namen ziehen! Will der Kaiser solche Märlein glauben, so tue er's; wir aber wollen die Sache in Gelassenheit abwarten."

„Abwarten?" wiederholte der Landgraf ungeduldig. „Saget lieber: heimziehen! Ungern nur bin ich Eurer Mahnung gefolgt — nun reuet's mich zwiefach. Indessen wenn Ihr bleiben wollt, so will ich nicht der einzige sein, der entweichet. Darauf aber lasset uns alsdann die Hand geben, daß wir mit ungebeugtem Mut der Arglist der Gegner trotzen und uns den Mund nicht verschließen lassen."

Die beiden Fürsten gaben sich den Handschlag und verabredeten sich, auch den übrigen evangelischen Ständen das Herz zum Widerstand zu stählen.

Es verstrich Tag auf Tag, Woche auf Woche, aber nimmer ließ sich der Kaiser sehen. Statt seiner erschienen Ende Mai seine beiden Minister, die Grafen von Nassau und von Nuenar, welche im Namen Sr. Majestät bis zu deren Ankunft alles Predigen in der Stadt Augsburg untersagten.

Die evangelischen Prediger verstummten, die katholischen auch, und so war eine äußere Stille hergestellt.

Bald darauf aber ritt ein kaiserlicher Eilbote in Augsburg ein und stieg vor der Herberge des sächsischen Kurfürsten ab. Durch denselben ließ der Kaiser dem Haupt der Protestanten seinen Unwillen kundgeben, daß er das Wormser Edikt immer noch nicht befolgt und hingegen Bündnisse abgeschlossen habe, welche den Frieden des Reiches stören müßten. Zugleich forderte er ihn auf, persönlich zu ihm nach Innsbruck zu kommen, allwo man sich wohl mit ihm in den Sachen zu vereinigen gedenke, die durch sie beide könnten ausgerichtet werden.

Hoffnungsfreudig schaute bei diesen Worten der gerade anwesende Kurprinz auf und harrte gespannt der Antwort, die der Vater geben würde.

Dieser stand eine Weile in schweigendem Nachdenken, dann erwiderte er dem kaiserlichen Boten mit großer Entschiedenheit: „Was das erste anlanget, so weiß Kaiserliche Majestät, daß mein in Gott ruhender Bruder Friedrich das Wormser Edikt niemals angenommen. Auf den andern Punkt erwidere ich: Zu den Bündnissen mit den Nachbarn haben mich allein die im Reich erschollenen Drohungen bewogen. Das Verlangen des Kaisers, nach Innsbruck zu kommen, muß ich ablehnen, dieweil es unziemlich, außerhalb

gemeiner Verhandlung vorher Unterredung und Beschluß in den Reichssachen vorzunehmen."

Damit gab er einen Wink, und der Kaiserliche war entlassen.

In dem Gemach ward eine tiefe Stille, bis endlich ein lauter Seufzer des Sohnes den Vater aus seinem Brüten weckte. „Ich verstehe dein Seufzen wohl", sagte der letztere mild. „Es kränket dich, daß auch jetzo, da der Kaiser mir geradezu rufet, dein Rat mir nichts gilt. Aber gedenke doch, daß der Kaiser umgeben ist von denen, so mich hassen und Sr. Majestät sogar sechstausend Reuter wider die Protestanten angeboten haben."

Er wollte eben das Barett aufsetzen und hinweggehen, da trat der Magister Philipp Melanchthon ein. Sein Gesicht war erdfahl und trug die deutlichen Spuren innerlicher Kämpfe und Sorgen, seine Augen waren gerötet und seine Hände zitterten. „Gebet mir Trost und Rat, Kurfürstliche Durchlaucht!" flehte er, nachdem er kaum seinen Gruß gesagt. „Die Widersacher setzen mir zu wie die Bremsen und schrecken mich mit ihren offenen Drohungen, wie denn der Erzbischof von Salzburg sich nicht gescheuet hat, mir ins Gesicht zu sagen: ‚Um zu Einheit und Frieden zu kommen, sind es drei Wege. Der erste ist, wenn ihr tätet, was wir wollen; das könnet ihr nicht tun. Der andere, wenn wir eure Lehre annähmen; das wollen wir nicht tun. Der dritte, daß sich beide Teile vertragen und vergleichen ließen. Das ist unmöglich, denn kein Teil will dem andern weichen. Darum muß ein Teil den andern ausrotten. Euer sind wenig, unser aber viel; wollen sehen, welcher den andern ausbeißen wird.' Mit diesen Drohungen der Feinde aber noch nicht genug, lassen mir auch unsre Theologen und Kanzler keine Ruhe, daß ich von unserm Bekenntnis ein Stück nach dem andern möchte abbrechen, gleich als ob ich mir nicht selbst die erdenklichste Mühe gegeben hätte, nachzulassen, was nachzulassen ist. So fahren sie mir nun mit ihrem Löffel in den Brei und haben allerlei zu tadeln, wollen vieles anders gestaltet wissen — wozu sie ja auch Fug und Recht haben, sintemal die Bekenntnisschrift, so anfänglich in Ew. Kurfürstlichen Gnaden Namen allein ausgehen sollte, nunmehr im Namen der ganzen evangelischen Partei überreicht werden soll. Über das alles aber dränget mich der Landgraf, ich solle die zwinglisch Gesinnten in den Bund aufnehmen, wogegen sich doch Luther mit Hand und Fuß gesträubet, und was mir selber ein Greuel ist. So ist meine Seele matt und müde zum Tod. O daß der Doktor Martinus zu meiner Rechten wäre! Was bin ich ohne ihn? Jetzt erste sehe ich recht, daß er alles ist und ich nichts. Wohl hat er mir von der Koburg aus durch viele Briefe den Mut gestärket und das Herz aufgerichtet, aber der Feinde werden mir zu viele."

Kummervoll sah der Kurfürst auf die gebrechliche Gestalt des Gelehrten, und der Trost, welchen er ihm zu spenden vermochte, war nur schwach. —

Etliche Tage später trafen sich Fürst Wolfgang von Anhalt und Graf Albrecht von Mansfeld auf der Straße. „Noch immer verziehet der Kaiser zu kommen", sagte der erstere ungehalten. „Was sollen wir denken? Ich fürchte, er zögert mit Vorsatz, daß wir sollen müde werden und unverrichteter Sache wieder von dannen ziehen. Und in der Tat, lange ertrage ich es auch nicht mehr. Wenn selbst der Kurfürst von Sachsen Klage führt, daß ihm der Unterhalt seiner Mannen allhier zuviel koste, da er allwöchentlich 2100 Gülden ausgeben müsse, wie mag ich Armer dann bestehen?"

„Ich bin in gleicher Verdammnis", erwiderte der Graf, „hab mir auch schon vorgesetzt, nur noch eine Woche zu warten. Ist innerhalb dieser Frist der Kaiser nicht zur Stelle, so ziehe ich heim." —

Er zog nicht heim, denn endlich, am 15. Juni, entstand eine Bewegung in der Stadt, und durch die Straßen rief's: „Der Kaiser kommt!"

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Eine große Tat.

Aus dem Lechtor der Stadt Augsburg quoll die Menge, auf der Mauer drängte sich Kopf an Kopf von Neugierigen, welche das Schauspiel genießen wollten, darauf man so lange hatte warten müssen. Vom Domplatz bis zur Lechbrücke vor der Stadt hatte der Rat seine Mannen in reicher, malerischer Rüstung zweireihig aufgestellt. Die Sonne glitzerte auf den blanken Harnischen und goldgestickten Bannern, daß man schier geblendet ward. Doch flüchtig nur weilten die Augen auf diesem Gepränge: alles wartete in größter Spannung des Augenblicks, wo durch das blumenumwundene Tor des Kaisers geheiligte Majestät in die Stadt einreiten würde.

Endlich, um zehn Uhr, begannen die Glocken sämtlicher Kirchen ihren vielstimmigen, feierlichen Chorgesang, und an der Lechbrücke erschien der Vortrab des Kaisers, tausend Mann auserlesener spanischer Truppen in scharlachroten Wämsern und wehenden Federhüten Stolz und feierlich schritten die

bärtigen Männer an den Kurfüsten vorüber, welche sich zum Empfang Sr. Majestät zu beiden Seiten der Brücke aufgestellt hatten.

Da erschien auf schneeweißem Roß unter einem himmelblauen, mit Gold und Purpur gesticktem Baldachin der Mann, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, hinter ihm sein Bruder, König Ferdinand, und der päpstliche Legat Campegius. Als der Kaiser sich auf fünfzig Schritt genähert hatte, stiegen sämtliche Kurfürsten von den Rossen. Der Kaiser tat ein gleiches und reichte den Reichsfürsten allen huldvoll die Hand. Kurfürst Albrecht von Mainz, als Reichskanzler, begrüßte den Herrscher mit einer kurzen Anrede, dann erhob der päpstliche Legat seine Hände, um den Versammelten den Segen zu erteilen.

Alles fiel auf die Kniee, auch der Kaiser beugte sich demütig zur Erde. Hoch aufgerichtet aber blieb der Kurfürst von Sachsen stehen, und durch sein Beispiel ermutigt taten die andern Evangelischen dasselbe.

Der Mund des päpstlichen Gesandten segnete, aber aus seinen Augen traf die Widerspenstigen, die Verächter des Heiligen ein Blick voll Fluch, und Georg von Sachsen murmelte wütend: „Das walt' die Sucht!"

Nachdem im Tor der Stadt der Bischof von Augsburg mit seinem Klerus den Kaiser ehrerbietig empfangen, bewegte sich der großartige, farbenprangende Zug nach dem Dom, durch dessen hohe Säulenhallen ein Tedeum brauste, von katholischen und evangelischen Lippen einträchtig gesungen, und von dessen Altar der den Erzbischof von Salzburg stolz beiseite drängende Legat des Papstes von neuem den Segen spendete.

In dem bischöflichen Palast waren die Säle und Gemächer auf das herrlichste geschmückt. Es öffneten sich die hohen Pforten zum Empfang des Herrschers, dessen Zepter sieben Königreiche gehorchten.

Karl V. setzte sich auf den für ihn errichteten Thron, ein Bild der Würde und Majestät. Mit Bewunderung schauten alle auf zu dem, der seit dem Tag von Worms zum vollen Mann gereift war und auf der Sonnenhöhe des Lebens stand, eine Herrschergestalt, groß und erhaben, dazu nach einer Reihe großer Siege und Erfolge auf einer Machthöhe sich fühlend, welche den gewohnten Hoheitsblick seiner Augen bis zum Stolz hinauf steigerte und seiner Stimme einen Klang verlieh, vor welchem jeder Widerspruch verstummen zu müssen schien.

Die katholischen Fürsten wußten bereits, was sein Erscheinen im Reich zu bedeuten habe, daß nämlich nach der Demütigung Frankreichs und dem Friedensschluß mit dem Papst die deutschen Angelegenheiten auf Kosten des Evangeliums geordnet und aller Widerspruch durch kaiserliches Machtwort

gedämpft werden sollte. Die zahmen, freundlichen Worte der Einladung zum Reichstag waren also nur Heuchelei gewesen.

Was aber der Kaiser seinen Freunden insgeheim vertrauet hatte, das sollten die evangelischen Stände auch bald erfahren. Sie mußten nach dem Weggang der Katholischen noch zurückbleiben, um aus dem Mund des Königs Ferdinand im Namen Sr. Kaiserlichen Majestät die Zumutung zu hören, an

Kaiser Karl V.

der Fronleichnamsprozession des kommenden Tages „dem allmächtigen Gott zu Ehren" teilzunehmen.

Einen Augenblick herrschte in dem Saale dumpfes Schweigen. Die Evangelischen waren durch die unvermutete Forderung verblüfft, und in Ferdinands Mienen spiegelte sich unverkennbar die Befriedigung, seine Absicht der Überrumpelung erreicht zu haben. Damit also fing man an: an dem Götzendienst der Fronleichnamsprozession, da der Leib des Herrn unter Kanonendonner und Trompetengeschmetter, mit Fahnen und Kerzen und sonstigem eitlem Gepränge zur Schau herumgetragen ward, sollten sie sich beteiligen!

Aller Augen gingen nach dem Kurfürsten von Sachsen, von dessen Lippen man die Antwort erwartete. Und er gab sie: „Wir sind Ew. Kaiserlichen Majestät zu allem Gehorsam willig, soweit es weltlich Recht und Regiment gilt. Dagegen läuft es wider unser Gewissen, solchen gottlosen, ungereimten Menschensatzungen, so der heiligen Schrift zuwider sind, beizupflichten."

Die evangelischen Stände nickten dem Sprecher Beifall, und Landgraf Philipp setzte ein kräftiges Amen dazu.

Jetzt war die Reihe der Verblüffung an dem Kaiser. Er hatte von dem Glanz seiner Majestät eine tiefergehende Wirkung erwartet und streifte mit fragendem Blick seinen Bruder, dessen Lippen sich fest zusammenpreßten und dessen finstere Züge noch um einen Grad finsterer wurden, indem er die Worte hervorstieß: „Sind das des Kaisers Untertanen, die also antworten? Oder meinet ihr, die Forderung sei im Scherz getan? Die Unbotmäßigen aber wird ihr Trotz gereuen."

Da trat Markgraf Georg von Brandenburg-Kulmbach vor und entgegnete im Ton gläubigen Mutes: „Eher wollte ich hier vor Ew. Kaiserlichen Majestät niederknien und mir den Kopf abhauen lassen, als daß ich meinen Gott und sein heiliges Evangelium verleugnen und Eurer falschen, abgöttischen Meinung zufallen sollte!"

Wieder schoß aus König Ferdinands Augen ein flammender Blitz, der Kaiser aber blieb auffallend gelassen und sagte in seiner vlämischen Mundart: „Löver Först, nit Kopp ab, nit Kopp ab!" Dann zu den andern Herren sich wendend meinte er, die Sache sei ihnen wohl zu unvermutet über den Kopf gekommen, so möchten sie sich dieselbe bis zum andern Morgen bedenken. Damit waren sie entlassen.

Am andern Morgen sechs Uhr begaben sich die evangelischen Fürsten abermals zu Sr. Majestät. Den über Nacht erkrankten Kurfürsten von Sachsen vertrat sein Sohn, der Kurprinz.

Markgraf Georg von Brandenburg war's, der für alle das Wort nahm. „Ew. Kaiserliche Majestät wolle gnädig anhören, was nach abgelaufener Bedenkzeit wir zu erwidern haben. Dieweil es mit dem kaiserlichen Befehl das Ansehen hat, als sollten wir die Prozession durch unsre Gegenwart als eine gottesdienstliche Handlung billigen, hingegen Christus nichts dergleichen befohlen hat, so streitet es wider unser Gewissen, solcher Forderung Folge zu leisten. Freventlich würden wir handeln, wenn wir solche von Menschen erdichteten Dinge den göttlichen Befehlen vorziehen und für einen Gottesdienst halten wollten. Wir wissen aber wohl, daß Kaiser-

liche Majestät allein durch Ränke und Afterreden dazu vermocht ist, uns solchen widerrechtlichen Befehl zu erteilen. Hier heißt es: Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen. Bin derhalben auch fest entschlossen, um mein Bekenntnis, welches das Bekenntnis der göttlichen Wahrheit ist, keine Gefahr des Lebens und auch selbst den Tod nicht zu scheuen, welches, wie ich vernommen, denen bevorstehet, so die reine Lehre angenommen."

Der Kaiser blickte heute ungnädiger drein und entließ nach etlichem Hin- und Herreden die Fürsten mit kurzen, barschen Worten — die römischen Ohrenbläser mochten wohl inzwischen ihr möglichstes geleistet haben, ihn noch vollends zu verhetzen. —

Am Abend dieses Tages trafen sich zwei Augsburger Bürger vor dem Tor.

„Wo soll's hinaus, Meister Sebald?"

„Mich verlanget nach frischer Luft, Meister Burkhard. Drinnen in der Stadt ist schwer Atem holen."

„Seid Ihr auch bei der Prozession gewesen?"

„Behüte Gott, ich habe sie nur aus meinem Fenster besehen. Fürwahr, ein kläglich Bild! Wer waren die, so dem Sakrament folgten? Die katholischen Fürsten und ihr Anhang. Von den Augsburgern habe ich nicht hundert gezählt. Was mir aber das Herz beweget hat, das ist der Anblick des Kaisers gewesen, denn wohl niemand andächtiger sein Lichtlein in der Hand getragen und frömmer das entblößte Haupt geneiget hat denn er."

„Wie wird aber der Handel auslaufen, Meister? Ich kann es Euch nicht bergen, daß mir sehr bange ist. Ich besorge, die Evangelischen haben sich durch ihre Weigerung ein neues Loch in die Pauke geschlagen."

„Sie haben recht getan, Meister — so wird sie auch Gott nicht verlassen."

„Redet nicht so laut! Bin ja auch Eurer Meinung, aber man muß auf seiner Hut sein. Dieser päpstliche Legat in seinem feuerroten Rock, der leibhaftige Gottseibeiuns!"

* * *

Heiß brütete die Sonne auf den steilen Dächern Augsburgs, und noch drückendere Schwüle lag auf der Menschen Gemütern. Das Gefühl, daß eine große Entscheidung bevorstehe, machte jedes Herz beklommen.

Am 20. Juni wurde der Reichstag mit einer feierlichen Messe im Dom eröffnet. Die Evangelischen waren zugegen, weigerten aber dem Hochamt die Reverenz und hörten stehend die lateinische Rede an, welche der päpst-

liche Nuntius Vinzentius Pimpinelli hielt, in welcher er, zur bessern Bekämpfung des Türken, auf Einheit des Glaubens drang und den Deutschen eine Grobheit nach der andern sagte, so daß auch die Katholischen die Köpfe schüttelten und die Augenbrauen zusammenzogen.

Nach der Messe begab sich der Kaiser mit den Reichsständen nach dem Rathaus und nahm in dem großen Saal auf dem mit goldenen Tapeten geschmückten Throne Platz, um die einleitenden Förmlichkeiten zu erledigen.

Am Abend desselben Tages saßen die evangelischen Fürsten um den Kurfürsten von Sachsen in dessen Herberge versammelt. Das edle Angesicht des letztern zeigte die Spuren tiefer Erregung, da er anhob: „Wir haben heute vernommen, welchen Lauf die Sachen nehmen werden. In ganz anderm Ton als das kaiserliche Ausschreiben war die Anrede gehalten, so wir aus dem Munde des Kurfürsten von der Pfalz vernommen, da er sich verlauten ließ, das Wormser Edikt sei unter Zustimmung aller Reichsstände erlassen, die Nichtachtung desselben sei also eine Verachtung kaiserlicher Majestät, wie denn auch der Bauernaufruhr und Wiedertäuferunfug darin allein seine Ursach habe. Deutlich höret man aus solcher Rede den Papst heraus, welcher dem Kaiser auf das eifrigste wehret, mit uns in einen Vergleich und Vernehmen zu kommen. So lasset uns nun feststehen und uns durch keine Drohungen noch Schreckworte zur Verleugnung unsres Glaubens bewegen. Wollen auch den Kaiser angehen, daß die Religionssache *zuerst* zur Verhandlung komme.“

Die Anwesenden fielen dem zu und bekräftigten ihre Zustimmung durch Handschlag. —

Etliche Tage später saß Philipp Melanchthon noch in tiefer Nacht an seinem Tisch und schrieb einen Brief an Luther: „Gottlob, nun ist's getan! Ich habe die Artikel des Bekenntnisses säuberlich auf dem Papier, ob auch darüber viel Schweiß ist geflossen und viel Seufzen aufgestiegen. War zuerst meine Meinung, die Schrift als eine Kundgebung der Theologen zu überreichen, doch hat mir unser lieber Kurfürst hart zugesetzet: ‚Ich will meinen Heiland auch mit bekennen‘, und alsbald seinen Namen darunter gesetzt. Welchem Beispiel dann die andern gefolgt sind, als: der Kurprinz Johann Friedrich, der Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzöge Ernst und Franz von Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt, sowie die Reichsstädte Reutlingen und Nürnberg. Die andern vier Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau, welchen als zwinglisch Gesinnten wir die Aufnahme weigern mußten, haben ihr sonder-

liches Glaubensbekenntnis abgefasset. Walt's Gott in Gnaden, daß solch unser Bekenntnis der Feinde Herzen wende und den Frieden bringe!"

* *
*

Es war am Tag Johannis des Täufers, Freitag den 24. Juni. Dichte Volksmassen umstanden das Rathaus, um die zu einer neuen Sitzung sich sammelnden Stände zu empfangen. Es war bekannt geworden, daß heute die Evangelischen ihr Bekenntnis vor Kaiser und Reich verlesen sollten.

So große Befriedigung darüber aber auch in der Bürgerschaft herrschte, so war man doch höchst ungehalten über den Schelmenstreich der Katholiken, welche unter dem Vorgeben, das Wormser Edikt befolgt zu haben und ihrem väterlichen Glauben treu geblieben zu sein, die Ablegung eines Glaubensbekenntnisses ihrerseits nicht für nötig befunden hatten, so daß also nicht mehr die Rede war von einem Ausgleich zwischen zwei feindlichen Parteien, sondern nur die eine Partei als die angeklagte erschien. —

Alle Reichsstände waren schon in dem Rathaussaal beieinander, als sich die Menge abermals nach beiden Seiten teilte: in scharlachrotem Mantel und Hut kam unter einem grünseidenen Baldachin der Vertreter des Papstes, Laurentius Campegius daher. Die vornehmsten Herren lassen immer am längsten auf sich warten.

Mit eiskaltem Schweigen ließ die Menge den Mann an sich vorüberziehen, der auf die „deutschen Bären" mit stolzer Verachtung herniedersah. Die Unglücklichen: so brachten sie sich selbst um die unaussprechliche Wohltat des kardinalischen Segens! — Desto wärmern Empfang hatte der Mann im roten Rock von seiten des Kaisers, welcher mit allen Reichsständen ihm bis zur Treppe entgegenkam.

Der Reichstag wurde nun eröffnet, indem sich der Legat das Wort erbat. In zierlicher Rede fing er an, das Lob des Papstes und des Kaisers zu singen, und fand nimmermehr ein Ende, so daß den Evangelischen die Geduld knapp und das Sitzen beschwerlich ward.

Nachdem der Kurfürst von Mainz dem Redner geantwortet, erhob sich geräuschvoll der Landgraf von Hessen. Ehe er jedoch zu Worte kam, erteilte der Kaiser flugs dem österreichischen Gesandten das Wort zum Vortrag über den Türkenkrieg. Das Gemurmel des Unwillens, welches sich unter den Evangelischen erhob, wurde überhört, und nun gingen zwei volle Stunden über den Beratungen der Kriegsrüstungen hin.

Jetzt war die Geduld der Evangelischen erschöpft. Sie erhoben sich

wie ein Mann, und der Kanzler Brück begehrte in aller Namen, daß ihnen nun endlich Raum gegeben würde.

Da erklärte der Kurfürst Friedrich von der Pfalz mit rauher Stimme: „Der Abend fällt bereits herein, und ist auch nicht not, daß man sich bei dieser Sache lange verweile, da ja die Beschwerde schriftlich abgefasset ist. Ersuche Euch derhalben, Herr Kanzler, Ihr wollet mir das Schriftstück überantworten, so wird Kaiserliche Majestät dasselbe der Notdurft nach erwägen und bedenken."

Unter den Protestanten entstand eine neue Bewegung, und der Landgraf sprang mit zornrotem Gesicht empor, gegen solche nichtswürdige Zumutung entschiedenen Protest einlegend, indem er sich sagte, die Schrift übergeben heiße sie begraben.

Als der Kaiser, durch die Heftigkeit des Landgrafen gereizt, erwiderte, er müsse auf seiner Forderung bestehen, erbat sich der Kanzler noch einmal das Wort und sagte mit größtmöglicher Ruhe und Gemessenheit: „Ew. Majestät hat in viel geringern Händeln niemandem solches geweigert; dieses aber sind Sachen, welche meines gnädigen Herrn Kurfürsten und der übrigen Fürsten Seele und Eid belangen. Hoffe derhalben, daß ihre flehentliche Bitte gewähret werde."

Es entstand eine Pause. Alles hielt den Atem an, die Evangelischen zumal hefteten die Augen mit der äußersten Spannung auf den Kaiser. Verharrte dieser auf seinem Trotz, dann war die ganze, mühsame Arbeit Melanchthons umsonst getan und die Gelegenheit verloren, der Welt frei öffentlich zu sagen, was eigentlich der „Ketzer" Glaube sei, und die letzte Hoffnung auf eine friedliche Vereinbarung sank in Trümmer.

Unsicher sah der Kaiser zu Boden und bemerkte nicht den bösen Blick aus den Augen des päpstlichen Geschäftsträgers, der ihn zur Standhaftigkeit mahnte. Er hob endlich langsam den Kopf und sprach verdrossen: „Es geschehe denn, doch unter dem Beding, daß die Schrift zuvor unserm Rat zur Durchsicht übergeben werde."

Unter den Evangelischen gab es ein allgemeines Aufatmen, und in der Freude über die glückliche Wendung der Dinge waren die meisten bereit, dieses Begehren zu erfüllen; da aber erklärte der scharfblickende Landgraf unumwunden: „Wir können das Schriftstück nicht aus den Händen lassen, es wäre denn vor Kaiserlicher und Königlicher Majestät und den Reichsständen zuvor verlesen worden."

Über des Kaisers Stirn huschte eine Wolke, und ein greller Blitz aus seinen Augen zuckte zu dem kühnen Sprecher hinüber, dann sagte er mit

schneidender Kälte und blecherner Stimme: „Sei denn auch dieses gewähret! Morgen werden wir hören, welches der Glaube derer sei, von welchen so viel Gärung und Aufruhr im Reich ausgegangen.“

Damit gab er das Zeichen zur Beendigung der Sitzung.

Blutrot stieg am folgenden Morgen die Sonne in der schweren Dunstatmosphäre herauf und leckte gierig von den Gräsern den spärlichen Tau, den die Nacht den verschmachtenden gespendet. Ihre Strahlen flimmerten auf den Dächern und glänzten wieder in den Schweißtropfen auf der Menschen Stirnen. In den Werkstätten war es still, als wär's ein Feiertag. Und es war auch ein Feiertag: die hohe Wichtigkeit dessen, was geschehen sollte, ließ niemanden der Arbeit gedenken.

Um die bischöfliche Pfalz sammelte sich in den Nachmittagsstunden eine dichte Masse, und dorthin begaben sich um drei Uhr die Reichsfürsten. Nicht der große Saal des Rathauses sollte heute, wie sonst, den Reichstag sehen, sondern die kleine Kapelle des Bischofsschlosses. So hatte auf Anraten der Römischen Se. Majestät geruht. Fürchtete man die Anwesenheit einer großen Menge? War man angst, daß das Glaubensbekenntnis der „Ketzer“ dem Papste Schaden tun könne? Nun, die Kapelle faßte immerhin zweihundert Menschen, und durch die wegen der Hitze geöffneten Fenster war auch für die draußen gesammelte Menge jedes Wort zu verstehen.

Die Reichsstände nahmen ihre Plätze ein, und nach einem kurzen Eingangswort des Reichserzkanzlers befahl der Kaiser die Vorlesung des evangelischen Bekenntnisses.

Unter atemloser Stille traten die beiden kursächsischen Kanzler Doktor Brück und Doktor Beier langsam und feierlich in die Mitte des Raumes, jener mit dem lateinischen, dieser mit dem deutschen Exemplar.

„Leset das lateinische!“ gebot der Kaiser; Kurfürst Johann aber tat entschiedene Einsprache: „Wir stehen allhier auf deutschem Boden, so hoffen wir, Ew. Majestät werde auch die deutsche Sprache erlauben.“

Ungern fügte sich der Kaiser, der, obwohl er die deutsche Krone trug, doch der deutschen Sprache nur wenig mächtig war; noch grimmiger schaute der päpstliche Legat drein, welcher den Sprecher mit seinem Blick hätte vergiften mögen, und Herzog Georg knurrte seinen Lieblingsfluch: „Das walt' die Sucht!“

Jetzt tat Doktor Beier seinen Mund auf und las mit klarer, auch für die draußen versammelte Menge vernehmlicher Stimme, was Magister

Philipp Melanchthon mit unendlichem Fleiß und Schweiß in achtundzwanzig Artikeln zusammengedrängt hatte. In einundzwanzig Artikeln vernahm man da die eigentlichen Glaubenslehren der Evangelischen, über welche der Streit war, und dann im zweiten Teil sieben Artikel von kirchlichen Mißbräuchen, welche man beseitigt hatte.

Tiefe Stille herrschte in dem Raum, alles hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und mit innerlichster Befriedigung bemerkten die Evangelischen in den Mienen manches Gegners den Ausdruck der Überraschung, als hätten sie solchen Glauben bei den Ketzern nicht gesucht.

In der engen Kapelle herrschte eine drückende Schwüle, welche um so lästiger ward, je länger die Vorlesung dauerte — und sie dauerte nahe an zwei Stunden. Auf seinem Thron saß der Kaiser und lauschte, den Kopf in die Hand gestützt, bis ihm die Ohren müde wurden und die Augen zufielen. In diesem großen Augenblick, wo Gott der Herr zu ihm redete, da schlief der deutsche Kaiser!! — — —

Er erwachte von einem lauten Geräusch: draußen bekräftigte das Volk nach beendeter Vorlesung das Vernommene mit einem weithin schallenden Amen.

Es war ihm seltsam zumut: in dem Herzen fühlte er eine sanfte Regung, und mit huldvollen Worten entließ er die Bekenner, welche ihm herzlichen Dank zollten.

Nachdem der Kaiser mit seinem Gefolge die Kapelle verlassen, ging es unter den noch Zurückbleibenden laut und lebhaft her.

„Da haben sie nun", rief ein Graf von Hohenheim mit krähender Stimme, „eine Schrift eingelegt, auf weiß Papier mit schwarzer Tinte geschrieben. Wären wir der Kaiser, wir wollten antworten mit einer Schrift, mit r o t e r Tinte geschrieben!"

„Herr!" rief einer dem Sprecher ins Gesicht, „wenn Ihr das wollt, müsset Ihr Euch vorsehen, daß Euch die rote Tinte nicht in die Augen spritzet!" Und dabei kam er dem Grafen mit der geballten Faust so nahe vor das Gesicht, als sollte das Spritzen schon beginnen.

Auf der Treppe drängte sich Herzog Wilhelm von Bayern, der hartnäckigsten Widersacher einer, an den Kurfürsten von Sachsen und reichte ihm die Hand. „So hat man uns bis jetzund von dieser Sache und Lehre nicht gesagt." Dann erwischte er den vor ihm gehenden Doktor Eck, Luthers bittersten Feind, am Ärmel und schnob ihn an: „Das dank Euch der Teufel, daß Ihr mir über die neue Lehre solche Lügen und Märlein aufgetischet! Getrauet Ihr Euch dieselbige zu widerlegen?"

Eck war ganz verwirrt und stotterte: „Mit den Kirchenvätern getraue ich's mir wohl, aber nicht mit der Schrift."

Der Herzog verzog finster den Mund. „So höre ich also: die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben!"

In dem Augenblick vernahm man in der Nähe die laut gesprochenen Worte: „Es ist alles, was abgelesen worden, die lautere, unbeugsame Wahrheit."

Es war der gelahrte Bischof Christian von Augsburg, welcher zwischen dem Landgrafen von Hessen und dem Erzbischof von Salzburg dahinging.

Letzterer erfaßte ihn am Arm und sagte ihm ins Ohr: „Auch ich denke jetzt anders über die Ketzer. Aber daß es ein elender Mönch ist, von dem solche Lehre kommt, das ist mir ärgerlich. Wäre es der Papst, so wäre ich der erste, der dazu Amen sagte. Aber diesem barfüßigen Mönch von Wittenberg sollen wir uns beugen? Das ist wider die Ehre der Kirche."

So gingen die Reden hin und her. —

Bis spät in die Nacht hinein saßen in der Herberge des Kurfürsten von Sachsen die Bekenner zusammen und dankten Gott für den errungenen Sieg und stärkten sich die Herzen durch frohe Hoffnungsblicke in die Zukunft. War doch nun ein Herzpunkt gefunden, von welchem aus der Pulsschlag warmen Lebens durch den ganzen Leib gehen konnte; war doch nun ein Panier aufgerichtet, um welches alle sich scharten, die sich eins fühlten im Glauben an das Evangelium.

Nur Melanchthon, der Urheber der Bekenntnisschrift, fehlte. Wo war er? Er saß bei Herzog Heinrich von Braunschweig am Tisch. Der wutschnaubende Verfolger Luthers hatte den Magister Philippus zu Gaste geladen! —

Auf der Koburg aber lag einer auf den Knieen und pries Gott mit lauter Stimme, daß er den Bekennern den Mut gestärkt und den Mund aufgetan habe, dem Papst und dem Kaiser und der ganzen Welt gegenüber von der Wahrheit zu zeugen. Im Ton des Jubels klangen aus seinem Mund die Worte des 119. Psalms: „Ich redete von deinen Zeugnissen vor Königen und ward nicht zuschanden."

Freilich war Luther nicht so vertrauensselig wie Melanchthon, den die freundlichen Äußerungen und Schmeicheleien vieler ehemaligen Gegner schier betäubt hatten. Er sah den Satanas schon wieder die Krallen ausstrecken, um ihm den Sieg aus den Händen zu reißen.

Und in der Tat sollten für die Evangelischen noch schwere Tage kommen. Man versuchte alles, um sie durch Drohungen und Lockungen auf

die Seite des Kaisers herüberzuziehen und sie zur Anerkennung des Wormser Edikts, zur Zurückgabe der Kirchen- und Klostergüter zu nötigen. „Gebt uns zuvor den Leonhard Kaiser, den Heinrich Voes, den Johann Esch, den Heinrich von Zütphen wieder und alle, die ihr unschuldig erwürget, alle Seelen, die ihr mit Lügen verführet, alles Geld und Gut, das ihr geraubt, und alle die Ehre, die ihr Gott mit Lästern gestohlen!“ So rief von der Koburg Luther den Römischen zu und machte die Herzen der Seinen fest zum unverrückten Widerstand.

Der Kaiser beauftragte zwanzig katholische Theologen, darunter Eck und Kochläus, die Schrift der Protestanten ausführlich zu widerlegen. Ehe diese aber mit ihrer Arbeit zustande kamen, gab es für Melanchthon noch viel böse Tage, und Luther bekam auf der Koburg von neuem seine Not, den Freund zu beraten und ihm den Kopf zurechtzurücken, daß er nicht zuletzt noch durch seine Nachgiebigkeit und Unentschlossenheit alles verderbe.

Der erste Entwurf der katholischen Widerlegungsschrift mißfiel dem Kaiser so, daß er sie ganz zerknittert ihren Urhebern zurückgab mit der Weisung, statt der gemeinen Schimpfreden lieber Beweise zu bringen. Erst am 3. August kam das neue Machwerk in öffentlicher Reichstagssitzung zur Verlesung. Es hatte sich des Schimpfens enthalten, war aber ebenfalls elend genug, und viele der katholischen Stände, die Schwäche der Beweisführung erkennend, fühlten sich peinlich bedrückt.

Melanchthon erbat sich eine Abschrift, um das Gesagte widerlegen zu können, wurde aber hart abgewiesen. Der Kaiser erklärte stolz, es sei nicht seine Absicht gewesen, eine Disputation zwischen den beiden Parteien einzuleiten; so forderte er, die Protestanten sollten sich hiermit als widerlegt ansehen und somit unterwerfen.

Am andern Morgen ward dem Kaiser gemeldet: Der Landgraf ist auf und davon!

Karl war verblüfft und fühlte sich tödlich beleidigt: das war nicht nur eine grobe Verletzung des Anstands, das sah auch aus wie eine Kriegserklärung. Aber von Einlenken war keine Rede, vielmehr ließ er die Tore schließen, damit nicht etwa noch ein anderer auf den Einfall des Landgrafen käme, und machte nebenbei noch einen schwachen Versuch, wenigstens einen äußerlichen Frieden herzustellen.

Am 22. September kam es dann zur Bekanntgebung des Reichstagsabschieds, welcher dahin lautete: die Protestanten sollten sich, nachdem ihr Bekenntnis widerlegt und abgelehnt sei, bis zum 15. April des folgenden Jahres bedenken, ob sie sich wegen der noch nicht verglichenen Artikel bis zu

einem künftigen Konzil mit Papst und Kaiser einigen wollten; bis dahin sollten sie in ihren Ländern in Sachen der Religion nichts Neues vornehmen, niemanden zu ihrer Sekte nötigen, keine Bücher evangelischen Inhalts drucken lassen, den Mönchen das Beichtehören und Messelesen gestatten usw. Im Weigerungsfalle werde der Kaiser tun, was seines Amtes sei, und das Kammergericht beauftragen, mit allen Mitteln des Landfriedens bis zur Acht vorzugehen.

Das hieß mit andern Worten, der Reformation den Todesstoß geben.

Mit Entrüstung wiesen die Evangelischen diesen Abschied zurück, und zugleich überreichte der kursächsische Kanzler Brück die von Melanchthon inzwischen fertiggestellte Apologie seiner Bekenntnisschrift, die aber der Kaiser nicht annahm, während er zugleich den Widerstrebenden androhte, er werde in Verbindung mit dem Papst und andern Fürsten die religiöse Irrung im Reich mit Gewalt zu Ende bringen.

Die Evangelischen waren empört, und der Kurfürst von Sachsen verließ mit den Seinen den Saal.

Folgenden Tags erschien derselbe als der letzte in der Sitzung. An seinem Platz vorübergehend, schritt er stracks auf den Kaiser zu, neigte sich vor ihm und sprach: „Ich erscheine vor Ew. Majestät, um Abschied zu nehmen, sintemal diesem Reichstag weiter beizuwohnen doch verlorene Zeit ist.“

Der Kaiser sah ihn betroffen an, und ein Blitz des Zornes schoß aus seinen Augen; doch bezwang er sich und reichte dem Kurfürsten die Hand, indem er mit bewegter Stimme sprach: „Ohm, Ohm, des hätte ich mich zu Eurer Liebden nicht versehen.“

Der Kurfürst gab keine Antwort, aber die Augen wurden ihm feucht. Er wandte sich schnell und verließ mit den Seinen den Saal, um noch an demselben Tage den Augsburger Staub von seinen Füßen zu schütteln, gebeugt durch die zuletzt gemachten traurigen Erfahrungen und doch gehobenen Herzens im Blick auf die Tat des Bekenntnisses, durch welche er und seine Partei gezeigt hatten, daß sie den Mut besäßen, von Christo vor der Welt zu zeugen und nötigenfalls Gut und Blut für ihren Glauben einzusetzen.

Und er hatte die freudige Genugtuung, daß zu den fünf Fürsten auch noch vierzehn mächtige Städte dem Protest gegen den Reichstagsabschied beitraten: Nürnberg, Reutlingen, Kempten, Heilbronn, Windsheim, Weißenburg, Frankfurt, Ulm, Schwäbisch-Hall und Augsburg, die Stadt des Reichstags; dazu die vier oberdeutschen Städte, welche ihr besonderes Bekenntnis eingereicht hatten: Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau. Wo so

viele einmütig zusammenstanden, da hatte es mit des Kaisers Drohung nicht allzuviel auf sich. —

Es war ein freudiges Wiedersehen, als am 4. Oktober Luther auf der Koburg seinen Kurfürsten, den tapfern Bekenner, und seine Freunde begrüßte. Sie ihrerseits hätten den Doktor Martinus kaum wieder erkannt: der große Bart, den er sich abermals hatte wachsen lassen, hatte sein Gesicht ganz verändert. Auch waren sie befriedigt über sein gesundes Aussehen, sowie über seinen fröhlichen Sinn. Er selbst aber sagte halb im Scherz, halb im Ernst: „Ich werde nun alt, das fühle ich, hoffe auch, daß meines Lebens Ende nahe sei. Die Welt hasset mich und kann mich nicht ertragen; mir wiederum ist die Welt ein Ekel und Abscheu, darum möge der beste und getreue Hirt meine Seele zu sich nehmen."

„Nicht also", fiel der Kurfürst ein. „Ich bitte den Herrn, daß er Euer Gebet nicht erhöre, sondern Euch noch gar lange in diesem Leben belasse, denn Ihr der Welt noch gar not seid." —

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Heim!

„Weißt du, was der Bote, der vorhin gekommen, in seiner Tasche getragen?" fragte Sibylla, die Magd, den Wolfgang.

„Es hat mir's niemand verraten", versetzte der Angeredete.

„Fünfzig Goldgülden!" sagte Sibylla vertraulich.

„Ei, von wem?"

„Dieses weiß ich nicht zu sagen. Der Geber hat's heimlich getan."

„Nun, es ist einerlei! Da siehet man wieder einmal, daß das Schriftwort wahr sei: Alle Dinge müssen uns zum besten dienen. Wie war ich erst so unmutig, da der Herr Doktor die Heimkehr also verzog! Nun ist es gut, daß er noch fern ist, denn wäre er hier, die fünfzig Goldgülden hätten wohl auf der Schwelle wieder müssen umkehren. Er ist ja nun einmal so, und ist in diesem Stück nichts mehr an ihm zu bessern. Wir aber wollen die fünfzig Goldgülden willkommen heißen, denn wir können sie gar wohl gebrauchen. Wundere mich oft im stillen, wie die Frau Doktorin durchkommt. Alle Tage

ein Dutzend und darüber am Tisch ohne die Kinder und Kostgänger, und dann gar eine Kurfürstin im Haus — was frommet da die größte Sparsamkeit?"

„Hast recht, Wolf", fiel die Sibylla kopfnickend ein. „'s ist mir auch oft wie ein Wunder Gottes. Aber 's wär' auch nicht recht vom lieben Gott, wenn er unsern Herrn Doktor im Stich ließe und ihm das tägliche Brot versagte. Er hat's um ihn reichlich verdient, und ich denke, eine Liebe ist der andern wert." —

Der Wolfgang hatte nicht übertrieben, da er von einem Dutzend regelmäßiger täglicher Tischgäste redete. Da waren außer der Muhme Lene noch zwei Nichten Luthers, Töchter seiner verstorbenen Schwester, Namens Else und Lene Kaufmann, deren Bruder Cyriakus, gegenwärtig mit dem Doktor auf der Koburg, ebenfalls schon längere Zeit in seinem Hause weilte. Da war ferner ein Sohn von Jakob Luther, Namens Martin, und Hans Polner, der Sohn einer andern Schwester Luthers, beide ebenso wie der Cyriak studierenshalber in Wittenberg aufhältlich. Da waren ferner die Gebrüder Hieronymus und Peter Weller, welche der Doktor Martinus teils seiner Frau als männlichen Schutz, teils seinem Söhnlein als Lehrer zurückgelassen hatte.

Zu diesen allen aber kam noch ein ganz seltsamer Gast, eine hohe, vornehme Frau, welche schutzsuchend in das Haus gekommen war, das schon so vielen Bedrängten und Verfolgten eine Zuflucht geboten hatte: die Kurfürstin Elisabet von Brandenburg. In deren Herzen hatte das von Wittenberg ausgehende Licht einen hellen Schein gegeben, und sie hatte heimlich das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen. Zum Lohn oder zur Strafe dafür war sie von ihrem mit zäher Verblendung an dem römischen Aberglauben hängenbleibenden Gemahl wie eine Gefangene in ihrem Haus gehalten worden, aus demselben jedoch, um der gefürchteten Einmauerung zu entgehen, zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten Johann von Sachsen geflüchtet, welcher ihr sein Schloß Lichtenburg unweit Wittenberg zum Wohnsitz angewiesen hatte.

Aus der Verlassenheit dieses Schlosses nun war die hohe Frau öfter nach Wittenberg herübergekommen, um mit Luther persönlichen Umgang zu pflegen, und zuletzt zu längerem Aufenthalt in sein Haus übergesiedelt. Über dem, was ihr hier für Herz und Gemüt geboten ward, hatte sie ihren Stand gar bald vergessen und sich in das bescheidene Hauswesen schnell eingelebt, sonderlich mit der Muhme Lene in der Pflege und Erziehung der Kinder wetteifernd und auch sonst der Frau Katharina hilfreich zur Hand gehend, so

daß diese oftmals peinlich berührt der hohen Frau wehren mußte, ohne jedoch mit ihren Mahnungen durchzudringen. —

Außer den Genannten verkehrten aber noch manche andere in Luthers Hause, welches dadurch einem Taubenschlage glich: Frau Katharina hatte jahraus, jahrein eine Anzahl Studenten am Tisch, welche teils ein mäßiges Kostgeld entrichteten, teils unentgeltlich mit durchliefen.

Es war nun ein halbes Jahr, daß Luther von seinem Hause abwesend gewesen. So war die Sehnsucht nach ihm groß und um so größer, je öfter er in den letzten Wochen seine Heimkehr verheißen hatte, ohne jemals Wort zu halten.

Der Wolfgang ließ auch diesmal wieder Zweifel laut werden, mußte aber schweigen, als von Torgau Botschaft kam, Se. Kurfürstliche Gnaden seien mit dem ganzen Gefolge zurück.

Es war am Donnerstag abend, den 13. Oktober, die Leute hatten schon Licht angesteckt, als zum Elstertore ein Gefährt hereinrumpelte, welches in den Hof des Lutherhauses einlenkte. In demselben saßen Melanchthon, Jonas und Luther.

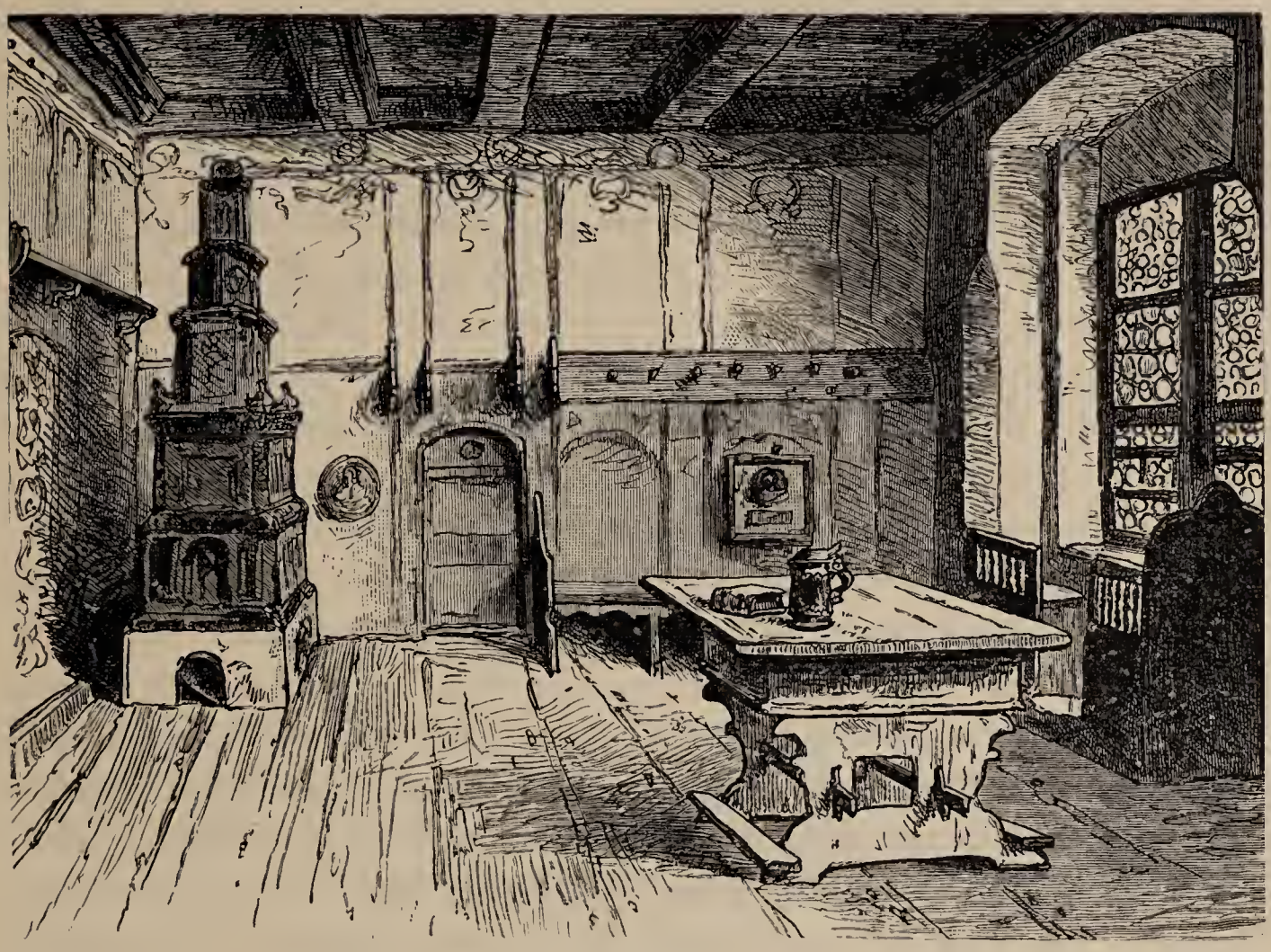
Die beiden ersten begrüßten kurz die vor der Tür gesammelte Hausgenossenschaft und eilten dann weiter zu den Ihrigen, während Luther sich mit den Seinen die steinerne Wendelstiege hinauf in das behaglich erwärmte Wohngemach begab.

Da hatten sie ihn nun wieder, den Gatten, den Vater, den Ohm, den Hausherrn, den Freund, und es machte ihm Not, alle die Fragen zu beantworten, die von allen Seiten auf ihn einstürmten.

Er fragte nach den Kindern. Man hatte sie schon zu Bette gebracht, mußte sie aber herbeibringen, und dem Vater traten die hellen Tränen in die Augen, wie er sie vor sich hatte: das Hänschen war um ein gut Stück größer und stärker geworden und das Lenchen, welches ihm vor schier anderthalb Jahren geboren war, gleichfalls so weit gediehen, daß es ihm entgegengelaufen kam und sogar schon ein Sprüchlein aufsagen konnte.

Er hob das Kind empor und herzte es, dann hielt er es um Armeslänge von sich ab und studierte die Gesichtszüge, als wollte er sehen, ob sie der verstorbenen Elisabet gleiche, für welche als Ersatz er sie aus Gottes Schöpferhand hingenommen hatte; dann sagte er: „Die Maler pflegen sonst das Angesicht der Menschen lieblicher aufs Papier zu malen, als es wirklich ist; hier aber hat es der liebe Lukas nicht also gehalten, denn die Wirklichkeit

feiner und zarter ist als das Gemälde, so ihr mir in meine Einsamkeit gesendet; und ob ich mich auch desselbigen baß erfreuet und es täglich mit großer Lust angeschauet, so ist doch jetzt meine Wonne viel tausendmal größer, da ich das lebendige Kindlein auf meinen Armen habe. Ach du herzliebes Lenichen, was ist dein Vater ein glückseliger Mann! Mögen die papistischen Theologen immerhin den in die Ehe getretenen Mönch verlästern, ich lache ihres Unglimpfs, denn ich bin reicher denn sie: meine zwei Kinder sind zwei



Luthers Wohnstube im Augustinerkloster zu Wittenberg.

Königreiche, die ich erblicher habe denn Ferdinandus Ungarn und das römische Königreich."

Während nun der Vater das liebe, zarte Töchterlein von neuem herzte, zupfte der Hans, dem das offenbar zu lange währte, ihm am Rock und fragte: „Lieber Vater, hast du mir auch den schönen Jahrmarkt mitgebracht, davon du geschrieben?"

Alles mußte lachen, der Vater aber legte dem Söhnlein die Hand auf die gelben Locken und sprach: „Sei getrost, mein Hänsichen: was ich dir verheißen, wird dir werden. Harre nur bis morgen!"

Da er nun des Knaben helles Aufjauchzen hörte und das sehnsuchts-

volle Brennen der Augen sah, sprach er, zu den Umstehenden gewendet: „Sehet da, ihr Lieben, ein lebendiges Konterfei zu den Worten des Apostels Römer am zwölften: Seid fröhlich in Hoffnung. Ach daß wir dem jüngsten Tag so fröhlich in Hoffnung entgegenschauen könnten!“

Nun nahm die Muhme Lene die Kinder in Verwahrung, um Raum zu machen zu der Abendmahlzeit, welche die Mägde eilfertig herbeigetragen. Auch die Frau Kurfürstin erschien jetzt, von einem Ausgang heimkehrend, und wieder gab es herzliche Begrüßung.

Nachdem das Tischgebet gesprochen, ließ Luther seine Augen lächelnd über die Speisen gehen und sagte: „Welch eine Wandlung ist doch mit mir geschehen! Droben auf der Koburg war ich ein Fürst, nun bin ich wiederum ein armer Schelm! Und doch tauschet der arme Schelm nicht mit dem Fürsten. Gelobet sei Gott, daß ich wieder in meiner Hütte bin und esse, was mir meine Käthe gesotten, und trinke, was sie mir gebrauet! Schönen Dank, Herr Schloßhauptmann, für Euren Wildbraten und Malvasier, aber die Schleien, so mir meine Käthe aus dem eignen Teich gefischt, und das Bier, so sie mit eigner Hand gebraut, geht mir doch noch süßer ein. — Brauchst nicht zu erröten“, wandte er sich an Frau Katharina, „als wäre dir ein Schimpf widerfahren. Sollst auch nicht wähnen, dein Eheherr habe in dem langen Müßiggang losen Scherz gelernt und wäre ein Schalk geworden. Nein, was ich sage, das sage ich im Ernst und zu deinen Ehren. Gelobet sei der Herr, daß er mich in den heiligen Ehestand hineingetrieben, da ich Narr mich erst lange gesperret! Die höchste Gabe und Gnade Gottes ist, ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit dem man friedlich lebet, dem man darf all sein Gut und was man hat, ja sein Leib und Leben vertrauen. Die Welt hat nach Gottes Wort keinen lieblicheren und freundlicheren Schatz auf Erden denn den heiligen Ehestand, welchen er selbst gestiftet, erhält und vor allen Ständen gezieret und gesegnet hat, daraus nicht allein alle Kaiser, Könige und alle Heiligen, sondern auch der ewige Sohn Gottes, doch auf eine andere Weise, geboren ist. Darum wer dem Ehestand zuwider ist und redet übel davon, der ist gewißlich vom Teufel.“

Dabei sah der Doktor sein Weib mit herzlichem Blick an und drückte ihr warm die Hand.

Nun aber mußte er erzählen, und obwohl er es am Briefschreiben nicht hatte fehlen lassen, gab es doch noch vieles zu berichten, so daß die Mitternacht herankam. Da aber machte die Natur ihre Rechte geltend, indem dem wegmüden Mann die Augenlider schwer wurden. Der Wolfgang mußte ihm die

Laute bringen. Er griff einige Akkorde, dann stimmte die Hausgemeinde den Abendsegen an und begab sich darauf zur Ruhe.

Am andern Morgen erschienen drei Stadtknechte auf dem Klosterhof und brachten ein Fäßlein Frankenwein, ein Fäßlein Rheinwein und ein Stübchen Malvasier als Verehrung des Rats für den Herrn Doktor Luther.

Auf Sibylle schien das Geschenk großen Eindruck zu machen, denn sie sah die Fässer lange an und tat dann auch eine entsprechende Äußerung. Damit kam sie aber bei dem Wolfgang übel an. „Was?“ rief er in Hitze, „du preisest die Gabe auch noch? Es ist ein Dreck für das, was der Herr Doktor bis anher getan, da er das Amt eines Predigers an der Stadtkirche ohne Entgelt versiehet. Wäre ich der Bürgermeister von Wittenberg, ich würde dem größten Bürger der Stadt ganz anders lohnen!“

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Schwertgerassel und Friedensgeläut.

„Es hilft Euch nichts, Herr Doktor, Ihr müsset Euch geben. Ich achte Eure Meinung von der Sache, zumal von Eurem theologischen Standpunkt aus, aber Ihr möget sie nicht halten; und wolltet Ihr hartnäckig darauf verharren, so würdet Ihr das Evangelium in die größte Gefahr bringen.“

Es war Herr Hieronymus Schurf, der Jurist, welcher an einem Dezembertag des Jahres 1530 diese Worte an Luther richtete, da er mit demselben vor dem Stadttor zusammengetroffen war.

„Was ist der Reichstagsabschied von Augsburg anders denn eine Kriegserklärung?“ fuhr er fort, als ihm Luther nicht gleich Antwort gab. „Ist es nicht den evangelischen Ständen zum Verbrechen gemacht, ihres Glaubens weiter zu leben, und dem Reichskammergericht der Auftrag gegeben, den Unbotmäßigen den Prozeß zu machen? Welchen Ausgang aber diese Prozesse nehmen werden, das kann nicht zweifelhaft sein, wenn man die Männer ansiehet, die im Reichsgericht sitzen.“

„So predigt Ihr also offenen Aufruhr wider den Kaiser?“ fragte Luther scheu und mit zusammengezogenen Brauen.

„Nicht also", war die Antwort. „Wollen doch die Fürsten, so in Schmalkalden zusammengekommen, nicht mit den Waffen streiten, sondern mit dem Recht."

„Mit dem Recht?" fragte Luther schnell. „Wenn nun aber der Kaiser über einen vom Reichskammergericht Verurteilten die Acht spricht, was dann? Will man sich unterfangen, dem Kaiser mit dem Schwert zu widerstehen? Nimmer wird unser Kurfürst zu solcher Sünde die Hand bieten."

Schurf schüttelte den Kopf. „Ich weiß wohl, Herr Doktor, daß der Kurfürst bis anher mit Euch einerlei Meinung gewesen, daß es ein Frevel sei, dem Kaiser mit Waffengewalt zu widerstehen. Doch hat er sich durch uns, als die des Rechtes Kundigen, eines andern belehren lassen. Darin bin ich mit Euch eins, Herr Doktor, daß der Widerstand gegen die gottgesetzte Obrigkeit ein Frevel sei. Aber — ist denn der Kaiser für sich allein die gottgesetzte Obrigkeit der Deutschen? Seit wann wäre er denn Alleinherrscher, der alles nach seinem Willen und Gutdünken zu regieren hätte? Siehe, der Kaiser zusammen mit den Ständen auf dem Reichstag vereinet, das ist das Regiment des Reichs. Und nun zumal in Sachen des Glaubens ist der Kaiser nichts denn eine Privatperson und hat, solange die Appellation der protestierenden Stände an ein Konzil zu Recht bestehet, hier gar keine Befugnis zu richten und zu strafen. Hat doch der Reichstagsabschied selbst ein Konzil verheißen, so muß also der Kaiser bis dahin der Sache freien Lauf lassen. Täte er's aber dennoch nicht, so dürfte es ihn nicht befremden, wenn man ihn mit gezücktem Schwert ermahnte, den Weg des Unrechts zu verlassen und seine Pflicht zu begreifen."

Luther hatte dieser Auseinandersetzung mit größter Aufmerksamkeit gelauscht und sagte, nachdem er eine Weile still für sich gesonnen: „Eure Worte gehen mir so glatt ein, lieber Schurf, daß ich Euch schier beifallen möchte. Nur will es mir bedenklich erscheinen, daß nach Eurer Meinung die evangelischen Fürsten nicht allein wider das kaiserliche Gericht, sondern auch wider das kaiserliche Kriegsheer zusammenstehen wollen."

„Aber doch nicht", fiel Schurf lebhaft ein, „um den Kaiser oder irgend einen katholischen Fürsten herauszufordern und anzugreifen, sondern nur, um sich im Fall eines erlittenen Angriffs zu verteidigen."

Luther schien durch diese Bemerkung beruhigt und verabschiedete sich von dem Freunde, um der Sache weiter nachzudenken. „Die Juristen müssen es ja besser wissen als die Theologen", sagte er vor sich hin. „Ein Theologus soll nur einen jeglichen ermahnen, daß er sein Amt im Glauben tue und

fleißig ausrichte. Also lehret ein Theologus auch von weltlichen Händeln nur insgemein, daß er zum Exempel sagt: Du sollst nicht stehlen. Die Juristen aber lehren danach, w i e Dieberei geschehe und was Diebstahl sei. Also lehre ich insgemein in dieser Frage vom Kaiser auch, daß man geschriebenen Rechten folgen solle. Welches aber diese Rechte seien, das weiß ich nicht, denn solches ist nicht meines Amts. Habe ich nun bis anher jeglichen Aufruhr wider die rechtmäßige Obrigkeit mit harten Worten verdammet, so nehme ich davon nichts zurück; wenn aber der Kaiser für sich allein die Obrigkeit nicht ist, so ist auch, im Fall derselbe einen ungerechten Angriff macht, der Widerstand kein Unrecht."

Nachdem so Luther die in ihm wogenden Zweifel gedämpft und mit sich selbst ins Reine gekommen war, begab er sich nach der Stadt zurück, um seine Gedanken sogleich zu Papier zu bringen und demnächst zu veröffentlichen. —

Zu Schmalkalden, einem hessischen, der kursächsischen Grenze nahe gelegenen Städtlein, waren in der Tat die evangelischen Fürsten versammelt, um für den Fall, daß mit dem Augsburger Reichstagsabschied Ernst gemacht würde, über die zu ergreifenden Maßregeln schlüssig zu werden. Nach zehntägiger Verhandlung fanden sie sich zu dem Beschluß zusammen: falls einer von ihnen vom Reichskammergericht belanget würde, so wollten sie alle für einen stehen und dem Angegriffenen Beistand tun. Diese Bundesurkunde wurde unterzeichnet von dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, den Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, dem Markgraf Georg von Bandenburg und den Städten Bremen und Magdeburg.

Auf den Kaiser und die katholischen Fürsten machte der Ernst, mit welchem die Evangelischen jetzt auftraten, einen verblüffenden Eindruck, welcher sich noch steigerte, als im folgenden Jahre auch die oberdeutschen Städte dem Bunde zutraten. Nachdem nämlich am 11. Oktober 1531 Zwingli in der Schlacht bei Kappel gefallen und damit sein toller Plan eines großen Bündnisses wider den Kaiser Karl zusammengebrochen war, kamen jene Städte von selbst und baten um Aufnahme in den schmalkaldischen Bund, der nun, vom Bodensee bis zu der Ostsee reichend, eine Macht repräsentierte, vor welcher der Kaiser wohl oder übel Respekt bekommen mußte, um so mehr, als der Bund auch mit auswärtigen Herrschern, wie mit Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England, Friedrich I. von Dänemark Verbindungen anknüpfte und sogar mit den streng katholischen Herzögen von Bayern sich ins Vernehmen setzte. Die Folge war, daß der Kaiser den Herren vom Reichs-

kammergericht die Weisung zugehen ließ, sie möchten ja recht behutsam sein und ihm keine Verlegenheiten bereiten.

Wie hatte sich doch jetzt das Blatt gewendet und der Spieß herumgekehrt!

* *
*

An einem heißen Augusttag des Jahres 1531 erging sich der Kurfürst Johann mit seiner Familie im Schatten des Waldes, welcher an das Lustschloß Lochau stieß.

„Wie ist's allhier so still und friedlich!" äußerte er gegen seine Umgebung. „Wie sanft rauschet es in den Blättern, wie sorglos wiegen sich die Vöglein im Gezweig, als wäre tiefer Friede in der Welt. Ach, ich sehnte mich wohl auch danach, daß ich könnte still und sonder Anfechtung sitzen, denn ich bin des Lebens müde und habe Lust abzuscheiden. Aber siehe, man vergönnet dem Greis keinen stillen Feierabend, bis auf das letzte soll er den Harnisch tragen und im Sattel sitzen."

„Haben Ew. Liebden neue Sorge?" fragte die Kurprinzessin Sibylla. „Ich meinte, es wäre alles still im Reich? Sagten Ew. Liebden nicht selbst, daß der Kaiser über den Bund von Schmalkalden erschrocken sei, da er solchen Mut des Widerstands nicht vermutet? Wo er aber dennoch wieder böse Anschläge wider das Evangelium hätte, sind ihm nicht durch den Türken die Hände gebunden?"

„Wohl ist das alles wahr, was Ihr sagt, herzliebste Tochter", versetzte der Kurfürst, „trotzdem hoffe ich von der Zukunft nichts Gutes. Wer mag des Kaisers verschlossenen Sinn ergründen!"

„Was ist das für eine Staubwolke dort?" rief in diesem Augenblick der Kurprinz, welcher ein wenig abseits gegangen war und von einer Waldlichtung aus die Landstraße übersehen konnte. „Jetzt erkenne ich", fuhr er nach einer Minute fort, „zwei Reiter — — —. Siehe da, es sind die Grafen von Nassau und Nuenar, des Kaisers Minister!"

Ehe noch der Kurfürst heranwar, trabten die Reiter in den Schloßhof ein und warteten in der Halle, bis der Fürst sich ihnen zeigte.

„Gar sauern Ritt haben wir in Kaisers Namen getan", fing der Graf von Nassau nach kurzer, förmlicher Begrüßung an. „So wollen Kurfürstliche Gnaden das Ihre tun, daß solche Mühsal nicht vergeblich sei!"

„Was ist es, das Kaiserliche Majestät von mir heischet?" fragte Johann zögernd.

„Den Frieden!“ verſetzte der Graf nachdrucksvoll.

Des Kurfürſten Augen glänzten in freudiger Überraſchung auf. „So ſeid mir willkommen, ihr Herren! Wie lieblich ſind die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen! Siehe, auch mich verlanget herzlich danach. So will alſo der Kaiſer dem Evangelio Luft und Licht gönnen und zurücknehmen, was man zu Augsburg Feindſeliges beſchloſſen?“

Da der Graf von Naſſau mit der Antwort zögerte, nahm Ruenar das Wort: „Auf einem neuen Reichstag will der Kaiſer mit den Ständen um den Frieden handeln, daß die beiden feindlichen Teile zur Eintracht kommen und die unſelige Spaltung im Reich ein Ende nehme.“

Der Kurfürſt trat enttäuſcht einen Schritt zurück. „So alſo iſt's gemeint? Von neuem ſollen wir den Kopf herhalten, daß wir einen Schlag darauf bekommen? Von neuem ſollen wir uns mühen, Feuer und Waſſer zu einen? Solch Anſuchen, ihr Herren, mag uns nicht gefallen, denn wir ſchon zum voraus wiſſen, wie es auf dem Reichstag gehen wird; zu oft ſchon ſind wir betrogen und genarret worden. Saget derhalben Sr. Majeſtät, ich wolle von keinem Frieden wiſſen, es ſei denn, daß dem Evangelio gleiches Recht werde mit der römiſchen Kirche.“

Die Geſandten ſuchten den Kurfürſten zu bedeuten, der neue Reichstag brauche doch nicht notwendig dem Augsburger zu gleichen und werde es auch ſicher nicht, aber der Kurfürſt blieb ſpröde: er hatte von dem Kaiſer ſchon zu viele Täuſchungen erlebt. Und ſo mußten die Geſandten unverrichteterſache abreiſen. —

Ein Vierteljahr ſpäter ſaß an einem regneriſchen Novembertag Kurfürſt Johann in ſeinem Stuhl. Er war in der letzten Zeit recht hinfällig geworden: ein Fußleiden hatte ihm viel von ſeiner Leibeskraft verzehrt. Auf dem edlen Greiſenantlitz lag unendliche Traurigkeit. Der Fuß tat ihm weh, aber größern Schmerz verurſachte ihm die Erinnerung an das, was aus der Schweiz gemeldet worden war: daß Zwingli in der Schlacht gefallen ſei und die Päpſtlichen über dieſen Tod als über ein Gottesgericht frohlockten, den Tag weisſagend, wo auch über den Luther die Rache kommen werde. Sollten ſie recht haben? Sollte das Unglück der Schweizer ein Vorzeichen des Schickſals ſein, welches das Evangelium in Deutſchland haben würde? Luther war in der letzten Zeit wieder einmal recht ſchwer erkrankt, und der Arzt befürchtete einen Schlagfluß; — wenn dieſe Befürchtung einträfe?!

Dieſe Sorge war es, welche den Kurfürſten drückte. Er ſtand am Ende ſeiner irdiſchen Wallfahrt. Für das Wort Gottes ſeine ganze Kraft einzuſetzen, das war, zumal ſeit ſeiner Thronbeſteigung, die Aufgabe ſeines

Lebens gewesen. Sollte er aus der Welt gehen mit dem Blick auf ein gescheitertes Lebenswerk, mit dem zerschmetternden Bewußtsein: Du hast umsonst gelitten und gestritten?

Von den Fensterscheiben lief der Regen, und auch von den Wangen des Greises perlten langsame Tropfen. —

Aus seinen trüben Sinnen wurde er geweckt durch den Kurprinzen, welcher in der heftigsten Gemütsbewegung eintrat. „Böse Kunde kommt vom Kaiser Karl und König Ferdinand!“ stieß er hastig hervor. „Sie wollen alles aufbieten, daß dem Evangelio in Deutschland dasselbe Schicksal werde wie in der Schweiz. Gesandte reiten zum Sultan Suleiman, die sollen unter allen Bedingungen Frieden erwirken, damit in Deutschland der Schlag fallen könne.“

Des Kurfürsten Antlitz hatte sich jäh gewandelt. Gewaltsam riß er die Decke, mit welcher der kranke Fuß verhüllt war, ab und sprang empor. Die große Erregung des Gemüts ließ ihn alles körperliche Weh vergessen; hoch aufgerichtet stand er da, und Jugendfeuer glühte in den Augen, da er rief: „Da sei Gott vor! Solange ich diesen Arm noch heben kann, soll er erhoben bleiben für die Sache des Herrn! Ach! ich wünschte von Herzen, in Frieden heimgehen zu können; soll's aber nicht sein, so will ich auf dem Felde sterben mit dem Schwert in der Hand! Du aber, mein Sohn, folge mir nach, und wenn ich nicht mehr bin, so führe du des Herrn Kriege!“

* * *

Im Schloß zu Brüssel saß in einer Mainacht des Jahres 1532 Kaiser Karl V. mit seinem Minister, dem Grafen von Nassau, welcher eben erst aus Deutschland zurück war.

„Üble Zeitung bringe ich vom Reichstag“, fing der letztere an. „Wie haben sich die Dinge doch gewandelt! Nicht als die Gedemütigten und Bittenden gebärden sich die Ketzer, sondern als die Hoffärtigen und Fordernden. Sonderlich tut Kursachsen den Mund weit auf.“

„Wie?“ rief der Kaiser dazwischen. „Ich vernahm doch, Kurfürst Johann liege krank danieder und werde wohl nicht wieder aufkommen?“

„Wohl“, erwiderte der Graf, „aber was mag uns solches frommen? In den Fußtapfen des Vaters wandelt der Sohn und überbietet ihn noch an Trotz. Er ist's, der auf dem Reichstag die loseste Zunge hat.“

Des Kaisers Mund verzog sich in bitterm Hohn, und die auf dem Tisch liegende Hand ballte sich zusammen. „Ha, noch trägt er den Kurhut nicht!

Wahre dich, Johann Friedrich! Auch deiner Ehe mit Sibylla von Cleve mangelt noch die kaiserliche Bestätigung! — Aber saget mir, Graf, wie mag mein Bruder Ferdinand solchem Übermut und Frechheit der Ketzer Raum geben?"

Der Graf zuckte betreten die Achseln. „Die Not, Majestät, bindet ihm die Hände. Durch einen Verräter ist den Ketzern bekannt geworden, was der Großtürke auf unsre Friedens-Anerbietungen geantwortet."

Der Kaiser beugte mit dem Ausdruck äußerster Spannung den Oberkörper vor. Noch hatte er in dieser Sache keinen Bescheid erhalten und mit Ungeduld des Boten gewartet, der ihm den Friedensabschluß mit dem Sultan melden sollte. „Was werde ich hören müssen?" fragte er atemlos.

Der Graf ließ die Hände am Leibe niederfallen und sagte dumpf: „Suleiman hat alles schnöde abgewiesen und wälzet sich mit einem gewaltigen Heere heran — man spricht von 250 000 Mann. Er kommt mit der Gewißheit des Siegs, denn man will wissen, daß er sich eine eigne prächtige Krone habe schmieden lassen, die er tragen wolle als ‚Kalif von Deutschland'."

Der Kaiser schnellte empor und maß mit stürmischen Schritten das Gemach. „O Schmach, o Schande! Immer schwerer lastet mir die deutsche Krone auf dem Haupt! Wehe dir, Luther, unseliger Mann, du bist es, der mir diese Last bereitet! — O, ich meinte jetzt am Ziel zu sein, ich glaubte, der Luther sollte dem Zwingli folgen und Deutschland das Schicksal der Schweiz teilen; ich hoffte, es sollte Friede werden in den deutschen Landen — — —"

„Ja, Friede soll's auch werden", fiel der Graf bitter ein, „das ist der Ketzer trutziges Begehren. Frieden wollen sie haben in Sachen der Religion, ungestört wollen sie ihrem Irrglauben leben, das Reichskammergericht soll alle wider sie erhobenen Prozesse niederschlagen bis auf ein freies, gemeines Konzil, und — — —"

„Haltet ein!" gebot der Kaiser hart, indem er sich wieder in den Sessel warf. „Wisset Ihr n o ch mehr zu sagen? — Dahin ist es gekommen? O, wie ein Hohn klingt es mir, wenn man mich anredet: ‚Allmächtiger Herrscher!' Von Osten schleicht das große Raubtier heran, von Westen dräuet König Franz, und im eignen Land erhebt die Ketzerbrut die Rebellenfaust wider ihren Kaiser! O, wie ohnmächtig ist der ‚Allmächtige'! — Ihr müsset zurück zum Reichstag, Graf, und unsern Bruder stützen, daß er rette, was noch zu retten ist."

„Majestät wollen also von einem Frieden mit den Ketzern nichts

wissen?“ fragte der Graf bitter lächelnd. „O, wie stark ist denn das Heer, welches wir alsdann dem Türken entgegenstellen mögen?“

Der Kaiser stierte den Grafen mit verglasten Augen an, seine Nasenflügel bebten, seine Lippen erblaßten. „Schweiget still!“ donnerte er seinen Diener an. „Unerträglich ist mir Euer Anblick, und wie bitterer Hohn klingen mir Eure Worte. Seid Ihr gekommen, mich zu martern? — Gehet, gehet und saget dem König Ferdinand, er solle tun, was das beste ist!“

Der Gesandte ging und überließ den allmächtigen Kaiser sich selbst und seiner ohnmächtigen Ratlosigkeit. —

Näher und näher wälzten sich die türkischen Mordbrennerscharen der deutschen Grenze, das ganze Reich zitterte und bebte. In Angst und Schrecken saßen zu Nürnberg die Reichsstände beieinander und verhandelten. Da zeitigte die Not eine Frucht, welche, ob sie auch eben nur die Notreife hatte, doch von den Evangelischen dankbar hingenommen ward als Angeld auf weitern bessern Segen. Der Reichstagsabschied lautete dahin: bis zum nächsten Konzil solle Friede sein zwischen den katholischen und evangelischen Ständen und alle in Sachen der Religion schwebenden Prozesse eingestellt werden. Der Kaiser wolle den Papst nötigen, ein solch gemeines, freies, christliches Konzil binnen Jahresfrist zu berufen, im Fall der Weigerung aber den kirchlichen Zwiespalt auf einem Reichstag endgültig beilegen. —

Der Türke wälzte sich heran. Er wußte von dem religiösen Hader im deutschen Reich recht gut und hatte darauf seine Hoffnung gebaut. Nun wollte er seinen Augen nicht trauen, als ihm ein mächtiges, wohlgerüstetes Heer entgegenrückte, und spie Feuer und Flammen, als ihm dieses einige deutsche Heer auf den ersten Schlag einen Teil seiner Armee vernichtete. Um sich fernere Demütigungen zu ersparen, blieb ihm nichts übrig, als wieder umzukehren und die Kalifenkrone von Deutschland in die Kommode zu tun.

Im Kreise seiner Familie saß Kurfürst Johann von Sachsen. Mit Tränen in den Augen las er den 46. Psalm, dann hob er seine Augen auf gen Himmel und sprach mit feierlicher Inbrunst: „Du großer Gott, ich danke dir von Grund meines Herzens, daß deine Barmherzigkeit mich diesen Tag noch hat sehen lassen. Mich hat herzlich verlanget, im Frieden von hinnen zu scheiden, und siehe, nun ist es Friede geworden! Gelobet sei dein heiliger Name immer und ewiglich! Amen.“

In dem Augenblick ward auf dem Schloßhof das Geräusch eines heranrollenden Wagens hörbar.

„Der Doktor Luther kommt!“ rief mit freudigem Aufjauchzen die Kurprinzessin, welche an das Fenster geeilt war.

Trotz des heftig schmerzenden Fußes erhob sich der Kurfürst und ging dem teuren Mann bis zur Treppe entgegen. Da fielen sich die beiden in die Arme und hielten sich lange umfangen, bis Luther den Mund auftat und sprach: „Ich bin gekommen, daß ich mich freue mit dem Fröhlichen. Die Glocken läuten durch das Land: 's ist Friede! Das ist vom Herrn geschehen, ein Wunder vor unsern Augen. Das hat der getan, dem alles dienen muß, auch der Türke. Kommt, laßt uns danken und anbeten den, der seinem Evangelio zum Sieg geholfen!“

Fünftes Buch.

Lebensabend.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Trauer und Trost.

An das Tor des Lutherhofes tat es in sehr früher Morgenstunde eilige Schläge. Diese mußten aber oft wiederholt werden, denn der Wolfgang, welcher der Türen zu hüten und sein Losament in der Nähe des äußern Tores hatte, war ein verschlafener Gesell und schwer aus den Federn zu bringen.

Er war nicht in der besten Laune, als er endlich halb angekleidet über den Hof hinkte und von innen fragte, was es gäbe. Die Antwort, welche er empfing, rüttelte ihn aber jäh aus seiner Schlaftrunkenheit, daß er in Hast nach dem Hause lief und seinen Herrn weckte: „Herr Doktor, Herr Doktor, Botschaft aus Schweinitz! Se. Kurfürstliche Gnaden begehren Euer in der Stunde des Todes!“

Bis aufs Mark erschrocken fuhr Luther aus dem Bett und in die Kleider, dann eilte er hinaus zu dem inzwischen auf den Hof hereingefahrenen Wagen und suchte von dem Fuhrmann genaueres zu erkunden. Der konnte ihm jedoch nur dürftigen Bescheid geben und vertröstete ihn auf die Rückkehr des Edelknaben, welcher mitgekommen und inzwischen zu dem Magister Melanchthon sowie zu dem Doktor Schurf gelaufen sei, um diese ebenfalls zur Mitfahrt aufzufordern.

Bald waren die Herren zur Stelle, und der Wagen rollte von dannen. Eben zeigte sich im Ost der fahle Schein, welcher den Sonnenaufgang vorher verkündigte.

Der Edelknabe mußte nun Bericht erstatten.

„Ihr wisset, vielwerte Herren“, sagte er, „mit was Eifer und Lust der gnädige Herr von Jugend auf dem edlen Weidwerk obgelegen. So hatte er sich vor etlicher Zeit nach Schweinitz begeben, seiner Liebhaberei nachzugehen. In seiner Begleitung befanden sich nur die beiden Prinzessinnen Marie und Margarete, sowie die Kurfürstin Elisabet von Brandenburg, so

Ihr, Herr Doktor Luther, lange Zeit in Eurem Haus beherberget. Anfänglich war dem hohen Herrn bei der Jagd das Glück hold, doch bald wollte ihm das Wild nicht mehr stehen, also daß er mit wehmütigem Scherz äußerte, es werde wohl bald aus mit ihm sein, dieweil seine Tierlein ihn nicht mehr als ihren Herrn anerkennen wollten. Gestern nun — es war um sieben Uhr morgens — fing er an über heftiges Hirnweh zu klagen bis zu der elften Stunde. Mehrmals seufzte er auf: ‚Mein Gott, hilf!‘ Dann aber verschwand ihm die Sprache und auch das Gehör, daß es unmöglich war, sich ihm verständlich zu machen. Nur mit den Augen und der Hand vermochte er auf die an ihn getanen Fragen Antwort zu geben.“

„Ist der Kurprinz zugegen?“ fragte Doktor Schurf.

„Ach nein“, klagte der Edelknabe. „Neben den beiden Prinzessinnen und der Kurfürstin von Brandenburg ist niemand der Seinen anwesend. Das mehret noch unsre Angst, die wir um den Kranken her sind.“

„Wo ist der Kurprinz?“ fragte Melanchthon.

„Das Unglück muß es wollen“, versetzte der Edelknabe, „daß er jetzt gerade in weiter Ferne weilet: er ist auf der Koburg.“

Luther war sehr still und saß in sich versunken da, die andern sprachen auch nicht viel mehr, und schließlich verstummte das Gespräch ganz und gar. Nur der Fuhrmann rief von Zeit zu Zeit den ermüdeten Gäulen ein Befehlswort zu, bis er endlich den Herren erklärte: „Es will nicht mehr gehen; die Tiere müssen erst einmal rasten und Nahrung zu sich nehmen.“

So unbequem nun auch den Herren der Aufenthalt sein mochte, man mußte sich fügen und den armen Tieren die Notdurft gönnen.

Es war gegen zehn Uhr, als der Wagen im Schloßhof von Schweinitz einfuhr.

Leise und mit beklommenem Herzen folgten die drei Herren dem voranschreitenden Edelknaben zu dem Gemach, in welches man den Kurfürsten gebettet hatte.

Bei ihrem Eintritt erhob derselbe die Hände, ließ sie aber aus Schwachheit bald wieder sinken und gab nur durch ein leises Lächeln des Mundes zu verstehen, daß er sie erkenne.

Tief erschüttert trat ihm Luther nahe und beugte sich zu ihm nieder, um ihn anzureden; da seufzte der Kranke noch einmal tief auf und verschied.

Das war am Freitag nach Mariä Himmelfahrt, den 16. August 1532, vormittags zehn Uhr. —

Etliche Minuten herrschte in dem Gemach eine heilige, feierliche Stille, wie sie der große Augenblick mit sich bringt, da Zeit und Ewigkeit sich die

Hand reichen. Niemand wagte sich zu bewegen, bis endlich Luther dem Entschlafenen die Augen zudrückte und sprach: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist ————." Weiter kam er nicht: der Schmerz überwältigte den starken Mann, daß er sich abwandte und das Gesicht in beiden Händen barg.

Nun naheten sich die beiden Prinzessinnen, knieten an dem Bette nieder und weinten still, während die Kurfürstin von Brandenburg am Fußende stand und den starren Blick auf dem Totenantlitz ruhen ließ.

Nachdem Luther die Fassung wieder gewonnen, sprach er: „Lieber Gott, wie so einsam stirbt doch dieser große Fürst, daß auch weder Sohn, Vetter, noch ein anderer Freund bei ihm ist. Nun, Gott hat es so wollen haben. Aber gleichwie die Kinder ohne Sorgen geboren werden, ohne Sorgen leben und ohne Sorgen sterben, also wird unserm lieben Fürsten, Herzog Johannsen, am jüngsten Tag zu Sinn sein, als käme er von der Lochauer Heide von der Jagd, und wird nicht wissen, wie ihm geschehen, wie Jesajah sagt: Der Gerechte wird weggerafft und leget sich in sein Kämmerlein zur Ruhe." —

Es gab nun ein eilig Botenreiten von Schweinitz nach Torgau und Weimar und vornehmlich nach der Koburg. Zwei Tage darauf, als die Sonntagsglocken erklangen, riefen sie die Gemeinde zwar auch zum Haus des Herrn, aber nur um Abschied zu nehmen von dem geliebten Landesvater, dessen Sarg vor dem Altar aufgebahrt stand und dessen entseeltes Gebein der Stadtpfarrer einsegnete. Dann setzte sich der Trauerzug in Bewegung gen Wittenberg, denn dort wollte Kurfürst Johann neben seinem Bruder Friedrich in der Schloßkirche liegen.

Von Ort zu Ort empfing feierliches Trauergeläut und lautes Wehklagen den traurigen Zug. So wie Kurfürst Johann hatte es keiner der sächsischen Kurfürsten verstanden, die Herzen seiner Landeskinder zu gewinnen.

Es war für Luther eine schwere Aufgabe, dem Fürsten die Leichenrede zu halten, welcher ihm ein Freund gewesen war, dessen Tür und Herz ihm immer offen gestanden hatte. Und er mußte in der Predigt zu wiederholten malen innehalten, da ihm der Schmerz die Stimme benahm, wie denn auch das Volk durch lautes Weinen ihn oftmals unterbrach und seine Rede unvernehmbar machte. Nachdem dann noch Melanchthon eine Gedächtnisrede getan, sank die irdische Hülle in die Gruft zu dem vor sieben Jahren heimgegangenen Bruder.

Zwei Stunden später saß Luther bei Melanchthon in dessen Stüblein; Bugenhagen und Jonas waren auch zugegen. Auf dem Tische standen vier

mit Bier gefüllte Krüge, doch so groß auch die Hitze war und das Bedürfnis, die lechzende Zunge mit einem Trunk zu kühlen, niemand rührte die Gefäße an.

„Ach, wir sind arm geworden und rechte Bettler!“ klagte Luther. „Welchen Reichtum haben wir in diesen beiden Fürsten begraben! Mit Kurfürst Friedrich ist die Weisheit, mit Kurfürst Johann die Frömmigkeit gestorben! Gehet durch die Welt und suchet einen Fürsten, der unserm Johann in der Gottesfurcht gleichkäme! Wie hat er das Wort Gottes lieb gehabt! Wo er nur Zeit und Muße gewinnen mochte, hat er sich daraus vorlesen lassen, oftmals sechs Stunden lang. Und wie fleißig hat er in der Kirche gesessen! Wie viele Predigten hat er mit eigner Hand nachgeschrieben! Er hat die volle Wahrheit ausgesprochen, da er einmal die Äußerung getan, er könne des Gotteswortes ebensowenig entraten wie des Essens und Trinkens. Und nicht ein Hörer allein ist er gewesen, sondern auch ein Täter. O, welch eine Gnade hat uns der himmlische Vater erzeiget, daß er uns solchen Fürsten gegeben. Hatte schon Friedrich der Weise dem Evangelio in seinem Lande Raum gegönnet, sich einzuwurzeln und zu wachsen, so hat sich Johann desselbigen ja noch viel mehr angenommen und es in aller Weise gefördert. Gedenket, Freunde, was da würde geworden sein, wenn in Kursachsen ein Herrscher auf dem Thron gesessen hätte wie zum Exempel Herzog Georg! — Wie dünket euch nun um den, der fortan über uns herrschen wird? Ich achte: wenn er zu dem Mut, der ihm eigen ist, von seinem Ohm die Weisheit und von seinem Vater die Frömmigkeit erbte, so wäre er ein vollkommener Mann und ein Fürst, um den uns alle Welt beneiden könnte.“

„Ich habe zu ihm die beste Zuversicht“, bemerkte Melanchthon. „Spalatin hat ja in dem geistig reich beanlagten und mit außerordentlicher Herzensgüte begabten Knaben schon einen guten Grund gelegt, nach ihm aber hat Magister Krosner mit Segen an ihm gearbeitet und seine Liebe zu Gottes Wort wacker gefördert. Wie er sich dann später in Speier, Augsburg und Nürnberg gehalten, ist ja aller Welt bekannt. So meine ich, der Herrgott habe uns mit diesem Fürsten in unsrer Trauer den rechten Trost gegeben, daß der Sohn in des Vaters Fußtapfen treten und dem Evangelio ein gleicher Schirmherr sein werde.“

Bugenhagen und Jonas fielen dem zu und wußten noch diesen und jenen Zug aus des jungen Fürsten Leben zu erzählen, darauf sie ihre Hoffnung bauten.

Nachdem sie lange genug geredet hatten, fiel Luther, der währenddem im Schweigen dagesessen, ein: „So sind wir denn alle eins in der Zuversicht,

daß uns Gott mit dem neuen Landesherrn einen neuen Erweis seiner Güte und Treue gegeben. Lasset uns derhalben seinen heiligen Namen preisen und sprechen: Der Herr hat genommen, der Herr hat gegeben, der Name des Herrn sei gelobt!" —

Jetzt erst, nachdem die Herzen sich aus der Trauer um den erlittenen Verlust zum Trost des erlangten Gewinns erhoben und in Hoffnung fröhlich geworden waren, gedachten sie des leiblichen Bedürfnisses und taten der Frau Magisterin die Ehre, indem sie die von ihrer Hand gefüllten Krüge leerten.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Im Kreis der Familie.

Um das Häuslein, welches sich Luther anno 1520 unweit des von ihm gegrabenen Brunnens erbaut hatte, war im Lauf der Jahre ein lustiger Garten aufgegrünt. Unter der rührigen Hand der Frau Katharina und ihrer Dienstboten war hier allerlei Ziergesträuch gewachsen, und Blumenrabatten wechselten mit Gemüsebeeten und Hopfenanlagen; auch ein kleiner Weiher, von einer Quelle gespeist, glitzerte durch das Schilf, und die nahe Elbe sorgte für frische, gesunde Luft. —

Es ist ein schöner Tag, der 9. Juni 1535. Heller Sonnenschein liegt auf der Welt und läßt die Blumen in ihrer ganzen Farbenpracht erglühen. Auf dem Kiesplatz vor dem Gartenhäuschen tummelt sich eine fröhliche Kinderschar. Den Anführer macht ein Knabe von neun Jahren, kräftig und blühend, ein Bild von Gesundheit und Lebensfrische, der mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens als der Älteste die Kleineren beherrscht: ein sechsjähriges, feines, zartes Mägdlein und zwei Knaben von vier und zwei Jahren.

Wes die Kinder sind, erkennen wir an der Frau, welche, einen Säugling auf dem Schoß, in der offenen Tür des Häusleins sitzt und mit dem ganzen Hochgefühl mütterlicher Freude dem fröhlichen Treiben der Kleinen zusieht, nur dann und wann ein Mahnwort dazwischen werfend, wenn die tolle Lust über die Grenzen gehen und ausarten will, oder wenn der Älteste das Recht der Erstgeburt allzustark für sich ausbeutet.

Die glückselige Mutter ist Frau Katharina. Sie ist heute nachmittag nach vollbrachter häuslicher Arbeit zu ihrem Lieblingsplätzchen hinausge-

wandert, um unter Gottes freiem Himmel, umduftet von Rosen und Lilien und umsprungen von ihren Kindlein den Tag zu begehen, an welchem vor neun Jahren Gottes Gnade ihr den ersten Sohn beschert. Fünf Kindlein hatte sie — außer der verstorbenen Elisabet — dem Gatten geschenkt: außer der Magdalene die Knaben Hans, Martin und Paul und dann zuletzt die liebe kleine Margarete, welche sechs Monate zählte.

Die Kinder brachen das Spiel plötzlich ab und rannten davon mit dem Jubelgeschrei: „Die Muhme Lene! Die Muhme Lene!“

Sie haben sie alle sehr lieb, die gute alte Muhme, die immer Zeit für sie hat und unermüdliche Geduld besitzt, auf ihre tausenderlei Fragen zu antworten, die ihnen nie etwas abschlägt, die ihnen im Dämmerstündlein die lieben Märlein erzählt, schier so schön wie der Vater, die dem Lenchen so saubere Puppen ankleidet und den Buben Landsknechte aus Pappe klebt, welche ganz allein stehen können, die auch dem Vater oder der Mutter nichts verrät, wenn sie einmal unartig waren. Ja, sie haben sie alle sehr lieb, die gute Muhme Lene, sie geben ihr Leben für sie dahin.

Heute aber hat ihr zärtlicher Empfang einen starken Zusatz von Eigennutz: die Muhme Lene soll der Mutter das Margaretlein abnehmen, damit diese die Hände frei bekomme, mit ihnen zu spielen. Mit der lieben Mutter spielt sich's ja so schön und um so schöner, je seltener sie einmal dazu kommt, die Frau, die immer so viel zu schaffen hat.

Die Muhme Lene ist eine sehr kluge Person: die Kinder sagen ihr von ihrem Wunsche gar nichts, aber sie versteht ihn doch und kommt ihnen bereitwillig entgegen.

Nun muß die Mutter herbei und mitspringen und Ringelrosenkranz tanzen und Verstecken spielen und Blindekuh mitmachen; und dann gibt's allemal ein übermütiges Gelächter von seiten der Knaben, wenn sie klüger und geschwinder sind als die Mutter, und das Lenchen schmiegt sich dann an sie und streichelt ihr die Hand, als wollte sie sie trösten über den erlittenen Schimpf.

Das geht so eine Weile, und die Kleinen können nimmer genug bekommen und achten nicht der Schweißtropfen, die der armen Mutter von der Stirn fallen.

Endlich aber wird es ihr zu viel, und wie ein Erlöser erscheint ihr jetzt der Wolfgang, der mit einem Henkelkorb beladen in den Garten eintritt. Er bringt die Meldung, daß der Herr Doktor wahrscheinlich erst am Abend herauskommen könne, und schüttet aus dem Korb allerlei Eßwaren auf den Tisch, über welche die Kinder herfallen wie die Heuschrecken über ein Saatfeld.

Der Johannes scheint aber ein ganz besonderes Anliegen an den Wolfgang zu haben, denn aus seinen Augen spricht ein lüsternes Verlangen, und da der Wolfgang heute so gar schwer von Begriff ist, so zupft er ihn am Arm und raunt ihm heimlich zu: „Komm, Wolfgang, zum Vogelherd!“

Der Wolfgang ist aber heute ganz unverantwortlich zähe, trotz des Geburtstags: er denkt wohl an die Lektion, welche ihm jüngst erteilt worden, da er dem Herrn Doktor mit einem gefangenen Buchfinken ein Geschenk hatte machen wollen. Der Doktor hatte ihn da hart angelassen: er habe keine Freude an gefangenen Vögeln, welche der Schöpfer auch nicht dazu geschaffen habe, daß Herr Wolfgang Sieberger sie ins Garn locke und danach in ein Gefängnis sperre, als hätten sie ein schweres Verbrechen, Mord, Meineid oder Brandstiftung begangen. Doch der Johann ist so ungestüm mit Bitten — und der Vater kommt ja erst auf den Abend, und es ist ja auch heute sein Geburtstag, da darf ihm doch nichts abgeschlagen werden!

Die beiden schleichen sich meuchlings von dannen; der Martin aber merkt es doch und schreit hinter den Flüchtigen drein und will mit. Hans wird ärgerlich auf den jüngern Bruder, der „immer mit will“ und doch noch gar nichts von der Sache versteht, sondern nur stört, dieweil er nicht still liegen kann. Nur mit großer Mühe und durch allerlei Versprechungen wird der Martin beschwichtigt, daß er umkehrt und die beiden Sünder allein schleichen läßt.

Unweit des Gartens, hart am „Speck“, dem Universitäts-Lustwäldlein, ist ein stilles, lauschiges Plätzchen. Kein menschlicher Fußtritt stört hier den tiefen Frieden der Natur, wenn sich nicht etwa der Johannes, des Doktor Martinus Schweinehirt, mit seiner Herde einmal hierher verirrt. Hier hat der Wolfgang Sieberger seinen Vogelherd, denn hier gibt's der gefiederten Sänger eine schwere Menge.

Bei der Ankunft der beiden Helden fliegt ein Schwarm Distelfinken auf, und ihr Gesang klingt wie Gelächter, als spotteten sie des großen Garnkünstlers, der immer erst zuzieht, wenn's zu spät ist, und froh sein muß, wenn er nach vierzehntägiger Jagd eine dumme Goldammer erwischt hat oder einen schnöden Spatz.

Es ist auch wirklich so: der Wolfgang macht als Vogelsteller immer schlechte Geschäfte, und er kann gar nicht begreifen, wie das zugeht: macht er doch alles so regelrecht und fängt's so schlau an! Aber Herr Sieberger ist ein Nimmersatt: wenn drei Vögel auf dem Herd sitzen, so meint er, sechs seien noch einmal so viel, und hält in der Hoffnung auf sechs das Netz so lange offen, bis die drei sich satt gefressen haben und wieder davon geflogen sind.

Auch heute wollte es ihm nimmer glücken, obgleich er so leckere Brocken und Körner gestreut. Nachdem man eine volle Stunde stillgelegen und auch nicht ein einiges Vöglein zu Gesicht bekommen, riß ihm die Geduld, und mit einem unchristlichen Fluch warf er den ganzen Kram zusammen.

Sehr übler Laune traten die beiden Vogelsteller den Rückweg an. In die Nähe des Gartens gekommen, blieb der Wolfgang erschrocken stehen und stotterte: „Der Herr Doktor! Daß Gott erbarm, das wird einen schönen Empfang geben!“ Und zögernden Schritts bewegten sich die beiden Sünder vorwärts.

Luther war früher gekommen, als er hatte hoffen können, und hatte auf seine Frage nach dem Hans von dem Verräter Martin erfahren, wo derselbe stecke. Sogleich hatte er sich an den Tisch gesetzt und einen Bogen Papier, den er immer bei sich führte, vollgeschrieben.

Er empfing die beiden Heimgekehrten mit sehr strenger Miene und bekam auf seine Frage alsobald ein zitterndes Sündenbekenntnis zu hören.

„Setzet euch alle um mich her!“ befahl dann Luther, „und vernehmet die Klagschrift, so bei mir eingelaufen.“

Nachdem sich alles gesammelt, nahm er das Papier zur Hand und las:

„Unserm günstigen Herrn Doktor Martinus Luther,
Professor und Prediger in Wittenberg.

Wir Drosseln, Amseln, Hänflinge, Stieglitze samt andern frommen, ehrbaren Vögeln, so diesen Sommer in Wittenberg weilen, fügen Eurer Liebe zu wissen, wie wir glaubhaft berichtet werden, daß einer, genannt Wolfgang Sieberger, Euer Diener, sich ein groß, freventlich Wagnis unterstanden und etliche alte, verdorbene Netze aus großem Zorn und Haß wider uns teuer erkauft habe, damit einen Finkenherd anzurichten, und nicht allein unsern lieben Freunden, den Finken, sondern auch uns allen die Freiheit, in der Luft zu fliegen und auf Erden Körnlein zu lesen, die uns Gott gegeben, zu wehren sich vornimmt, dazu uns nach unserm Leib und Leben stellet, so wir doch gegen ihn gar nichts verschuldet noch verdienet haben. Weil denn das alles, wie Ihr Euch denken könnet, uns armen Vöglein eine gefährliche und große Beschwerung ist, so gehet an Euch unsre demütige und freundliche Bitte: Ihr wollet Eurem Diener solch Fürnehmen verweisen, oder, wo das nicht sein kann, doch ihn dahin halten, daß er uns die Körner des Abends zuvor auf den Herd streue und morgens vor acht nicht aufstehe und auf den Herd gehe; so wollen wir zufrieden sein, ja ihm danken. Wird er das aber nicht tun, sondern uns

also freventlich nach unserm Leben stehen, so wollen wir Gott bitten, daß er ihm steure, und er eines Tages auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken fahe an unsrer Statt und zur Nacht von Mäusen, Läusen, Flöhen und Wanzen überzogen werde, damit er unser vergesse und uns den freien Zug nicht wehre. Warum gebrauchet er denn solchen Zorn und Ernst nicht wider die Sperlinge, Elstern, Dohlen, Raben, Mäuse und Ratten, welche Euch doch alle viel Leides antun, stehlen und rauben und Euch Korn, Hafer, Malz, Gerste und dergleichen aus den Häusern forttragen, welches w i r nicht tun, die wir allein nach kleinen Bröcklein und einzelnen verfallenen Körnlein suchen, auch Euch vielfältig die Fliegen, Mücken und ander Ungeziefer wegschnappen? Wir stellen solche unsre Sache auf rechtmäßige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht so hart nachgestellet werde. Hoffen aber zu Gott, daß wir seinen losen, faulen Netzen glücklich entfliehen.

Gegeben in unserm himmlischen Sitz unter den Bäumen,
unter unserm gewöhnlichen Insiegel und Federn." —

Ohne ein Wort dazuzusetzen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, faltete Luther das Papier zusammen und schob es in die Tasche.

Der Wolfgang saß da mit der Empfindung eines überführten Verbrechers, dem das Urteil verlesen worden. Er war abwechselnd rot und blaß geworden, er wäre unter dem Lesen am liebsten entwischt, wenn es sich hätte bewerkstelligen lassen. Auch der Hans ließ die Flügel hängen und war aus allen Himmeln gestürzt — eine schöne Geburtstagsfreude!

Er wartete, daß der Vater ihn zur Rede setzen möchte wegen seines Ungehorsams, denn der Vogelfang war ihm auf das strengste untersagt; des Vaters Schelten erschien ihm wie eine Art Abbüßung der Schuld; er hätte sogar einen Rutenstreich hingenommen. Aber daß der Vater seiner nun gar nicht achtete und sich zärtlich scherzend zu den andern wendete, namentlich zu dem Lenchen, der immer gehorsamen, sanften, guten Tochter, das nagte ihm am Herzen mit unerträglicher Pein. Eine härtere Strafe gab es für ihn nicht, und mit heimlichem Schauder gedachte er jenes schrecklichen Vorgangs, wo er um eines bösen Streiches willen drei Tage lang nicht vor des Vaters Antlitz kommen durfte, noch klangen ihm in den Ohren des Vaters Worte: „Ich will lieber einen toten, denn einen ungehorsamen Sohn."

Er wollte weinen, aber die inwendige Not und Angst hatte ihm den Tränenkanal verstopft. Bei der Abendmahlzeit brachte er keinen Bissen hinunter, und die freundlichen Worte, welche der Vater mit den andern redete, schnitten ihm überdem wie zweischneidige Messer durch die Seele.

Das Lenchen aber saß still und aß auch wenig. Von Zeit zu Zeit gingen ihre Augen zu dem armen Bruder hinüber — sein Schmerz war auch ihr Schmerz, wie sie denn überhaupt eine zarte, tief empfindende Seele hatte gleich einer Äolsharfe, welche alsbald erklingt und tönt, wenn ein Windhauch über die Saiten geht.

Als abgegessen war, drückte sich das Mägdlein an den Vater, streichelte ihm die Hand und lächelte wehmütig süß zu ihm hinauf.

„Was willst du, mein Lenichen?“ fragte der Vater herzlich, indem er sie auf den Schoß nahm.

Mit holdem Erröten flüsterte das Kind: „Es ist heute Hänsichens Geburtstag!“ Und dabei stahlen sich zwei große Tränen in ihre wunderbar schönen, sanften Augen.

Der Vater verstand den Sinn dieser Worte wohl und drückte der liebreichen Fürbitterin einen Kuß auf die Stirn. Danach winkte er dem Hans und sprach: „Komm her, du Sünder — dein Mittler und Fürsprech hat mich überwunden, daß ich mich dein erbarmen muß.“

Der Hans hätte laut aufjauchzen mögen, aber er hielt an sich und raunte dem Schwesterlein, als er an ihr vorüberkam, ins Ohr: „Lenichen, ich schenk dir auch meine Klappermühle.“

Luther aber wandte sich zu seiner Käthe und der Muhme Lene, indem er sprach: „Hier möget ihr sehen, welch einen kräftigen Mittler und Fürsprech wir an unserm Herrn Jesu Christo haben, dem der himmlische Vater nichts versagen kann, wo er für einen Sünder bittet. Denn wenn mein Töchterlein Lenichen mein Herz stracks überwunden hat, daß ich nicht dawider kann und den Zorn muß fahren lassen, wie viel mehr wird Christus der Herr durch sein Wort den Zorn des Vaters brechen, daß dem Sünder nichts geschiehet! — Sehet, da ich zum erstenmal solchen Trost aus der heiligen Schrift herausgelesen, daß wir nicht durch unsre Tugend selig werden, sondern allein durch das Verdienst und Fürsprache unsres Herrn Jesu Christi, da ist in mir ein neues Leben aufgegangen, und das Herz hat in mir gedränget, solche selige Erkenntnis auch den andern zu verkünden.“ — — — „Ach“, fuhr er nach einer Pause fort, „wie danke ich meinem Gott, daß er mich nun das Werk hat vollenden lassen, daran ich vierzehn Jahre gearbeitet: daß die heilige Schrift nun von Anfang bis zu Ende deutsch ausgegangen! Da mir im vorigen Jahr Hans Luft*) das ungefüge Buch überbrachte, besorgte ich,

*) Melchior Lotter, der von 1520 an die meisten Bücher Luthers und besonders das Neue Testament gedruckt hatte, war inzwischen vom Schauplatz abgetreten. Höchstwahrscheinlich hatte er sich durch die Sucht, schnell reich zu werden, in Wittenberg Kon-

es würde dem gemeinen Mann zu teuer sein und wenig Nachfrage finden; siehe aber, kaum ist ein Jahr verstrichen, und die Bibel muß von neuem gedruckt werden. — Ja, das liebe deutsche Volk hat nun die heilige Schrift deutsch und weiß Gottes Wort — wenn es nur auch danach täte! Das aber ist meine Klage und mein Leid, daß die erkannte Wahrheit immer noch so wenig Frucht schaffet, sonderlich bei den Junkern und den Bauern."

Draußen erhob sich ein Wortwechsel, und als Luther nach der Ursach fragte, bekam er von dem Lenchen den Bescheid: „Ein fahrender Spielmann ist draußen, welchen der Wolfgang abweiset, als wäre er dir nicht genehm, herzlieber Vater."

„Laß ihn nur herein!" erwiderte Luther, und Lenchen kam alsbald mit einem alten, verwitterten Harfenschläger über die Schwelle.

Freundlich trat ihm Luther entgegen und sprach: „Lieber, schlaget uns ein Liedlein daher, wie es König David geschlagen!"

Alles sammelte sich um den Greis und hörte andächtig zu. Als er geendet, sprach der Doktor Martinus: „Ich halte, wenn König David jetzund auferstünde von den Toten, so würde er sich verwundern, wie die Leute so hoch gekommen wären mit der Musika. Sie ist nie höher gekommen denn in unsern Zeiten. Wenn David wird auf der Harfen geschagen haben, so wird's gar dünn und schwach gegangen sein, denn er hat auf seiner Harfen nur zehn Saiten gehabt."

Nachdem der Fahrende seinen Lohn erhalten hatte und hinweg war, fing Luther wieder an: „Welch eine köstliche Himmelsgabe ist doch die Frau Musika! Es gebühret ihr der Platz dicht nach der Theologie. Denn nichts auf Erden kräftiger ist, die Traurigen fröhlich, die Fröhlichen traurig, die Verzagten herzhaft zu machen, die Hoffärtigen zur Demut zu reizen, die hitzige, übermäßige Liebe zu stillen und zu dämpfen, den Neid und Haß zu mindern; und wer kann alle Bewegungen des menschlichen Herzens zählen! Wer aber dazu keine Lust noch Liebe hat und durch solch lieblich Wunderwerk nicht beweget wird, der muß wahrlich ein grober Klotz sein, der nicht wert ist, daß er solche holdseligen Melodien höre."

---

kurrenten geschaffen, die ihn um seines Wuchers willen beim Kurfürsten verklagten und schließlich verdrängten. Besonders waren es Lukas Kranach und Christian Döring der Goldschmied, die durch Einrichtung einer eignen Druckerei auf Beseitigung der mißliebig gewordenen hinarbeiteten. Da beide nun aber um ihrer anderweitigen Obliegenheiten willen das Druck- und Verlagsgeschäft nicht persönlich zu leiten vermochten, so zogen sie einen Geschäftsführer heran: Hans Luft, einen tüchtigen Mann, der nun den Druck der Bibel übernahm.

Indem begann auf dem Schoß der Mutter die kleine Margarete jämmerlich zu schreien. Da mußte Luther laut lachen. „Solche Harmonien sind nun freilich weniger angetan, des Menschen Herz zu erfreuen. Doch singet und musizieret ein jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen. Und siehe, auch solche greuliche Musik verfehlet nicht ihre Wirkung, denn alsobald rüstet sich die Mutter, dem Kindlein den geforderten Trank zu bereiten."

Mit wildem Gepolter kam jetzt der kleine, pausbäckige Paul auf einem Stecken dahergeritten und machte in hitzigem Eifer einen regelrechten Angriff auf den Vater, kam aber dabei elendiglich zu Falle.

Der Vater hob das wilde Bürschlein auf seine Kniee, indem er sprach: „Der Paul muß ein Kriegsknecht werden und einmal wider den Türken streiten, so wird das Reich von dieser Seite Ruhe haben."

Er streichelte dem muntern Knaben die Ringellocken und wandte sich dann an Frau Käthe: „Daß doch die Eltern die jüngsten Kinder immer am liebsten haben! Solches kommt aber davon, daß sie am hilfsbedürftigsten sind. Der Hans und die Lene, sowie auch der Martin, können sich frei bewegen und kundgeben, was ihnen not sei; dessen sind die Kleinen noch nicht mächtig. Dennoch aber ist gegen alle die Liebe gleich."

Frau Katharina reichte ihm das halbjährige Gretchen dar und sagte mit scherzendem Vorwurf: „Dieses hier ist der Liebe am allerbedürftigsten, dennoch erwähnet Ihr desselben nicht. So ist es aber: die Männer haben die Kinder erst dann gern, wenn sie aus dem gröbsten heraus sind; bis dahin lassen sie sie gern den Müttern."

Lächelnd nahm Luther seiner Frau das Gretchen ab, setzte es sich auf den Schoß und liebkoste es. Da verunreinigte das Kind den Vater, und die Mutter trat eilig herzu, indem sie sich selber Vorwürfe machte. Luther aber wehrte ihr und sprach: „O, wie muß unser Herrgott so manches Murren und Unflat von uns leiden, anders denn eine Mutter von ihrem Kind! Ob aber auch solche Unsauberkeit vorfällt, so ist es doch etwas Heiliges mit solchen Kindlein, von denen die Schrift spricht: Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht ihres Vater im Himmel. Ich wollte, daß ich in des Kindes Alter gestorben wär, da wollt ich alle Ehre um geben, die ich habe und noch bekomme in der Welt. Denn das Leben der Kindlein ist am seligsten und besten: sie haben keine zeitlichen Sorgen, sehen die greulichen Schwärmer und Rottengeister in der Kirche nicht, leiden und fühlen keine Schrecken des Todes noch der Hölle, haben reine Gedanken und fröhliche Spekulation. — O du mein liebes Kindlein, dir und allem, was mir zugehöret, ist feind der Papst, Herzog Georg und alle, so es mit dem Papst halten, auch alle Teufel. Das gibt

Luther im Kreise seiner Familie. Zeichnung von A. Noack.

aber dem Kindlein nichts zu schaffen, es fürchtet sich vor ihnen allen nicht, fraget nichts danach, lachet und ist guter Dinge und lässet sie zürnen, solange sie wollen." —

Es war Abend geworden, und die untergehende Sonne goß über das Gemach einen glutroten Schein. „Siehe, wie schön die Sonne sinket!" sagte Frau Katharina innerlich bewegt und trat in die offene Tür.

„Ja", fügte Luther hinzu, „welch ein Wundertäter ist doch unser Gott! Alle Tage und allerorten wirket er Wunder, aber die blinden, blöden Menschen achten ihrer nicht. Möchte wohl der Meister Lukas aus seinem Farbentopf solche Pracht und solches Feuer auf die Leinwand malen, wie der liebe Herrgott dort mit einem Hauch seines Mundes über das Firmament hauchet? Macht er uns aber die Erde schon so schön, wie wird es erst im Himmel sein! Ach, daß ich erst dort wäre und ihn schauete von Angesicht zu Angesicht! Siehe, ich bin der Welt müde, ich sehne mich nach Ruh."

Frau Käthe schüttelte wehmütig das Haupt. Schon wieder fiel ihr Eheherr in diesen Ton! Er tat das in der letzten Zeit sehr oft. Wie kam das nur?

Es war seltsam: bei dem letzten, schweren Krankheitsanfall vor drei Jahren, als alles in den größten Ängsten um ihn war und der Arzt jeden Augenblick einen Schlagfluß fürchtete, da hatte er zu der Besorgnis der Umstehenden gelächelt und getrosten Muts gesprochen: „Ich werde nicht sterben, sondern leben, meinen Feinden zum Trutz, daß sie nicht triumphieren: Siehe, der Luther ist dem Zwingli nachgefahren." Und jetzt sprach er soviel vom Tode, jetzt sehnte er sich aus der Welt hinweg, wo durch Gottes Gnade sich alles so günstig gestaltet hatte? Der Herr hatte ja seinem Knechte seit dem Nürnberger Religionsfrieden verhältnismäßige Ruhe gegeben, die mühseligste Arbeit des Kampfes und Streites schien nun vorüber zu sein: nachdem der Strom der reformatorischen Bewegung über Steine und Blöcke hatte springen müssen, war er in die Ebene gelangt, um nun in ruhigerem Fluß seine Wellen weiter zu wälzen; nachdem auch Pommern, Anhalt-Dessau und Württemberg sich dem lautern Gotteswort erschlossen, war fast ganz Deutschland evangelisch geworden, und noch über seine Grenzen hinaus, sonderlich im Norden und Osten, verbreitete das Licht der Wahrheit einen hellen Schein. — Auch das Verhältnis zu dem neuen Landesherrn hatte sich aufs günstigste gestaltet, alle die guten Hoffnungen, mit welchen man Johann Friedrich bei seiner Thronbesteigung begrüßt hatte, sie waren erfüllt. Der junge Fürst hatte zu dem Evangelio die klarste und entschiedenste Stellung genommen, hatte sich auch einsichtsvoller und tatkräftiger erwiesen, als man geglaubt, und war dem

Reformator mit der größten Ehrerbietung entgegengekommen, wie sich denn auch zwischen den beiden Frauen, der Kurfürstin Sibylla und der Frau Katharina ein gar inniges Vernehmen gebildet hatte.

Das alles war doch eine große Gottesgnade, eine wesentliche Erleichterung und ein erquickliches Ausruhen nach so langem, hartem Ringen und Kämpfen. Konnte er dessen nicht fröhlich sein? Mußte er dafür nicht danken? Ja, er tat das auch; dennoch drängten sich Scheidegedanken an ihn heran, denn er war inzwischen müde geworden, sehr müde, sein Haupt war unter der schweren Arbeit seines Berufes, unter den vielen Anfechtungen Leibes und der Seelen ergraut, seine Gestalt hatte sich gebeugt. Der Einundfünfzigjährige machte den Eindruck, als wäre er schon den Sechzigen nahegekommen.

Aber — wenn er auch müde war und sich nach Ruhe sehnte, er gönnte sich dieselbe dennoch nicht, solange ihn Gott in diesem Leben ließ und solange es für ihn noch Arbeit gab. Konnte er die Kanzel der Stadtkirche nicht mehr so oft wie früher besteigen, so hielt er seiner Hausgemeinde Predigten, und die Geschickten unter seinen Zuhörern schrieben dieselben nach, damit die Goldkörner auch andern ein Segen werden möchten. Und vermochte der körperlich hinfällige Mann nicht mehr soviel Reisen ins Land hinein zu machen, um bauen und ordnen zu helfen, so wirkte er um so rührriger daheim für den Herrn und sein Reich, immer eingedenk des Wortes Jesu: Ich muß wirken, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Fünfzigstes Kapitel.

Seltsamer Besuch.

Es war am 6. November des Jahres 1535, als sich auf der Straße von Kemberg nach Wittenberg ein Geschwader von einundzwanzig Reitern durch den Sand quälte. Nach ihrer Kleidung und dem Sattelzeug der Tiere zu urteilen, mußten es hohe, vornehme Herren sein. Und das war auch so: der voranritt auf dem stolzen, mit Gold und Silber behangenen Rappen war kein geringerer als der Abgesandte Sr. Heiligkeit des Papstes Pauls III., Kardinal Vergerius.

Der Herbst hatte die Welt gänzlich verödet, und das aschgraue Gewölk,

welches in traurigem Einerlei am Himmel hing, nahm derselben noch den letzten Rest von Farbe.

„Guter Gott, in welch eine Wüstenei geraten wir!“ rief der Legat beim Blick auf die Einöde, welche sich vor der Reisenden Augen öffnete, da man einen endlosen Kiefernwald überwunden hatte. „Mir scheint, als wären wir in die Irre geführet worden. Hier soll Wittenberg liegen?“

Der neben ihm reitende Kammerherr machte dazu die spöttische Bemerkung: „Mag sich nicht für das Ketzernest solch traurige Öde schicken? Ich sehe darin ein Gleichnis: gleichwie um die Stadt Wittenberg her alles wüste ist, also auch hat der unselige Luther alles um sich her verwüstet und mit seiner verruchten Hand den Weinberg Gottes verstört.“

„Hm!“ brummte Vergerius vor sich hin, „Ihr habet recht, doch kann ich nicht umhin zu gestehen, daß ich bei den Ketzern vieles anders und besser gefunden habe, als ich mir gedacht. Sie sind nicht die Heiden und Teufel, welche man zu Rom aus ihnen macht. Viele habe ich kennen gelernt, deren ernste Würde und aufrichtige Frömmigkeit meine ganze Hochachtung erzwungen. So ist nun meine Seele voll Begier, den Obersten der Ketzer von Angesicht zu Angesicht zu sehen. — Dort taucht am Horizont etwas empor, was das Aussehen von Türmen hat; das wird Wittenberg sein.“

Nach einer halben Stunde ritten die Herren über die Elbbrücke in die Stadt ein.

So pomphaft aber auch der Aufzug war, in Wittenberg hatte man des wenig acht. Nur eine Handvoll Menschen sammelte sich, die Fremden anzugaffen, und der Legat fühlte sich dadurch keineswegs angenehm berührt, während die beiden hinter ihm reitenden Erzpriester ihrem Unmut Luft machten in abfälligen Bemerkungen über die Armseligkeit der Stadt, welche mit ihren elenden, niedrigen Häusern von Lehm und Holz, mit ihren winkligen Gassen und ihrem holprigen Pflaster solchen Spott freilich mit Gewalt herausforderte.

Die Teilnahmlosigkeit der Wittenberger war aber aus den Umständen wohl zu erklären. Erstlich war die Stadt aus Furcht vor der wieder einmal nahenden Pest halb entvölkert und die Zurückgebliebenen eingeschüchtert; sodann aber war man in Wittenberg hohen und vornehmen Besuch schon gewohnt geworden: Fürsten und Gelehrte, Prälaten und Diplomaten waren schon in dem Augustinerkloster am Elstertor abgestiegen, den Mann zu sehen und zu sprechen, dessen Wort Europa bewegte, dessen Ruf bis in die Türkei gedrungen war. Erst jetzt wieder hielt sich ein Gesandter des

Königs von England in Wittenberg auf, um mit dem Doktor Luther zu verhandeln.

Der Zug begab sich nach dem kurfürstlichen Schloß, wo ihn der Stadthauptmann Hans von Metzsch im Namen des abwesenden Kurfürsten mit allen Ehren empfing. —

„Wer mag das sein?" fragte man sich gegenseitig.

„Dort kommt der Meister Heinrich", meinte eine Frau, „der wird es wissen. Ihm vertrauet ja der Doktor Luther alles."

„Oder vielmehr, er verstehet es, ihm beim Bartscheren eines nach dem andern abzukatechisieren", verbesserte eine andere.

Man setzte also ohne weiteres voraus, daß der Besuch dem Luther gelte.

„Wer sind die Fremden?" fragte es nun auf den herangekommenen Barbier drein.

„Seltsamer Besuch!" erwiderte der Gefragte mit geheimnisvoller Gebärde. „Werdet es nicht glauben. Ich selbst wollte zweifeln, aber der Herr Doktor hat es mir versichert, der auch aufs höchste erstaunt gewesen ist, wie gestern die Meldung an ihn gekommen. Der mit so großem Gepränge in unsre Stadt eingeritten, ist der Gesandte Sr. Heiligkeit des Papstes. — — Ihr zweifelt an meiner Aussage? Sogar den Namen kann ich euch nennen: er heißet Vergerius."

„Aber was in aller Welt suchet der beim Doktor Luther?" fragte es ungläubig aus dem Haufen.

„Er reiset", belehrte der Barbier, „durchs Reich, die Fürsten willig zu machen zur Beschickung des Konzils, welches auf Anordnung des Papstes sich versammeln soll."

„So soll es wirklich Ernst werden?" fragte kopfschüttelnd ein Bürger. „Daß Gott erbarm, so lange Jahre wartet man nun schon vergebens! Wird wohl auch diesmal wieder eine Schelmerei dabei sein."

„Das ist wohl möglich", meinte Meister Heinrich. „Der Herr Doktor ist gleichermaßen voller Zweifel, und er hat mir auch gesagt, warum. Höret mir zu! Wer ist es, der auf das Konzil brennet? Der Kaiser allein. In Rom hat man je und je nichts davon wissen mögen. Seitdem die großen Konzilien von Pisa, Kostnitz und Basel sich über den Papst gestellt und sich zum Richter des apostolischen Stuhls gemacht, seitdem haben die heiligen Väter den Geschmack an den Konzilien verloren, zumal seit durch den Luther all der Greuel der Verwüstung zutage gekommen ist, dessen sie sich schuldig gemacht. Wie oft hat der Kaiser in den Papst Clemens VII. gedrungen, ein gemeines Konzil zu berufen, wie klug aber hat ihn der Papst hinzuhalten

verstanden! Endlich hat der Kaiser gedräuet, er wolle, wenn der Papst sich länger sträube, die Sache selbst in die Hand nehmen und ein deutsches Nationalkonzil berufen. Davor hat sich Herr Clemens denn doch gefürchtet und nach langem Sichkrümmen dem Kaiser zu willfahren versprochen. Das ist aber nicht ehrlich gemeint gewesen. Kaum hat der Kaiser den Rücken gewendet gehabt, so hat sich der Papst hinter den König Franz von Frankreich gesteckt und diesen zu der Erklärung vermocht, daß er niemals in das Konzil willigen werde. Nun ist aber, wie ihr wisset, Clemens vor einem Jahre Todes verblichen, und sein Nachfolger Paul III. scheint von der Sache eine andere Meinung zu haben, denn er hat wirklich Ernst gemacht und das Ausschreiben zu einem gemeinen Konzil erlassen."

„Wo soll das sein?" fragten mehrere Stimmen.

„In Mantua."

„Mantua? Wo lieget das?"

„Hinter den Alpen."

„Da haben wir's! Der neue Papst ist ein Schelm, wie die andern alle. Er kommt dem Wunsch des Kaisers entgegen, weiß es aber so einzurichten, daß aus der Sache nichts werden kann. Denn welcher von den evangelischen Fürsten wird wohl über die Alpen klimmen?"

„Eben darum zieht des Papstes Abgesandter durch das Reich, den Fürsten und Herren Lust zu machen. So ist er auch gen Wittenberg gekommen, den Doktor Luther zu bearbeiten, daß er sein Erscheinen zusage."

„Was will das werden?" fragte einer erregt. „Wird der Luther gehen?"

„Dieses hat er mir nicht verraten", versetzte Meister Heinrich und eilte nach dem gehabten Aufenthalt mit beschleunigten Schritten von dannen, seinem Geschäft obzuliegen. —

Am andern Morgen war er verwundert, als schon um acht Uhr Wolfgang Sieberger an sein Fenster pochte und ihn zum Herrn Doktor forderte. Sonst pflegte er erst um neun Uhr auf den Lutherhof zu gehen. Er wollte den Boten nach der Ursache fragen, aber der war schon wieder hinweg.

Eilfertig raffte er seinen Scherbeutel an sich und trabte von dannen.

Er fand den Doktor schon seiner harrend und fragte, wie das käme, daß er heute schon zu so früher Stunde gerufen worden, las aber die Antwort schon aus dem auf dem Tisch bereitliegenden Festgewand.

„Ich soll zu des heiligen Vaters Botschaft kommen", erwiderte Luther. „Gestern schon hat mich derselbe zur Abendmahlzeit geladen, da habe ich's ihm versagt. Nun er aber wiederum angehoben mit Bitten, mag ich ihm

nicht länger zuwider sein. Und so will ich mich nun schmücken, daß ich jung erscheine. Da wird der Legat denken: ‚Ei der Teufel, ist der Luther noch so jung und hat soviel Unglück angerichtet, was wird er dann noch tun?‘“

„Hm!“ brummte der Meister und verrichtete in auffallendem Schweigen seine Arbeit.

Während er dann seine Instrumente bedächtig zusammenpackte, tat Luther den Festschmuck an: ein Wams von dunklem Tuch, dessen Ärmel mit einem breiten Aufschlag von Atlas versehen waren; darüber eine Schaube, mit Fuchspelz gefüttert. Dann steckte er mehrere Ringe an die Finger und legte um den Hals eine schwere goldene Kette, das Ehrengeschenk seines Fürsten. Das gesalbte Haupt bedeckte er mit dem Doktorbarett.

Mit zufriedenem Lächeln sah Meister Heinrich zu und machte, als Luther mit Ankleiden fertig war, die Bemerkung: „Ei, das wird sie ärgern, Herr Doktor, wenn Ihr so gar stattlich daherkommt.“

„Darum tue ich es auch“, versetzte Luther lachend. „Sie haben uns mehr denn genug geärgert; man muß mit den Schlangen und Füchsen also handeln und umgehen.“

„Nun so gehet in Gottes Namen, hochwürdiger Herr Doktor“, sagte der Meister herzinnig, „und der Herr sei mit Euch, daß Ihr sie bekehret.“

„Das will ich nicht tun“, entgegnete Luther kopfschüttelnd, „aber das kann wohl geschehen, daß ich ihnen ein gut Kapitel lesen werde und lasse sie fahren. — — Horch, ich vernehme das Geräusch eines nahenden Wagens! Das ist der Doktor Bugenhagen, der soll mit uns fahren.“

In der Tat erschien der Stadtpfarrer, ebenfalls in seinem besten Festgewand. Luther stieg zu ihm auf den Wagen, und fort ging's nach dem Schloß.

Luther war in einer seltsamen Stimmung. Er schaute heiter drein, mußte sich jedoch dazu zwingen. „Seien wir auf unsrer Hut, liebster Bugenhagen, äußerte er gegen den Freund, „wir haben es mit Schlangen und Skorpionen zu tun.“

Alsdann setzte er beim Blick auf den äußern Prunk, den sie beide angelegt, lächelnd hinzu: „Siehe, da fahren der deutsche Papst und sein Kardinal Pommeranus, Gottes Werkzeuge!“

Bugenhagen mußte lächeln, sagte aber nichts: er schien sich etwas beklommen zu fühlen.

Der Wagen rollte in den Schloßhof ein, und kaum war man in die Halle eingetreten, da stand auch schon der päpstliche Nuntius vor ihnen und begrüßte sie mit artigen Worten.

Luther und Bugenhagen entblößten ihre Häupter und dankten ebenso artig, doch konnte sich Luther nicht entschließen, dem Kardinal alle seine umständlichen und feierlichen Titel zu geben.

Diesen schien die kahle Anrede nicht gerade angenehm zu berühren, doch verwand er den Verdruß und fuhr in verbindlichem Tone fort: „Es freut mich von Herzen, daß ihr meiner Ladung doch noch Folge gegeben."

Damit nötigte er seine Gäste in ein Gemach, in welchem ein Frühmahl aufgetragen stand.

Beim Blick auf den reichlich vorhandenen Wein sprach Luther mit feinem Lächeln und in einem Ton, aus welchem ein leiser Trotz herauszuhören war: „Ihr habet mich wohl in Welschland als einen trunkenen Deutschen verschreien hören?"

„Was bewegt Euch zu solcher seltsamen Frage?" forschte der Legat befremdet.

„Die gefüllten Humpen", erwiderte Luther, auf den Tisch zeigend. „Gedenket, es ist erst die neunte Morgenstunde! Überhaupt, wozu soll das Essen und Trinken? Würden wir nicht ohne dieses besser miteinander handeln können?"

Vergerius biß sich auf die Lippen. Er hatte solchen Trotz und solche Grobheit in Luther nicht vermutet. Mit der freundlichsten Miene suchte er dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem er sich nach Luthers häuslichen Verhältnissen erkundigte.

Harmlos erzählte ihm dieser von seiner Frau und seinen fünf Kindern, in deren ältestem er einen wackern Zeugen der evangelischen Wahrheit zu hinterlassen hoffe.

Der Legat nahm diese Mitteilungen mit einem leisen Lächeln hin, welches Luther nicht zu bemerken schien.

Die Unterhaltung wollte gar nicht recht in Fluß kommen. Ein Versuch des Legaten, dieselbe auf den gegenwärtig in Wittenberg anwesenden englischen Gesandten zu bringen und den Doktor Martinus über die Pläne König Heinrichs auszuhorchen, scheiterte an Luthers vorsichtiger Zurückhaltung.

Mehr Glück hatte er, als er die Rede auf die evangelische Kirche brachte und fragte: „Weihet ihr auch Priester?"

Luther erwiderte: „Freilich tun wir das! Sehet, da sitzet ein Bischof, den wir geweihet."

Bugenhagen, auf welchen bei diesen Worten Luther zeigte, setzte hinzu: „Ich habe meine Vollmacht von Luther und den andern Gliedern unsrer

Universität. Wir haben allhier in Wittenberg dieselbe Weise der Ordination, wie der Apostel Paulus sie überliefert hat."

„Warum lächelt Ihr?" fragte Luther den Legaten fast hart. „Der Papst zwingt uns ja dazu, denn er will uns keine Priester weihen. So werden bei uns ordiniert, die zuvor von der Gemeinde bestätigt worden."

„Wie haltet ihr's mit dem Fasten?" fragte der Legat weiter.

„Ich hätte nichts dawider", entgegnete Luther, „wenn der Kaiser einen oder zwei Tage in der Woche das Fasten geböte; aber der Papst sollte solch Gebot nicht tun, denn alsdann würde man glauben, das Fasten sei notwendig zur Seligkeit, und wir könnten ihm in diesem Stück nicht gehorchen."

Vergerius lächelte wieder. „In diesem Stück? O, in welchem andern gehorchet ihr ihm denn noch? Gedenket der Schmähreden auf den heiligen Stuhl, deren Eure Bücher voll sind! Ihr redet aber solches, weil Ihr ferne seid; weiltet Ihr in Rom, so würde es Euch auch also gehen wie mir, der ich, nach Deutschland gekommen, bei den Evangelischen manches besser gefunden habe, als ich gemeinet und berichtet worden."

„Nun ja", versetzte Luther, sich verneigend, „ich erkenne an, daß der gegenwärtige Papst ein kluger und rechtschaffener Mann sein mag. So hat es freilich schon damals von dem Papst geheißen, als ich in Rom war und die Messe las. Der zu jener Zeit den heiligen Stuhl zierte, hieß Julius II."

Eine schnelle Röte huschte über des Legaten Stirn, der den Stich wohl gefühlt hatte. Er bemühte sich nun durch einige Krümmungen das Gespräch auf den eigentlichen Gegenstand, das Konzil, zu lenken; darauf ging Luther sofort ein und antwortete mit allem Freimut: „Redet ehrlich, Herr Kardinal: es ist nicht euer Ernst, ein Konzil zusammenzurufen, es ist nur euer Spott. Und wenn ihr gleich ein Konzil hieltet, so würdet ihr doch nichts handeln als von Kappen, Platten, Essen, Trinken und dergleichen Narrenwerk und andern unnützen Dingen, da wir von vornherein wissen, daß es nichts ist. Aber von dem Glauben und Rechtfertigung und andern nützen und wichtigen Sachen, davon gedenket ihr nicht eines zu handeln, denn es wäre nichts für euch. Wir sind der Dinge alle durch den heiligen Geist gewiß und bedürfen gar keines Konzils, sondern andere arme Leute, so durch eure Tyrannei unterdrückt worden; denn ihr wisset nicht, was ihr glaubet. Ihnen tut es not, daß sie die Irrtümer, darinnen sie so lange gestanden, und die Wahrheit endlich erkennen."

Vergerius wurde wieder dunkelrot und fuhr auf: „Martinus, welch eine Anmaßung ist das! Ihr achtet Euch für weiser und einsichtsvoller als die Versammlung der besten, weisesten und gelahrtesten Männer der Welt,

auf welche bei ihren Beschlüssen ohne Zweifel der heilige Geist herniederfähret?"

Luther wurde jetzt auch erregt und schlug wie abwehrend mit der Hand um sich. „Lassen wir das eitle Gerede — ich werde, so Gott will, zu dem Konzil kommen und will den Kopf verlieren, wenn ich meine Lehre nicht verfechte gegen die ganze Welt! Dieser Zorn meines Mundes ist nicht mein, sondern Gottes Zorn."

Vergerius ergrimmte innerlich, bezwang aber die Hitze durch die erfreuliche Wahrnehmung, daß er seinen Zweck erreicht habe, denn er hatte aus Luthers Munde die Zusage, daß er auf dem Konzil erscheinen werde. Wenn Luther kam, so war damit nach seiner Meinung auch das Erscheinen der evangelischen Fürsten gesichert, und das war ja der Zweck seiner Reise durch Deutschland. So überhörte er denn die Grobheit, welche in den Worten Luthers lag, und fragte in ruhigem Tone weiter: „In welcher Stadt wünschet Ihr das Konzil zu haben?"

„Wo es Euch gefällt", antwortete Luther kühl, „es sei zu Mantua, Padua, Florenz, oder wo Ihr wollt."

„Wolltet Ihr auch gen Bologna?"

„Bologna? Wes ist die Stadt?"

„Des Papstes."

„Allmächtiger Gott, hat der Papst auch diese Stadt an sich gerissen? — Ja, ich will hinkommen."

„Der Papst würde sich auch nicht weigern, hierher zu Euch gen Wittenberg zu kommen", sagte der Legat und maß dabei den Luther mit lauerndem Blick, wie derselbe die unerhörte Botschaft aufnehmen würde.

Der Doktor Martinus blieb aber ganz gelassen und erwiderte: „Nun wohlan, so komme er her, wir wollen ihn gern sehen."

Erstaunt über diese Ruhe fuhr der Legat in etwas schärferem Tone fort: „Wie wollet Ihr ihn sehen: mit einem Kriegsheer oder ohne das?"

„Wie es ihm beliebet, wir wollen ihn schon empfangen", versetzte Luther mit dem unerschütterlichsten Gleichmut, so daß der Legat es für angezeigt hielt, die Verhandlung zu beenden. Er erhob sich bald vom Tisch, ihm nach die Geladenen.

„Sehet zu, daß Ihr gerüstet seid zu dem Konzil", mahnte er nochmals und empfahl sich dann.

„Ich werde kommen, Herr", erwiderte Luther, „mit diesem meinem Halse."

Aus den Augen des Legaten schoß bei diesen Worten noch ein feindlicher Blick, doch bezwang er sich und wandte sich schnell hinweg. Kurz darauf ritt er mit seinem Gefolge von dannen.

Zog er nun aber seine Straße im Gefühl des Sieges, so hatte er sich getäuscht: bei dem Kurfürsten von Sachsen fand er durchaus keinen freundlichen Empfang, und dessen spröde Haltung bestimmte auch die übrigen Mitglieder des schmalkaldischen Bundes. Infolgedessen kehrte Vergerius ziemlich verstimmt nach Rom zurück.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Ein Weihnachtsabend.

Tief in Schnee gebettet lag die Welt, und alle Gewässer waren zugefroren; wie erstarrt lag der Verkehr der Menschen, wer es haben konnte, der blieb unter dem schirmenden Dach, in der Nähe des wärmenden Ofens. Aber so muß es auch sein, wenn das Christkind kommt: zum lieben Weihnachtsfest gehört sich Schnee und Eis.

Im Lutherhause ging's still zu. Der ahnungs- und geheimnisvolle Charakter, welcher der Adventszeit eigen ist, steigerte sich in demselben Maß, als das Fest näherrückte. Die Mutter schloß sich viel ein und ward den Kindern wenig sichtbar. Der Wolfgang tat es ihr nach: er saß den größten Teil des Tages in der Drechslerwerkstatt, welche Luther sich schon vor Jahren eingerichtet hatte, um sich da durch angemessene körperliche Bewegung von dem langwierigen, nervenanstrengenden Sitzen am Studiertisch zu erholen.

Die Kinder, außer dem von seinem Lehrmeister schon sehr in Anspruch genommenen Johannes, hockten viel beieinander und erzählten sich vom heiligen Christ und lernten mit Hilfe der Muhme Lene ihre Weihnachslieder und bemühten sich, ihre Neugier zu dämpfen, was aber besonders dem vierjährigen Martin außerordentlich schwer ward; denn er schlich sich oftmals heimlich nach der Werkstatt und lugte durch das Schlüsselloch, kehrte aber jedesmal enttäuscht zurück, denn der Wolfgang hatte vorsorglich die Öffnung mit Werg verstopft.

Dieser mußte wohl etwas Besonderes im Schilde führen, denn er hatte viel mit dem Vater heimlich zu verhandeln. War da den Kleinen die Neugier zu verdenken?

Endlos dehnten sich ihnen die Tage, das Christkind wollte nimmer kommen. Endlich aber brach der heilige Abend an, und draußen auf dem Hof erschallte Schellengeläut: das war das Christkindlein.

„Nun artig, nun die Hände gefaltet, nun aufgesagt und gebetet, was ihr gelernet, dem heiligen Christ zu Ehren!“ mahnte der Vater die Kinder, von denen der drittehalbjährige Paul dermaßen zu zittern anfing, daß er kein Wort herausbrachte und nun vollends unglücklich ward in der Befürchtung, bei der Bescherung leer auszugehen.

Er überzeugte sich indes sogleich, daß seine Besorgnis unbegründet gewesen, denn als die Tür zur Wohnstube aufging, siehe, da lag auf dem großen Tisch für einen jeden etwas, und der helle Lichtschein, mit welchem die Kerzen den Raum erfüllten, verklärte die Gaben, daß sie wie rechte, echte Geschenke des Himmels erschienen.

Und nun war das ein Jubel um den Tisch her, daß den Alten schier Hören und Sehen verging, bis der Martin, in dem Zimmer umherspähend, fragte: „Wo ist der Wolfgang?“

„Er wird bald kommen“, tröstete der Vater mit seltsamer Gebärde und mehrte dadurch nur des Knaben Neugier, anstatt sie zu stillen.

Nachdem sich der erste Sturm der Freude gelegt, rief der Doktor Martinus den Anwesenden zu: „Wohlan, nun scharet euch um mich, daß wir dem Christkindlein unser Lob singen und hören, was der heilige Evangelist von ihm schreibet.“

Die Hausgemeinde nahm ihre Plätze ein, während der Doktor Martinus in die Saiten der Laute griff und alsdann mit den Versammelten das uralte Weihnachtslied anstimmte, mit welchem er in seinem Haus die Christfeier einzuleiten pflegte:

„Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart;
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht.“

Darauf griff er zu der Bibel und las das Evangelium, welches St. Lukas am zweiten erzählt.

Als er aber zu den Worten kam: „Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen“, da knarrte die Tür, und auf der Schwelle erschien eine Gestalt, vor welcher alles scheu erbebte, wenigstens die Kinder und die Mägde. War das

ein Traum? War man seiner Sinne mächtig? Oder war man von Wittenberg plötzlich nach Bethlehem entrückt und um fünfzehn Jahrhunderte in der Zeit zurückversetzt? Siehe, da stand der Engel des Herrn leibhaftig in schneeweißem, wallendem Gewand und mit Flügeln!

Der Martin und der Paul taten einen halbunterdrückten Schrei und flüchteten sich zu der Mutter; die sprach ihnen tröstlich zu, daß sie still wurden und sich ein Herz faßten.

Und horch, jetzt tat der Engel, welcher unbeweglich auf der Schwelle im Halbdunkel stehen blieb, gar seinen Mund auf und sprach mit langsamer, feierlicher Stimme:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Und bring euch gute, neue Mär;
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut gebor'n,
Von einer Jungfrau auserkor'n,
Ein Kindelein, so zart und fein,
Das soll eur Freud und Wonne sein.

Es ist der Herr Christ, unser Gott,
Der will euch führ'n aus aller Not;
Er will eur Heiland selber sein,
Von allen Sünden machen rein."

Und so ging es weiter eine gute Weile, und die Kinder standen da mit offenem Mund und konnten sich gar nicht satt hören. Es war ihnen in der Tat, als wären sie dem Irdischen entnommen, als hätte sich die Stube in einen Vorhof des Himmels gewandelt. Nur der Martin fühlte sich sehr bald wieder entzaubert, indem ihm die Stimme des Engels sehr bekannt vorkam. Und er näherte den Mund dem Ohr der Muhme Lene und flüsterte ihr zu: „Das ist der Wolfgang!"

Ja, der war es auch, und nun kam's heraus, was er mit dem Vater Heimliches gehabt. Aber wie geschickt hatte er doch seine Rolle gespielt, wie täuschend ähnlich war seine Kleidung den Engeln, welche in der Schloßkirche über dem Altar schwebten! Und wie hatte es der Vater verstanden, den Kinderton zu treffen, denn das Lied, welches der Engel Gabriel-Wolfgang aufgesagt, es war von dem Doktor Martinus gedichtet, ein „Kinderlied auf Weihnachten".

Wie nun der Wolfgang fertig war und sich von den Kleinen sattsam hatte bewundern und betasten lassen, sprach der Vater: „Nun habet acht, alle zusammen! Was der Engel gesprochen, das wollen wir jetzt miteinander

singen. Merket auf, ich will euch die Weise zuvor auf den Saiten daherschlagen."

Er nahm die Laute und gab ihnen die Melodie zweimal hintereinander an; da konnte man sie, und nun klang es wie ein Lied im höhern Chor aufs neue: Vom Himmel hoch, da komm' ich her.

„Das heiße ich ein feines Liedlein", rief es, nachdem der Gesang beendet, von der Tür her, in welche unbemerkt Melanchthon eingetreten war. „Woher ist dieses?"

„Geradeswegs vom Himmel!" scherzte Luther, indem er dem Freunde bewillkommnend die Hand schüttelte. „Siehe da den Boten, der es uns gebracht!"

Der Zusammenhang war bald erklärt, und Melanchthon sprach nun das Verlangen aus, das Lied von vorn zu hören. Bereitwillig griff Luther abermals zur Laute, und zum andernmal erschallte der fröhliche, herzige Gesang.

Melanchthon ließ es sich eine ganze Weile gefallen in dem Haus, in welchem er jeden Weihnachtsabend einzusprechen pflegte, und sah von neuem mit dem innersten Behagen zu, wie der Doktor Martinus mit den Kindern ein Kind ward — eine Kunst, welche er ihm bisher vergeblich abzulernen sich bemüht hatte.

Nachdem er sich wieder entfernt, setzte sich Luther, während die Kleinen um den Weihnachtstisch herumsprangen und sich ihrer Geschenke freuten, mit den andern um den Ofen her. Als auf seinen Befehl eine Magd einen mit Wein gefüllten Krug herbeibrachte, sagte er: „Ach, wie gar kalt und faul stellen wir elende Menschen uns an gegenüber der großen Freude, die Gott der Vater uns bereitet hat! Wir sollten nicht ablassen, unser lebelang ihm dafür Psalmen zu singen, und tun's doch nicht! So wollen wir unsern trägen Herzen nachhelfen durch den Genuß des Getränkes, welches Gott geschaffen hat, des Menschen Herz zu erfreuen."

Nachdem der Krug die Runde gemacht, fuhr der Doktor fort: „Was wir heute feiern, ist die größte Wohltat Gottes, welche alle andern Werke der Schöpfung weit, weit übertrifft. Und wir wollen es nur so schwächlich glauben, da es uns doch von den Engeln verkündiget, geprediget und gesungen wird, welche himmlische Theologen und Prediger sind und sich unserthalben also gefreuet haben. Und ihr Gesang ist gar ein schöner Gesang, darein kurz gefasset ist die Summa der ganzen christlichen Religion. Denn das „Ehre sei Gott in der Höhe" ist der höchste Gottesdienst; denselbigen wünschen sie uns und bringen sie uns in Christo Jesu."

„Ach", sagte er nach einer Pause weiter, „wie kündlich groß ist doch das gottselige Geheimnis: Gott ist geoffenbaret im Fleisch! In schweren, geistlichen Anfechtungen hat mir nichts besser geholfen, als daß ich mich des getröstet und den Teufel damit abgewiesen habe, daß der wahre, ewige Sohn Gottes unser Fleisch und Bein geworden, wie St. Paulus zu den Ephesern am fünften spricht: Wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebein. Wenn ich diesen Schild des Glaubens ergreife, so habe ich den Bösewicht mit seinen feurigen Pfeilen bald verjagt."

Durch die aufgehende Tür kam jetzt Fido, der Hofhund, hereingesprungen und rannte fröhlich auf den Ofen zu, die halb erstarrten Glieder zu erwärmen. Er drängte sich, lebhaft winselnd, an den Doktor Martinus, dem er um seiner Freundlichkeit willen sonderlich zugetan war, und schmiegte sich an ihn. Luther streichelte ihm das zottige Fell und sprach: „Ei du liebe, arme Kreatur, komm nur herein, sollst heute auch mit fröhlich sein und dein Teil haben an der großen Freude, die allem Volke widerfahren. Daß heute der Heiland geboren ist, das gehet dich auch mit an, denn siehe, du sollst heute ein ganzes Würstlein haben. Weil uns das Herz so fröhlich ist, so dränget es uns, gegen die unvernünftige Kreatur die Hand aufzutun, daß sie mit uns fröhlich sei. — Fühlen wir aber gegen die Tiere solch Erbarmen, wieviel mehr muß uns in dem Schein der Weihnachtssonne das Herz aufgehen gegen die Menschen, unsre Brüder! Und das ist ja der Wille und Absehen Gottes: er hat uns seine Liebe geoffenbaret, damit wir uns auch untereinander lieben sollen. Ach, daß wir es doch immer bedenken und zu Herzen nehmen wollten, welche Gnade uns zuteil geworden, daß wir sagen können: Gott ist Mensch geworden, so würden wir nimmer einem Menschen feind sein können und einer für den andern Leib und Leben lassen."

„Martin, Paul, freuet euch doch nicht so laut!" rief eine Magd den beiden Knaben zu, welche vor Entzücken laut aufjauchzten über eine von dem Wolfgang gefertigte Mühle, die, wenn man oben Sand einschüttete, ganz von selber ging.

Luther hob beschwichtigend den Arm: „Laß sie nur, Sibylla, und wehre ihnen nicht, lerne lieber von ihnen! Siehe, wie die Kindlein sich des Spielwerks freuen, so ihnen der heilige Christ gebracht, ob es gleich nur eitel gebrechlich Holz ist, das morgen in den Ofen geworfen wird. Wieviel mehr haben wir Ursach, uns dessen zu freuen, was uns Gott in Christo gegeben, himmlische Schätze, die weder Rost noch Motten fressen, unvergängliche Güter, die in alle Ewigkeit hinein dauern. Müssen wir darüber nicht von Herzen fröhlich sein, daß es in uns immer singet und klinget? Aber wir alte

Narren sind so stumpf und träg, nehmen solche hohe Gnade hin und achten ihrer nicht."

Frau Katharina, welche bisher sinnend dagesessen, tat jetzt den Mund auf und sprach: „Ich vermag's nimmer auszudenken, daß der, den aller Himmel Himmel nicht fassen, ein Mensch geworden sein und sich in eine enge Krippe gelegt haben soll. Wie mag es doch mit ihm gewesen sein, da er ein Kind war? Was mag er getan haben in der ganzen Zeit, von der die heiligen Evangelisten schweigen?"

Luther erwiderte lächelnd: „Käthe, du bist die erste nicht, so sich an diesen Stein gestoßen. Viel Fabeln sind von alledem erdichtet, was Jesus in seiner Kindheit und Jugend getan habe, wie zu sehen ist in dem Buch mit dem Titel: ‚Von der Kindheit des Erlösers.' Weil aber in dem Buch viel lächerlich, närrisch Ding stehet, hat's nie viel Ansehen gehabt bei den Christen. Das ist aber das nötigste Stück, das wir Christen mit höchstem Fleiß lernen und wissen sollen, daß der Sohn des ewigen Gottes sich so tief heruntergelassen, so arm und elend geboren und solches getan um unsrer Sünde willen und seine Majestät uns zu gut so lange verborgen. Da er geboren ward, hat er geweinet gleichwie ein ander Kind; Maria hat seiner müssen warten und pflegen, ihn säugen, atzen, heben, legen, tragen, wie eine andere Mutter ihr Kind. Bald nachher mußte Joseph mit der Mutter und dem Kinde nach Ägypten fliehen vor Herodes, der das Kindlein suchte, es umzubringen. Da sie aber nach Herodes Tode wieder gen Nazaret gekommen sind, ist er den Eltern untertan gewesen, er wird ihnen oft Brot vom Bäcker und Wasser aus dem Brunnen geholet haben. Maria wird auch wohl zu ihm gesagt haben: ‚Jesuschen, wo bist du gewesen? Kannst nicht daheim bleiben?' Und da er nun erwachsen ist, wird er Joseph haben helfen zimmern und dergleichen.

An dieser schwachen, geringen Gestalt und dem verächtlichen Wesen, wie an Christo zu sehen war, sich nicht ärgern, ist große Kunst und Weisheit, ja Gottes Gabe und des heiligen Geistes Werk. Viele ärgern sich daran, daß wir zuweilen auf der Kanzel sagen: Christus sei ein Zimmergesell gewesen, so es doch ein viel größer Ärgernis ist, daß er als Gotteslästerer und Aufrührer an das Kreuz geschlagen und zwischen zwei Übeltätern gehangen. Denn die Gehenkten waren verflucht. Wenn wir aber von diesem Artikel immer predigen und sagen, daß Christus für unsre Sünden gekreuziget und gestorben sei, warum sollen wir dann nicht auch sagen, er sei ein Zimmermann gewesen?

Man schreibt, es sei ein frommer, gottseliger Bischof gewesen, der habe Gott oft mit Ernst gebeten, daß er ihm wollte offenbaren, was doch Jesus in seiner Jugend getan hätte. Über eine Zeit hernach hat derselbige Bischof

einen Traum gehabt dergestalt: ihm sei im Schlaf vorgekommen, als sähe er einen Zimmermann sein Handwerk treiben und ein Knäblein bei ihm, das abgehauene Späne auflese; indem sei eine Jungfrau in einem grünen Rock gekommen und habe beiden zugerufen, sie sollten zum Essen kommen, und habe ihnen Brei vorgesetzt. Solches alles hat der Bischof, wie ihm gedeucht, im Traum gesehen, hinter der Tür stehend, daß sie seiner nicht gewahr würden. Da habe das Knäblein angefangen und gesagt: ‚Was stehet der Mann dort? Soll er nicht auch mit essen?‘ Über diese Rede ist der Bischof also erschrocken, daß er den Kopf hart an den Bettgiebel gestoßen hat und davon erwachet ist.

Es sei nun damit, wie es wolle, es sei ein Gedicht oder eine Geschicht, so glaube ich doch, daß Christus in seiner Kindheit und Jugend sich gestellet und getan habe wie andere Kinder, doch ohne Sünde, wie Paulus zu den Philippern am andern zeuget: Ward gleichwie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden.“

Unter diesen letzten Worten war draußen auf der Diele ein Geräusch laut geworden, wie wenn sich etliche den Schnee von den Füßen stampften, und bald erschienen in der geöffneten Tür Lukas Kranach und Justus Jonas mit ihren Ehewirtinnen.

Da gab es herzlichen Empfang und fröhliche Rede bis in die späte Nacht, und als nun von ungefähr des neuen Weihnachtsliedes Erwähnung getan ward, da half dem Wolfgang, welcher schon die Augen voll Schlafs hatte, kein Sträuben, er mußte noch einmal in das Engelkleid fahren und das Lied auffagen. Ehe man aber aufbrach, griff Luther abermals zur Laute und forderte die Anwesenden auf, den Tag zu schließen mit einem Sang. Damit war man allseitig einverstanden, und in die stille, finstere Nacht hinaus erklang es feierlich im vollen Chor, das uralte, dem Doktor Martinus noch aus seiner Jugendzeit werte und vertraute Lied:

Ein Kindelein, so löbelich
Ist uns geboren heute
Von einer Jungfrau säuberlich,
Zu Trost uns armen Leuten.
Wär' uns das Kindlein nicht gebor'n,
So wär'n wir allzumal verlor'n;
Das Heil ist unser aller.
Eia, süßer Herr Jesu Christ,
Der du Mensch geboren bist,
Behüt' uns vor der Hölle.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Eintracht zwischen Nord und Süd.

Zahlreicher denn sonst sammelte sich am Sonntag Exaudi den 28. Mai 1536 die Wittenberger Gemeinde um den Altar zum Empfang des heiligen Leibes. Doch waren das nicht lauter Wittenberger: man hatte eine Anzahl fremder Gäste unter sich, denen man höflich den Vortritt ließ.

Von weit her waren sie gekommen, aus dem Süden des Reichs hatten sie sich aufgemacht zur Stadt des Propheten Deutschlands. Da waren zu sehen die beiden Straßburger Pfarrer Martin Buzer und Wolfgang Capito, ferner Abgesandte von Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Memmingen, Frankfurt, Augsburg und Fürfeld, dazu auch die Pfarrer Menius aus Eisenach und Mykonius aus Gotha.

Was hatte das zu bedeuten? War denn nicht Zwiespalt zwischen den Niederdeutschen und Oberdeutschen gerade in betreff des Abendmahls?

Ja, es war Zwiespalt *gewesen*, jetzt aber ging der Wind aus einer andern Richtung. Das Friedenswerk, an welchem Buzer jahrelang mit unermüdlichem Eifer gearbeitet, es war nun doch noch zum Abschluß gelangt.

Nach langen, mühsamen Vorverhandlungen war man übereingekommen, sich in Eisenach zum Zweck der Beratung zusammenzufinden. Da aber der körperliche Zustand des erst aus schwerer Krankheit erstandenen Luther die weite Reise nicht gestattete, so hatte man sich auf dessen Bitte bereit finden lassen, ihm näher zu kommen. Er hatte die Stadt Grimma als Ort der Zusammenkunft vorgeschlagen, die oberländischen Herren aber waren sogar bis Wittenberg gekommen — ein Beweis sowohl der Hochachtung für den Doktor Martinus als auch des Interesses, welches sie an dem Gelingen des Werkes hatten.

Auch Luther selbst hatte das herzlichste Verlangen empfunden, mit den Oberländern zu Eintracht des Glaubens zu kommen. Schon auf der Koburg hatte er gegen Buzer, der ihm dort einen Besuch machte, geäußert, er würde gern dreimal sein Leben opfern, wenn damit der Zwiespalt zwischen Nord und Süd gehoben werden könnte; und später hatte er gesagt: „Wenn wir einig würden, dann könnte das ganze Papsttum samt dem Türken und aller Welt, ja samt den Pforten der Hölle dem Evangelio keinen großen Schaden tun.“ Der leidige Zwiespalt unter den Evangelischen in Deutschland, die

doch außer dem einen Punkt im Glauben eins waren, lag ihm auf dem Herzen wie ein Stein und beunruhigte ihn beim Gedanken an seinen vielleicht baldigen Hinschied. Melanchthon, der erst gegen die Oberdeutschen eine starke Abneigung empfunden hatte, war seit dem Tode Zwinglis und infolge eingehender Studien auf andere Meinung gekommen und unterstützte den Doktor Martinus in seinen auf Herstellung der Eintracht gerichteten Bestrebungen. Andere Häupter der lutherischen Richtung freilich, wie Amsdorf in Magdeburg, Osiander in Nürnberg, Lorenz in Schwäbisch-Hall und andere, waren der Sache nicht so sehr geneigt und machten Schwierigkeiten.

Die Herren waren also nach Wittenberg gekommen und hatten mit den dortigen Theologen über das Sakrament des Altars verhandelt. Es hatte sich bald herausgestellt, daß die Oberländer den seichten Standpunkt Zwinglis verlassen hatten und der Lutherschen Auffassung sehr nahe gekommen waren, indem auch sie eine wesenhafte Gegenwart des Leibes Christi im Brot und Wein des Abendmahls zugaben. Darin allein war noch ein Lehrunterschied, daß Luther behauptete, der Leib des Herrn, weil er in dem Brot und Wein vorhanden sei, werde auch von jedem Kommunikanten genossen, auch wenn es ein ganz gottloser Mensch wäre (diesem dann freilich zum Gericht), während Buzer den wirklichen Genuß des himmlischen Guts von dem Glauben des Empfangenden abhängig machte, so daß also der, der ohne Glauben komme, bloßes Brot und Wein bekomme, gleichwie eine Maus, wenn sie an dem Brot nage. Doch trat Buzer dem Luther noch um einen Schritt näher, als er zugab, daß auch Unwürdige den Leib des Herrn empfangen, solche nämlich, die zwar den Einsetzungsworten keinen Zweifel entgegensetzen, aber doch nicht den rechten, lebendigen Glauben und Vertrauen auf Christum mitbringen; denn diese seien es, von denen der Apostel sage: Wer da unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht.

Das Gespräch mußte abgebrochen werden, weil Luther sich zu angegriffen fühlte. Am folgenden Tage nachmittags 3 Uhr kam man wieder zusammen, diesmal alle miteinander.

Luther begann die Verhandlungen mit der Frage: „Lehret und haltet ihr, daß das Brot sei der Leib Christi, für uns gegeben, und der Wein sei das Blut Christi, der es also geordnet hat, möge auch, der es darreicht oder der es empfängt, würdig oder unwürdig sein?“

Buzer erwiderte: „Ich bleibe auf dem, das wir gestern von uns gegeben, daß alle, die ohne den Glauben herzutreten und also dem Herrn sein Wort und Ordnung verkehren, nur Brot und Wein empfahen. Nicht als ob

wir sagen wollten, der Glaube des Menschen mache erst das Sakrament, welches doch allein auf Gottes Willen und Einsetzung beruhet; sondern wir meinen nur, daß, wo ein ganz gottloser und ungläubiger Mensch das Sakrament genieße, das Wort und Ordnung des Herrn gar nicht gehalten werde, denn für einen solchen ist das Sakrament gar nicht da."

Darauf wandte sich Luther gegen die übrigen Oberländer und forderte sie auf, selbst ihre Meinung zu sagen. Da bekam er die einmütige Antwort, Buzers Meinung sei auch die ihrige, und wurde von allen Seiten dringend gebeten, doch den Argwohn gegen sie fahren zu lassen und sie als rechte Genossen der augsburgischen Konfession in die Gemeinschaft *eines* Glaubens und brüderlicher Liebe aufzunehmen.

Luther kehrte sich seinen Wittenberger Kollegen zu und winkte ihnen mit den Augen, ihm in das Nebengemach zu folgen. —

Zehn Minuten etwa standen die Oberländer wartend, aber in freudiger Hoffnung, denn Luthers Mienen und Gebärden, sowie der Ton seiner Stimme ließ heute alles Gute erwarten. Als er dann an der Spitze der Wittenberger wieder erschien, lag es auf seinem Antlitz wie Verklärung, und man hörte ihm die innere Bewegung an, da er anhob: „Würdige Herren und Brüder! Wir haben nun euer aller Antwort und Bekenntnis gehöret, daß ihr glaubet und lehret, es werde im heiligen Abendmahl der wahre Leib und Blut Jesu Christi und nicht Brot und Wein allein empfangen, auch geschehe dieses Geben und Empfangen wahrhaftig und nicht bloß einbildungsweise. Ihr stoßet euch allein des *Gottlosen* halber, bekennet jedoch, wie der Apostel Paulus sagt, daß die *Unwürdigen* den Leib des Herrn empfahen; darob wollen wir nicht zanken. Weil es denn also bei euch stehet, so sind wir eins, erkennen und nehmen euch an als unsre lieben Brüder in dem Herrn, soviel dieser Artikel belanget."

Mit gefalteten Händen hatte alles zugehört, dem Buzer und Capito standen die Augen unter Wasser. Es war ein heiliger, feierlicher Augenblick, jedermann spürte das Wehen des Geistes Gottes. Alsdann reichte man sich brüderlich die Hände.

Damit war das Eintrachtswerk vollbracht, denn über die andern Punkte der Lehre, welche man hinterher noch besprach, ward leicht eine Verständigung herbeigeführt.

Am folgenden Sonntag gaben die Oberländer durch die Teilnahme am heiligen Abendmahl auch vor der Welt von dem geschlossenen Frieden öffentliches Zeugnis.

Als sie dann Abschied nahmen, rief Luther ihnen nach: „Lasset uns

begraben, was auf beiden Seiten vorgegangen, und einen Stein darauf wälzen."

Das leibliche Befinden des Doktor Martinus hatte sich wesentlich gebessert, und diese Wendung kam zum allergrößten Teil auf Rechnung der freudigen Befriedigung, welche ihm das vollbrachte Friedenswerk gewährte. War doch damit etwas Großes und Bedeutungsvolles erreicht, hatten sich doch nun alle Evangelischen des Reichs die Hand gegeben zur Einheit des Glaubens und zur Treue mannhaften Zusammenstehens. Wenn er sich auch sagen mußte, daß die Theologen, welche untereinander eins geworden, noch nicht die Gemeinden seien, so hegte er doch keinen Zweifel, daß den Hirten bald die Herden folgen würden, wie er denn selbst durch Briefe das Seine tat, um hierhin und dahin bestimmend auf die Gemeinden zu wirken. —

Keiner war über das gelungene Werk froher als der Landgraf von Hessen, dessen Betrieb es ja von jeher gewesen war, Nord und Süd im Glauben zu einen. Auch Kurfürst Johann Friedrich sah es mit großer Genugtuung, wie von den oberländischen Städten eine nach der andern sich der Wittenberger Konkordie anschloß und so alle Evangelischen des Reichs sich schließlich um die augsburgische Konfession als um ihr gemeinsames Feldzeichen sammelten, denn diese Tatsache diente ja dem schmalkaldischen Bunde ebenso zur Kräftigung nach außen wie zur Befestigung nach innen.

Gern hätten Buzer und Capito auch die Schweizer mit hereingezogen, aber so großes Wohlgefallen Luther auch an dem von ihnen im Februar 1536 zu Basel aufgesetzten Glaubensbekenntnis im allgemeinen fand, es blieb doch immer noch eine Reihe Differenzpunkte übrig, über welche nicht so schnell hinwegzukommen war. Und wenn es nun auch nicht zu einem eigentlichen Bündnis mit ihnen kam, so war doch der durch Buzers Bemühungen hergestellte freundschaftliche Verkehr zwischen Luther und den Schweizern ein großer, nicht gering anzuschlagender Gewinn.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

In Schmalkalden.

Die oberländischen Gäste hatten Wittenberg kaum verlassen, als von Rom die Ankündigung kam, daß das Konzil im nächsten Jahr statthaben solle, und zwar in Mantua.

Wie dasselbe gemeint sei, war aus dem päpstlichen Ausschreiben deutlich zu ersehen, denn da stand zu lesen, daß durch das Konzil die lutherische Pest solle ausgetilget werden. —

„Was sagst du nun, Martinus?“ fragte Melanchthon den Luther, nachdem er die päpstliche Schrift gelesen. „Stehest du noch auf deiner Meinung, daß wir auf dem Konzil erscheinen? Hat der Kurfürst nun nicht doch recht behalten, daß es am geratensten sei, das Konzil unbesucht zu lassen?“

Luther schüttelte den Kopf. „Ich achte, wenn wir gegen die Ungerechtigkeit und Bosheit Roms protestieren wollen, so ist dazu das Konzilium der geschickteste Ort. Auch muß ich ja dem Herrn Vergerius mein gegebenes Versprechen halten. So werde ich denn gehen und das Maul auftun, daß den Herren Hören und Sehen vergehen soll. Wahrlich, mich gelüstet danach!“

„Und mir banget um dich, Martinus“, fiel Melanchthon geängstet ein, „nicht wegen des Zornes und Hasses der Papisten, sondern wegen deines schwachen Leibes.“

„Mein Leib und Leben stehet in Gottes Hand“, erwiderte Luther ernst, „und wo ich gehe, meine Pflicht zu tun, da kann ich auch gewiß sein, daß der Herr mit seiner Kraft in meiner Schwachheit mächtig sein werde.“ —

Es dauerte nicht lange, so kam vom Kurfürsten die Aufforderung an Luther, er solle für alle Fälle diejenigen Artikel aufsetzen, auf welche man bei dem Konzil fußen könne.

Luther übereilte sich mit der Vollziehung des erhaltenen Auftrags nicht: er ließ die Sache anstehen bis in den Dezember. Da endlich, als ihm das Feuer auf den Nägeln zu brennen anfing, setzte er sich an seinen Tisch und schrieb.

Er nahm dazu eine besonders spitze Feder, denn in dem sanften, leisen Ton wie Melanchthon in Augsburg zu schreiben hatte er keine Lust und auch keine Veranlassung. Hatte man sich damals mit der Hoffnung getragen, eine Versöhnung mit dem Kaiser und der katholischen Partei herbeizuführen, so war man jetzt darüber hinaus, und Luther benutzte die Gelegenheit, dem Papst ohne allen Rückhalt die Wahrheit zu sagen, wer er eigentlich sei und was er aus der Kirche gemacht habe.

Ende Dezember war er mit der Schrift fertig und legte dieselbe seinen Wittenberger Kollegen Melanchthon, Jonas und Kruziger, sowie auch dem Spalatin, Amsdorf und Agrikola zur Begutachtung und Unterschrift vor, denn es war des Kurfürsten Absicht, nicht Luthers persönliche Meinungsäußerung zu hören, sondern ein gemeinsames Bekenntnis der evangelischen Theologen.

Niemand verweigerte die Unterschrift, alle waren mit Form und Inhalt einverstanden. Hei, wie da die Funken sprühten! Wenn der Papst diese Artikel zu lesen bekam, was für ein Gesicht würde er machen! Hier trat ihm sein Konterfei entgegen, ein Konterfei zum Erschrecken und Entsetzen; aber es war lebensgetreu.

Die Artikel waren in drei Abschnitte geteilt. Nachdem der erste Abschnitt die hohen Artikel göttlicher Majestät, über welche kein Streit war, aufgestellt, brachte der zweite die Streitpunkte. Nummer eins hieß es da: Nur der Glaube an Jesum Christum macht gerecht und selig, nicht das Verdienst der eignen Werke. Das ist der Grund- und Fundamentalartikel, davon darf man nicht weichen, es falle Himmel und Erde. Nummer zwei kam dann die Messe an die Reihe. Die mußte es sich gefallen lassen, als der größte und schrecklichste Greuel und als die tollste der päpstlichen Abgöttereien bezeichnet zu werden. Sie sei ein rechter Drachenschwanz, welcher noch vieles andere Ungeziefer und Geschmeiß der Abgötterei erzeugt habe, nämlich Fegfeuer, Seelenämter, Wallfahrten, Bruderschaften, Reliquien, Ablaß und dergleichen mehr. Nummer drei ging Luther den Klöstern und Stiftern zu Leibe und forderte, dieselben sollten nicht ferner zur Pflege des Bauchs, der Wollust und Müßiggangs, sondern zur Erziehung der Jugend verwendet werden. Nummer vier kam dann der wuchtigste Hieb. Da ging der Doktor Martinus an das Papsttum selbst. In der Augsburgischen Konfession, wo man noch auf eine Versöhnung aus war, hatte Melanchthon von dieser Sache ganz geschwiegen, jetzt aber bekam es der Statthalter Christi um so derber zu hören, wer er sei, nämlich nicht der Statthalter Christi, sondern der Antichrist. Der Papst ist nicht nach göttlichem Recht oder nach Gottes Wort das Haupt der ganzen Christenheit, denn diese Ehre gebühret allein dem, der da heißet Jesus Christ. So ist also der Papst der rechte Widerchrist, der sich über und wider Christum gesetzet und erhöhet hat. — Nun folgte noch ein dritter Teil, in welchem Luther in fünfzehn Artikeln wichtige Stücke der Heilslehre aufführte, über welche vielleicht eine Verständigung zu erzielen sei, freilich nicht mit dem Papst und seinen Kreaturen, die doch keinen Sinn für solche Sachen hätten, aber doch mit verständigen katholischen Theologen.

Luther übersandte die Artikel dem Kurfürsten und hatte die Freude, in einem kurfürstlichen Schreiben dessen ganze und volle Zustimmung zu erhalten. —

Am 29. Januar machte sich Luther mit Melanchthon und Bugenhagen nach Torgau auf, um von dort aus mit dem Kurfürsten weiter zu

reisen nach Schmalkalden, wo die Angehörigen des schmalkaldischen Bundes über ihr Verhalten zu dem Konzil Beschluß fassen wollten.

Langsam ging die Fahrt durch den hohen Schnee über Grimma nach Altenburg, wo Spalatin zu den Theologen in den Wagen stieg, von da nach Weimar, wo Luther trotz seines kränklichen Zustands vor dem Kurfürsten predigen mußte.

Am 7. Februar langte man in Schmalkalden an, allwo es schwer war, ein Unterkommen zu finden, denn die Zahl der zusammengekommenen Fürsten und Herren war für das kleine Städtlein schier zu groß. Es waren allein vierzig Theologen anwesend. Auch der Kaiser hatte einen Gesandten geschickt, den Vizekanzler Held, und sogar ein päpstlicher Nuntius, Peter von der Vorst, Bischof von Acqui war eingetroffen.

Am 9. Februar hielt Luther in der Stadtkirche eine Predigt. Am Abend dieses Tages fing er an über Schmerzen im Leibe zu klagen. Melanchthon machte ihm Vorwürfe, daß er sich mit dem Predigen so angestrengt habe; er solle sich ruhig verhalten, um seine Freunde nicht von neuem in Sorgen zu stürzen.

Der Anfall ging glücklich vorüber. Nach etlichen Tagen fühlte er sich wieder ganz frisch und konnte von der ausgewählten Kost, welche ihm sein Landesherr zukommen ließ, Gebrauch machen, sowie auch ein von demselben gefordertes Gutachten über die Teilnahme am Konzil abgeben. Dieses lautete dahin: Wir müssen das Konzil auf alle Fälle beschicken, denn weigern wir uns, so würden wir damit nur dem Papst gefällig sein, der ja von Herzen wünschet, daß aus dem Konzil nichts werde, und deshalb auch von vornherein gedrohet hat, er wolle die Lutherische Ketzerei ausreuten, mit welcher Drohung er die Evangelischen hat abschrecken wollen; wie er sich denn auch auf die neue Bedrängnis des Kaisers durch den Türken und Franzosen verlässet, daß das Konzil nicht zustande kommen werde. Gehen wir also nach Mantua, daß wir dem Papste die Möglichkeit rauben, auf uns zu weisen, als hätten wir durch unser Fortbleiben das Konzil vereitelt.

Etliche Tage später stellten sich indes bei Luther die alten Steinbeschwerden wieder ein. So gesund auch an und für sich die Stadt Schmalkalden lag, so ungesund war doch die Herberge, in welcher Luther ein Unterkommen gefunden hatte, und unverzeihlich war die Nachlässigkeit der Wirtsleute, welche ihren Gast mit feuchter Bettwäsche versahen. Da hatte er sich alsbald eine Erkältung zugezogen, welche sich auf die Blase legte. Trotzdem bestieg er am folgenden Tag die Kanzel und vergaß unter der Verkündigung des Worts des Leibes Schwachheit gänzlich. Doch sollte er das

Opfer, welches er der Menge der Bittenden gebracht hatte, schwer büßen. Die Schmerzen nahmen in der folgenden Nacht so überhand, daß er meinte, ein Kind des Todes zu sein.

Da er unfähig war, Wasser zu lassen, so schwoll der Leib an, und da der Magen jegliche Speise wieder von sich gab, so überfiel den Kranken eine tödliche Schwäche.

Ratlos stand der hessische Leibarzt Doktor Mengenbach nebst den drei hinzugezogenen Ärzten; auch der Doktor Sturz von Erfurt, eine medizinische Berühmtheit, welcher zu dem erkrankten Freund herbeigeeilt war, erschöpfte vergeblich seinen Verstand und gab dem Kranken hastig einen Trank nach dem andern. Noch einmal, am 23. Februar, schien eine Besserung einzutreten, dann aber gestaltete sich der Zustand um so schlimmer, und man machte sich auf das Ende gefaßt.

Herr von Prinkau, der kurfürstliche Kammerherr, erschien, um sich im Namen seines Herrn nach des Kranken Befinden zu erkundigen.

Luther wendete sich halb zu ihm herum und sagte: „Ich soll gesteinigt werden wie Stephanus und dem Papst eine Freude anrichten; aber ich hoffe, er wird nicht lange lachen. Meine Grabschrift soll wahr bleiben: Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, papa.*) Ich danke dir, lieber himmlischer Vater, daß du mich beim Glauben und Bekenntnis deines Namens erhalten hast. Ich danke auch meinem gnädigsten Kurfürsten für alle Liebe und Guttat, so er an mir getan. In seinen Schutz und Gnade befehle ich die Meinen, mein Weib und meine Kinder, und bin gewiß, er wird sie nicht verlassen."

Indem trat Melanchthon herein. Wie er den Freund so gar verändert erblickte, brachen ihm die Tränen aus den Augen, und er vermochte vor Schluchzen kein Wort hervorzubringen.

Luther aber machte sich stark, daß er gar scherzen konnte, und sprach: „Mein lieber Philippus! Hans Löser, der Marschall, pflegt zu sagen: ‚Gut Bier trinken ist keine Kunst, aber sauer Bier trinken ist eine Kunst.' So denke nun, ich müsse mich in dieser Kunst üben. Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch hinnehmen? Wie's dem Herrn gefällt, so ist's geschehen, der Name des Herrn sei gelobt! Oft genug habe ich das Spiel getrieben wider Papst und Teufel, und der Herr hat mich wunderbar errettet und gestärket: wie sollte ich nicht gleichmütig

*) Im Leben, Papst, war ich dir eine Pein,
Im Sterben werde ich der Tod dir sein.

tragen, was er nach seinem Willen mit mir macht? Unser Tod ist ja doch nichts gegen den Tod seines Sohnes; auch sind so viele große und heilige Männer vor uns begraben worden, deren Genossen zu sein wir nicht wert sind. Wollen wir bei ihnen sein, so müssen wir ja auch sterben. O Herr Christe, wie fein ist es, durch das Schwert um deines Wortes willen sterben! Nun, ich will sterben als Feind deiner Feinde: ich sterbe in des Papstes Bann, er aber stirbt in deinem Bann!"

Darauf ward er still und schien einzuschlafen. Man scheute sich, ihn zu stören, und beobachtete in großer Spannung den Atem.

Bald aber richtete er sich empor, durch einen heftigen Anfall von Erbrechen aufgescheucht. Dadurch ganz ermattet, sank er alsdann in sich zusammen und seufzte: „Ach, lieber Vater, nimm meine Seele in deine Hand, ich will dir danken und preise dich. Fahr dahin, du liebes Selichen, fahr in Gottes Namen! Wie elend sind wir Menschen! Ich habe fast nichts an Kräften mehr in mir, und doch wird das, was noch da ist, so elendiglich vom Teufel geplaget! Darum, mein Vater, mach mich standhaft und geduldig im Glauben an dich, daß ich überwinde."

Man reichte ihm einen von Mandeln bereiteten Trank. Er nahm ihn hin und sprach: „Gesegne mir's, lieber Gott, sei's zum Ende, sei's zum Leben, denn wenn diese Krankheit noch länger anhält, werde ich wohl noch toll werden. Aber auch wenn es so käme, weiß ich, daß mein Gott weise bleibet. Wäre nicht der Glaube an Jesum Christum, so wäre es kein Wunder, wenn ich mir mit einem Schwert das Leben nähme. Der Teufel fasset mich, er hat mich jetzt in seine Klauen gekriegt, ich hab's auch wohl um ihn verdienet. Aber du, Herr Christe, schaffe Rache an deinem Feinde! — Daß ich den Papst geraufet, daran habe ich wohlgetan. Mein Gott nehme mich hin und bezahle dem Teufel auch, wie er verdienet hat. Amen!"

Es kamen immer mehr fürstliche Personen, um nach des Kranken Befinden zu sehen, und die Sorge um das teure, unersetzliche Leben machte die Verhandlungen stocken; Luther und sein Schicksal beschäftigte sie jetzt mehr als Kaiser, Papst und Konzil.

Auch Kurfürst Johann Friedrich erschien. Luther war über seinen Anblick sichtlich erfreut und befahl dem guten Herrn sein Weib und seine Kinder, worauf dieser mit dem Herzton tiefster Empfindung antwortete: „Seid getrost, liebster Herr Doktor, Euer Weib soll mein Weib und Eure Kinder meine Kinder sein!"

Luther drückte dem edlen Herrn dankbar die Hand, dann sagte er nach einer Weile: „Ich habe Sorge, das liebe Evangelium werde fallen, nicht

durch den Papst, der ja über die Gläubigen nimmermehr obsiegen wird, sondern durch den Undank und Gleichgültigkeit derer, die die teure Gabe umsonst empfangen haben. — Ach, lieber Herr Gott, ich bin dein Geschöpf und du der Schöpfer, ich der Ton und du der Töpfer: ob mir nun auch das Ende käme, wenn du nur das Wort länger wolltest erhalten!"

Wieder ward er still, und die Ärzte bemühten sich, ihn durch wollene Tücher zu erwärmen.

Er ließ es geschehen und sagte: „Den einen Wunsch hätte ich wohl noch, daß ich möchte in heimischer Erde ruhen. Ich hätt's unserm Herrgott gern abgebettelt oder auch abgemurret, daß er mich in meines Fürsten Lande sterben lasse; soll's aber nicht sein, so bin ich bereit, wann und wo er mich rufet."

Doktor Sturz ging mit dem Kurfürsten beiseite und besprach sich mit ihm. „Wir dürfen ihn nicht hier lassen, Kurfürstliche Gnaden. So mühselig und fährlich es auch sein mag, ihn hinwegzubringen, es muß geschehen!"

„Aus was Ursach?" fragte der Kurfürst geängstet, und der Arzt erwiderte: „Zum ersten, daß er aus dieser elenden, ungesunden Herberge komme; zum andern, daß er von dem vielen Besuch erlöset werde; zum dritten, daß er nicht vor den Augen dieses roten Gespenstes, des päpstlichen Gesandten den Geist aufgebe, diesem zum Hohn und Schadenfreude; zum vierten, weil hier am Ort keine Apotheke vorhanden."

Der Kurfürst wußte diesen Gründen nichts entgegenzusetzen und machte Luther mit dem Vorhaben des Arztes bekannt, daß er solle heute noch nach Gotha übergeführt werden.

Ohne Widersprechen gab sich der Kranke drein. Melanchthon aber legte sich mit aller Macht dagegen. „Ja nicht heute, denn es ist Neumond! Das ist nicht wohlgetan, das könnet ihr mir glauben, denn ich mich auf die Zeichen des Himmels wohl verstehe."

„Nicht also", fuhr Luther fast unwillig dazwischen. „Die Sterne regieren unsre Schicksale nicht, sondern wir sind Herren der Gestirne."

Alle Anwesenden entfernten sich nun bis auf den Kurfürsten, mit welchem sich der Kranke noch eine Weile besprach, indem er ihm das Wohl der Kirche sowie seiner eignen Familie nochmals befahl.

Eine Stunde später fuhren zwei Wagen vor. In den vordern wurde unter unsäglichen Mühen der Kranke samt den Betten gehoben. Zu ihm stiegen Sturz, Bugenhagen, Spalatin und Mykonius ein. Im zweiten Wagen folgte ein Kohlenfeuer und andere Gegenstände, um den Kranken erwärmen zu können.

Als die Pferde anzogen, hob Luther noch einmal aus den Betten heraus die rechte Hand, schlug über die Umstehenden das Kreuz und sprach: „Gott erfülle euch mit seinem Segen und mit Haß wider den Papst!“ —

Das Wetter war glücklicherweise mild und ruhig, aber das war eine schreckliche Fahrt über die hartgefrornen Wege bergauf, bergab. Zu wiederholten malen schrie der Kranke, von den Stößen gepeinigt, laut auf, und einmal rief er: „Ach, daß ein Türke da wär, der mich schlachtete! Ich stürbe ja gern, wenn nur nicht des Teufels Legat in Schmalkalden wär und in der ganzen Welt ausschrie, ich hätte vor Angst sterben müssen.“

Man dankte Gott, als man nach vierstündiger Fahrt Tambach erreicht und den Kranken in das Haus des gräflich hennebergischen Rentmeisters gebettet hatte.

Man sollte aber bald noch mehr Ursach zum Danken bekommen: mehr als alle ärztlichen Mittel hatten die Stöße des Wagens, so schmerzhaft sie auch waren, gewirkt, denn es erfolgte jetzt eine Entleerung von Wasser — seit acht Tagen zum erstenmal!

Luther fühlte sich dadurch so erleichtert, daß er den Mut in sich fand, an Melanchthon nach Schmalkalden zu schreiben:

„Mein herzlieber Philippus!

Der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes hat in dieser zweiten Stunde der Nacht Eurer Bitten und Gebete sich erbarmet und mir unversehens einen Gang geöffnet. Wolle solches meinem allerliebsten und gnädigsten Herrn anzeigen und den andern allen, denn ich habe wohl erfahren, wie gern sie mir geholfen hätten. Es gehe nun, wie Gott will, zum Tode oder zum Leben, so bin ich bereit. Lasset doch aus diesem Exempel uns lernen beten und wagen, auf Hilfe vom Himmel zu hoffen. Gott behüte Euch alle und trete den Satan mit seinen Gesellen, den Ungeheuern des römischen Stuhls, unter Eure Füße!

Aus Tambach, dem Ort, da ich gesegnet bin, denn dies ist mein Phanuel,*) wo mir der Herr erschienen ist.“

Damit nicht genug, schrieb er auch noch nach Wittenberg an seine Frau und gab derselben Kunde von dem Wunder Gottes, das an ihm geschehen.

Den Brief an Melanchthon trug ein Eilbote nach Schmalkalden. „Luther lebt, Luther lebt!“ rief er, als er an der Herberge des päpstlichen Legaten vorüberkam, so laut er konnte, und lief dann schweißtriefend zu

*) 1. Mose 32, 30.

Melanchthon, dem bei der Botschaft die hellen Tränen aus den Augen brachen.

Früh am Morgen ging die Reise weiter nach Gotha. Man kam glücklich dort an und faßte neue Hoffnung. Tags darauf jedoch stellten sich die alten Steinschmerzen wieder ein, und neue Übelstände kamen hinzu, daß man nun wirklich sein Ende nahe glaubte, wie denn auch seine Reden die Reden eines Sterbenden waren.

Bugenhagen saß bei ihm am Bett und hörte seine Beichte. Nachdem er ihm die Absolution erteilt, sprach Luther in Absätzen und oft längern Unterbrechungen: „Ich weiß, gottlob, daß ich recht daran getan, daß ich das Papsttum gestürmet habe durch Gottes Wort, denn es ist Gottes, Christi und des Evangeliums Lästerung. — Bittet für mich meinen liebsten Philippus und Jonas und Kruziger, daß sie mir verzeihen alles, was ich wider sie gesündigt. Tröstet meine Käthe, daß sie das geduldig nehme dafür, daß sie zwölf Jahre lang Freude mit mir gehabt hat. Sie hat mir treu gedienet, nicht bloß wie eine Ehefrau, sondern wie eine Magd. Gott vergelt es ihr! Ihr aber werdet für sie und die Kinder sorgen, sogut es gehen wird. — Grüßet mir die Diakonen unsrer Kirche und die frommen Bürger von Wittenberg; sie haben mir oft gedienet. — Saget unserm Kurfürsten und dem lieben Landgrafen in meinem Namen, daß sie sich nicht sollen stören lassen durch Schreien der Widersacher über Kirchenraub und anderes dergleichen. Sie rauben ja nicht wie gewisse andere Leute, sondern ich sehe, daß sie mit den Kirchengütern die Sache der Religion fördern wollen. Sie sollen in Gottes Namen getrost für das Evangelium tun, was der heilige Geist ihnen eingibt; ich schreibe ihnen Weise und Maß nicht vor. Der barmherzige Gott wolle sie stärken, daß sie bei der reinen Lehre bleiben und ihm dafür danken, daß sie von dem Antichrist erlöset sind. Ich habe sie mit ernstlichem Gebete Gott befohlen und hoffe, der wird sie erhalten. — Ich bin jetzund bereit zum Sterben, wie der Herr will; doch lebte ich gern noch bis Pfingsten, damit ich die römische Bestie und ihr Reich durch öffentliche Schrift noch härter vor aller Welt verklage. Das werde ich tun, wenn ich lebe, und werde keines Sporns dazu bedürfen. — Hiernach befehle ich meine Seele in die Hände des Vaters und meines Herrn Jesu Christi, welchen ich gepredigt und auf Erden bekannt habe."

Es kam die Nacht mit ihrem Grauen, aber für den Kranken brachte sie Ruhe und Schlummer, und siehe, am andern Morgen fühlte sich derselbe wunderbar gestärkt, indem nicht weniger als sechs Steine von ihm gegangen waren, darunter einer von der Größe einer Bohne.

Nun konnte man die Weiterfahrt wagen. Über Erfurt, wo man einen zweitägigen Aufenthalt nahm, kam man nach Weimar. Luther hatte hier die Freude, seinen lieben Justus Jonas zu begrüßen, der ihm von Wittenberg entgegengeeilt war, desgleichen seine Nichte Else Kaufmann, welche Frau Katharina mitgeschickt hatte. Auch Melanchthon kam noch an demselben Tage aus Schmalkalden nach.

Als man zwei Tage später in Altenburg ankam, war man schon wieder in so heiterer Stimmung, daß Melanchthon über einen Unfall, den der voraufgeeilte Spalatin durch den Umsturz des Wagens gehabt hatte, sich in lateinischen Scherzversen ergehen konnte. Auch Luther fand sich aufgelegt, dem Spalatin einen schriftlichen Gruß zu schicken dieses Inhalts:

„Mein werter Spalatin, dein Jesus kommt heran
Im kranken Luther und spricht dich um Herberg an.
Was du mir Gutes tust, soll ihm geschehen sein:
Er ist das Haupt und wir die Gliederlein."

Mit der besten Hoffnung konnte tags darauf Spalatin den Freund entlassen. Und in der Tat ging die Heimreise ohne einigen Unfall vonstatten.

Am 14. März lag Luther in den Armen der Seinen, deren Freude kein Maß hatte, und bald darauf erhielt Spalatin einen vom 21. März datierten Brief, in welchem Luther schrieb: „Ich genese allmählich mit Gottes Hilfe und lerne wieder essen und trinken, obgleich mir die Beine, Kniee und Knochen noch wanken und meinen Leib nicht recht tragen können. Meine Kräfte sind mehr erschöpft, als ich selbst gedacht hätte, aber ich werde durch Ruhe und sonstige Pflege für mich sorgen, bis Gott mich erstarken läßt."

In der Karwoche und den folgenden Festtagen sahen die Wittenberger ihren teuren Doktor Martin wieder auf der Kanzel und vernahmen aus seinem Munde den Karfreitags- und Ostertrost. —

In Schmalkalden war's längst still geworden. Nicht gar lange hatten die Fürsten beieinander gesessen, ihre Beschlüsse waren ziemlich schnell gefaßt. Sie kamen darin überein, daß es eine Schande für sie sei, ein Konzil zu beschicken, dessen offen ausgesprochener Zweck die Austilgung der lutherischen Ketzerei sei, wo also von einer gerechten Untersuchung auf Grund des Wortes Gottes keine Rede sein könne. Sie gaben dem Legaten die von demselben überreichten päpstlichen Schreiben ungelesen zurück. Das war genug gesagt, das hieß auf deutsch: wir wollen von dem Konzil und von dem Papst überhaupt nichts wissen. Jetzt war der Bruch mit Rom unmißverständlich aus-

gesprochen, man hatte die Brücke hinter sich abgebrochen, daß eine Rückkehr nicht mehr möglich war.

Um so mehr fühlten die schmalkaldischen Verbündeten die Notwendigkeit, sich fest und noch fester zusammenzuschließen. Das Panier, um welches sie sich sammelten, war dasselbe, welches in Augsburg den Einigungspunkt für sie gebildet hatte: die Augsburgische Konfession, nachdem dieselbe noch einen Zusatz erhalten in betreff des Papsttums, also lautend: „Der Papst rühmt sich zum ersten, daß er aus göttlichem Recht der Oberste sei über alle Bischöfe und Pfarrherren in der ganzen Christenheit; zum andern, daß er aus göttlichem Recht beide Schwerter habe, das ist, daß er Könige möge setzen und entsetzen, weltliche Reiche ordnen usw.; zum dritten sagt er, daß man solches bei Verlust der ewigen Seligkeit zu glauben schuldig sei. Und das sind die Ursachen, daß der Papst sich nennet und rühmet, er sei der Statthalter Christi auf Erden. Diese drei Artikel halten und erkennen wir, daß sie falsch, gottlos, tyrannisch und der christlichen Kirche ganz schädlich sind."

Was wurde nun aber aus dem Konzil? Was Luther und andere sich gleich gedacht hatten: gar nichts.

Zwar dem Papste war es diesmal wirklich Ernst, denn er sah ein, daß das Konzil das einzige Mittel sei, die lutherische Ketzerei loszuwerden. Aber es wollte niemand kommen. Nicht bloß die Evangelischen hatten dem Papst abschläglich geantwortet, auch die andern Fürsten hatten keine Lust, da sie gerade andere Gedanken im Kopf hatten, denn zwischen Kaiser Karl und König Franz war wieder einmal Krieg, da hatte für ein Konzil kein Mensch Interesse. — —

Auf seinem Krankenlager in Gotha hatte sich Luther gewünscht, er möchte noch bis Pfingsten leben, um den Papst mit einer öffentlichen Schrift noch härter vor aller Welt verklagen zu können. Er hat sein Wort eingelöst: in der Schrift: „Von den Konzilien und der Kirche" hat er dem Papsttum einen Keulenschlag gegeben, davon dasselbe eine Beule trägt bis auf den heutigen Tag.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Neue Siege.

Der Schnee wirbelte in großen Flocken nieder, und der Wind jagte ihn in Haufen zusammen, daß auf den Gassen schwer vorwärts zu kommen war. Den ganzen Winter von 1538 auf 39 hatte es fast unaufhörlich geschneit, und nachdem der Januar einmal eine Pause gemacht hatte, holte der Februar das Versäumte eifrig nach.

An einem der letzten Februartage trat der Doktor Martinus durch das Gartenpförtlein in den schmalen Gang, welcher an der Stadtmauer entlang am kürzesten zu Melanchthons Wohnung führte.

Er war bei dem Freund kaum eingetreten, als ganz außer Atem Lukas Kranach eintrat und, nachdem er sich der Schneehülle halbwegs entledigt, fragte: „Habt ihr es schon vernommen, was aus Dresden gemeldet worden?“

Auf die verneinende Antwort fuhr er alsbald fort: „Herzog Friedrich ist seinem Bruder Johann nachgefahren in die Ewigkeit.“

Luther und Melanchthon standen erstarrt, sie vermochten keinen Ton von sich zu geben. Da durchbrach Kranach das Schweigen: „Wer hier nicht Gottes Finger siehet, ist ein blinder Heide. Gottes Gerichte sind über den Herzog Georg gekommen. Nun hat er den letzten Schlag bekommen, nun ist sein letzter Hoffnungsstern erloschen, und er muß sein Erbe nun doch demjenigen lassen, vor welchem ihm als einem Ketzer grauet. Sein lebelang hat er sich gegen die Wahrheit gewehrt, nun hat er doch unterliegen müssen! O, wie wird solch Gericht Gottes diejenigen schrecken, welche wie Herzog Georg dem Evangelio getrotzet und sich gegen die Erkenntnis der Wahrheit verhärtet haben!“

„Ja, es ist also“, sagte Luther tiefbewegt; „des Herrn Rat bleibet in Ewigkeit, Menschenweisheit aber gehet scheitern. Herzog Georg muß verdorren wie der verfluchte Feigenbaum.“ —

Es war in der Tat ein seltsames Geschick, welches über den Mann hereingebrochen war, der von vornherein als der grimmigste Feind Luthers alle Kräfte in Bewegung gesetzt hatte, den Lauf des Evangeliums zu hemmen. Von Haus aus ein biederer, gerader, frommer Charakter, war Herzog Georg von Sachsen nicht blind gewesen gegen manches Gebrechen der Kirche und hatte bei den Beschwerden der Reichsstände gegen den römischen Stuhl mit seiner Namensunterschrift nie gefehlt. Und wenn nun das Reformationswerk vom

Papst ausgegangen wäre, Herzog Georg wäre der erste gewesen, der Ja und Amen dazu gesagt hätte. Aber daß ein gemeiner, barfüßiger Mönch der Prophet Gottes sein sollte, das wollte dem stolzen Fürsten nicht in den Kopf, und so durfte nun alles, was der Mönch sagte, nichts wert sein, um so weniger, da sich derselbe erlaubt hatte, die Person des Papstes selbst anzutasten.

Sein Land sperrte Georg künstlich gegen den von Wittenberg ausgehenden Geist ab und wütete mit Schwert und Kerker, wenn er einsah, daß der Geist sich an die Grenzpfähle nicht kehrte; machte auch seinen ernestinischen Vettern die ernstesten Vorstellungen um den Vorschub, den sie der Sache des verhaßten Mönches leisteten, und ward nicht müde, die andern Fürsten gegen den Erzketzer zu verhetzen.

Von seinen Söhnen waren ihm nur noch zwei übriggeblieben. Auf den ältern, den Thronerben, sah der Vater mit Stolz als einen treuen Sohn der Kirche, der im Haß gegen Luther noch über den Vater kam und durch Lukas Kranach dem Doktor Martinus einmal hatte sagen lassen: „Mein Vater ist zu gelind gegen dich, du Knecht des Satanas, gewesen. Wenn ich ins Regiment komme, will ich mich an dir erholen, was du an meinem Vater verschuldet;“ worauf er freilich eine Antwort bekommen hatte, die ihn baß verdroß, diese nämlich: „Gott hat mich vor Herzog Georgs Zorn behütet, darum kann ich mich vor Herzog Hans viel weniger fürchten. Weil dieser auf seines Vaters Tod trotzet, so ist er nicht wert, denselben zu erleben.“

Das Wort sollte eine Weissagung werden: am 11. Januar 1537 lag Prinz Johann auf der Totenbahre, ohne einen Leibeserben zu hinterlassen, der an seiner Statt die Herzogskrone tragen konnte.

Zwar hatte er noch einen jüngern Bruder Friedrich, aber der war blödsinnig.

Was nun tun? Sollte das Herzogtum an Georgs Bruder Heinrich übergehen? Dieser Gedanke war dem Alten unerträglich, denn Heinrich war ein offener Anhänger Luthers und Mitglied des schmalkaldischen Bundes. Mit seiner Thronbesteigung wäre also das Herzogtum für den römischen Glauben verloren gewesen.

In seiner Ratlosigkeit fiel der alte Georg auf den Gedanken, für den Schwachsinnigen einen Regentschaftsrat einzusetzen und außerdem ihn zu vermählen — vielleicht daß der verdorrte Stamm doch noch einmal anfinge zu sprossen.

Die Braut ward erlesen, die Hochzeit ward gefeiert, aber nach vier Wochen, am 26. Februar 1539, folgte Prinz Friedrich seinem ältern Bruder in die Grube.

So standen die Sachen im Herzogtum Sachsen. —

„Herzog Georg muß verdoren wie der verfluchte Feigenbaum", hatte Luther gesagt, aber wenn er meinte, daß das Land desselben dem Evangelio zur Beute fallen werde, so war ihm dabei noch nicht bekannt, welche Maßregeln der unglückliche Fürst beschlossen hatte, um sein Land der römischen Kirche zu erhalten. In seinem verbissenen Trotz bestimmte er in seinem Testamente, daß sein Bruder Heinrich nur dann Erbe werden sollte, wenn er bei dem alten Glauben bliebe; im andern Fall sollte Kaiser Karl oder König Ferdinand der Erbe sein.

Herzog Heinrich bekam das Testament vorgelegt, er sollte sich entscheiden.

Es war eine Stunde schwerer Versuchung, welche an den Fürsten herantrat. Er war bisher ein armer, unbeachteter Mann gewesen — jetzt winkte ihm Reichtum und Macht. Sollte er um seines Glaubens willen ein Herzogtum preisgeben?

Jetzt mußte es sich zeigen, ob es ihm um seinen Glauben Ernst sei. Und er bestand die Prüfung. Ohne einiges Besinnen legte er die Testamentsurkunde, nachdem er sie gelesen, aus der Hand und sprach: „Ehe ich dieses täte, meinen Herrn Christus zu verleugnen, so wollte ich mit meiner Gemahlin an einem Stabe aus dem Lande betteln gehen. Im übrigen, was mir mein lieber Gott gönnen will, das wird mir St. Peter nicht nehmen können."

Das Testament ging nach Dresden zurück mit der Erklärung: „Mein Glaube ist mir teurer denn ein Herzogtum. Von seinem Glauben fallen heißt die Sünde begehen, die keine Vergebung hat, weder in dieser noch in der zukünftigen Welt."

Herzog Georg war von dieser unerwarteten Nachricht so erschüttert, daß er den ganzen Tag unfähig war zu denken. Die Räte brachten ihm das Testament zur Unterschrift — er wies sie ab: „Nicht heute — morgen soll's geschehen!"

Der morgende Tag kam, aber Herzog Georg setzte seinen Namen nicht unter das Testament, denn die Nacht vorher hatte der Herr seine Seele abgefordert. —

Sein Volk hat ihm nicht sehr viel Tränen nachgeweint, mit desto größerem Jubel hat es den neuen Herrscher empfangen, denn nun durfte man ja frei und froh seines Glaubens leben, den man bisher sorgfältig hatte verstecken müssen. Die Reformation des Landes machte sich ganz von selbst — ohne großen Widerspruch fiel das Alte und baute sich das Neue.

Am Freitag nach Exaudi den 23. Mai drängte sich eine ungeheure Menschenmenge um fünf Wagen, welche in die Stadt einzogen. Im vordersten saß der Kurfürst von Sachsen Johann Friedrich mit zweien seiner Kanzler. Doch galt diesem nur verhältnismäßig geringe Aufmerksamkeit: auf dem dritten Wagen hafteten aller Augen, man wollte den Luther sehen, der da gefahren kam, um bei der Huldigung zugegen zu sein. Und am Abend drängte es sich wieder in Massen nach der Kapelle der Pleißenburg: es wollte alles den Luther hören, der da die Predigt hielt.

Vor zwei Jahren hatte er dem wider ihn von neuem schäumenden Herzog gedroht: „Wahrlich, ich sage Euch: ich werde noch zu Leipzig predigen!“ Das Wort war jetzt erfüllt. —

Noch in demselben Jahre kam aus Kurbrandenburg fröhliche Botschaft. Joachim I., der Gesinnungsgenosse Herzog Georgs, war vor vier Jahren gestorben. Auf seinem Totenbett hatte er seine beiden Söhne zum treuen Festhalten an dem alten Glauben zu verpflichten sich bemüht, war aber damit übel angekommen: der jüngere, Heinrich, welcher die Neumark bekam, war schon längst in seinem Herzen gut evangelisch gewesen, und der ältere, Joachim II., setzte dem Eindringen des neuen Geistes wenigstens keinen Damm entgegen; und als nun aus dem Lande selbst die Bitte an ihn herantrat, dem reinen Worte Raum zu geben, so entsprach das ganz seiner inzwischen gewandelten Überzeugung, und er besiegelte an der Spitze seines Hofs den Übertritt zur evangelischen Kirche durch den Genuß des heiligen Abendmahls in beiderlei Gestalt.

Wie eine Botschaft aus dem Himmel drang diese Kunde zu dem Schmerzenslager der Bekennerin und Dulderin Elisabet, der Kurfürstin Witwe, deren innere Not, Sorge und Herzeleid sich bis zu schwerer Krankheit des Gemüts gesteigert hatte, und brachte ihr bessere Hilfe als die Ärzte mit ihren Mixturen. Sie kehrte, nachdem ihr Verhältnis zu dem ältesten Sohn, dem regierenden Kurfürsten, vollständig geordnet worden, heim, um den Rest ihres Lebens im Sonnenschein glückseligen Friedens zu verbringen, Gott preisend für die endliche Erhörung ihres jahrelangen Flehens, die brandenburgischen Lande von dem Licht der evangelischen Wahrheit erleuchtet und erwärmt zu sehen. —

Auch das Herzogtum Braunschweig-Kalenberg zählte jetzt zu den evangelischen Ländern, indem die Herzogin Witwe Elisabet die Vormundschaft über ihren minderjährigen Sohn benutzte, um nicht bloß diesen im evangelischen Glauben zu erziehen, sondern auch seinem Volk das lautere Gotteswort verkündigen zu lassen.

Ganz Deutschland war nun evangelisch, denn wenn auch hier und da noch ein Herrscher wie die Herzöge von Bayern und der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel sich noch sperrten, so mochten sie doch dem gewaltigen Strom nicht wehren, daß er über ihre Grenze flutete. Damit aber nicht genug, hatte auch in Schweden und Dänemark die evangelische Wahrheit sich Bahn gebrochen und den Sieg gewonnen.

Das alles war Freude des Herzens, welche der Herr seinem getreuen Knechte als Zugabe zu der neuen Kräftigung seines Leibes bescherte, und in dem Augustinerkloster zu Wittenberg gab die Laute vollen Ton und rauschte ein Loblied nach dem andern daher.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Der Betemeister.

Vor der Herberge zum roten Hahn in Weimar hielt an einem Junitag des Jahres 1540 ein Reisewagen, aus welchem man mit aller Behutsamkeit einen Kranken ins Haus trug.

Bald hatte sich auf der Gasse eine große Menschenmenge gesammelt, nachdem es bekannt geworden war, daß der Erkrankte kein geringerer sei als der Magister Philipp Melanchthon, auf der Reise nach Hagenau begriffen, wo auf dem Reichstag der Kaiser noch einmal einen Versuch machen wollte, durch ein Religionsgespräch den alten Glauben mit dem neuen zu versöhnen.

Melanchthon lag schwer danieder, und Doktor Sturz, welchen der just in Weimar anwesende Kurfürst von Erfurt hatte kommen lassen, zuckte ratlos die Achseln, da von seinen Medikamenten keins anschlug.

Wie hätte das auch geschehen mögen? Das Übel saß weniger im Leib als in der Seele. Sorge und Kummer, Angst und Gewissensdruck war es, was den Magister daniedergeworfen hatte.

Es war nämlich ein sehr ärgerlicher Handel vorgefallen. Martin Buzer war eines Tags im Auftrag des Landgrafen von Hessen nach Wittenberg gekommen und hatte sich von den dortigen Theologen einen Beichtrat in einer sehr heiklen Angelegenheit erbeten. Der Landgraf, eine sinnliche Natur, hatte seiner angetrauten, ihm aber wegen körperlicher Gebrechen und

widerlicher Angewöhnungen in keiner Weise genügenden Gemahlin wiederholt die Treue gebrochen. Von seinem evangelischen Gewissen verklagt, wagte er sich nicht zum Tisch des Herrn, in seinem Willen aber hatte er nicht die Kraft, der Versuchung zu neuer Untreue zu widerstehen. In seiner Not geriet er endlich auf den Gedanken, mit Bewilligung seiner Gemahlin sich ein zweites Weib zur linken Hand antrauen zu lassen. Der Gedanke war abenteuerlich, da nach kaiserlichem Recht die Doppelehe als strafwürdiges Verbrechen galt; aber er war nicht ohne Beispiel. Man wußte von einem Grafen von Gleichen zu erzählen, daß er sich aus dem Morgenland ein Weib mit heimgebracht und dem zu Hause seiner wartenden hinzugesellt habe. Man wollte ferner von dem alten Kaiser Valentinian II. wissen, daß er zwei Frauen gehabt habe. Der Landgraf dachte außerdem an die alttestamentlichen Personen und Zustände, von denen er mit einer Anzahl Theologen meinte, sie fänden ohne weiteres auf die Gegenwart Anwendung. — Buzer stellte den Wittenbergern die Sache so dar, als handele es sich um ein Entweder — Oder: entweder wird dem Landgrafen die weitere Verehelichung versagt, und dann geht er an Leib und Seele verloren, oder man gestattet sie ihm ausnahmsweise, und er führt dann in den Schranken der Ehe ein ehrbares, keusches Leben. — Die Wittenberger gerieten in die größte Verlegenheit. Sie konnten nicht anders, als von Gewissens wegen von dem Vorhaben abmahnen; besonders entschieden sprach sich Luther dagegen aus. Als aber Buzer ihnen das Elend des Landgrafen mit glühenden Farben schilderte, gaben sie doch halb und halb zu, daß von den beiden vorhandenen Übeln das letztere das kleinere sei. Doch wollten sie das nicht als ein theologisches Gutachten, sondern nur als einen geheimen Beichtrat angesehen wissen und ermahnten überdem den Landgrafen, sein Fleisch zu kreuzigen und den Versucher mit Gebet zu überwinden. — Hatten sie also weder zu- noch abgeraten, so genügte das doch dem Landgrafen schon, um die Sache nach seinem Sinn ins Werk zu setzen, und er ließ sich, unter Zustimmung seiner Gemahlin, mit dem Fräulein Margarete von der Saale trauen. Melanchthon war als Zeuge gegenwärtig. — So geheim das nun aber auch geschehen war, es wurde doch ruchbar und erregte das größte Aufsehen, ja einen wahren Sturm der Entrüstung bei Freund und Feind. Luther und Melanchthon mußten stillhalten und für ihr schwaches Nachgeben die Strafe tragen, wenn Gott eine solche über sie verhängen wollte. Und sie blieb nicht aus, denn beide Reformatoren, Männer des zarten Gewissens, mußten jetzt durch die Sturmflut schwerer, innerer Anfechtung hindurchgehen und die Marter der Reue ausstehen, dann aber kam es über den Melanchthon noch extra mit schwerer Krankheit.

Da lag er also in Weimar auf dem Bett, dem Sterben nahe. Vergebens mühte sich der Doktor Sturz um ihn. Er suchte, wie gesagt, den Schaden an der falschen Stelle, und wenn er auch den richtigen Fleck gefunden hätte, für solcherart Leiden hatte er keine Arznei.

Bessere Hilfe war dem Kranken der Brief, den er aus Wittenberg erhielt und in welchem Luther ihn bat, sich durch jenes von dem Landgrafen gegebene Ärgernis nicht allzusehr betrüben zu lassen: die Sache, um welche es sich schließlich handle, nämlich der Sieg Christi, stehe ja doch fest trotz des jetzt dazwischengetretenen Ärgernisses. König Davids Lage sei noch viel verzweifelter gewesen als die ihrige, und doch sei er nicht dahingefallen. Habe ein Sünder Buße getan und sich vor Gott gedemütigt, so solle er auch nun Glauben haben und in Hoffnung getrost sein.

Diese Worte richteten den Angefochtenen einigermaßen auf, doch hatte das kranke Gemüt den Leib schon zu stark in Mitleidenschaft gezogen, als daß der Seelentrost für sich allein auch auf den Körper heilend hätte wirken können.

Der Kurfürst schickte in seiner Angst einen Eilboten nach Wittenberg, um Luther herbeizuholen — es war ihm, als wäre der der einige wahre Tröster und Nothelfer auf Erden.

In der Stadt hieß es einige Tage später: Melanchthon ist tot, und tiefe, schwere Trauer erfüllte die gesamte Bürgerschaft.

Der das Gerücht ausgesprengt hatte, hatte so unrecht nicht: Melanchthon lag in der Tat wie ein Toter mit gebrochenen Augen, ohne Gehör, ohne Sprache, ohne Bewußtsein, und das Gesicht hatte sich ganz verändert: die Wangen waren eingesunken, die Augen gebrochen und die Nase spitz.

Während die Umstehenden mit angstvollem Beben ihn anstarrten und des letzten Atemzuges warteten, ward auf der Straße das Geräusch eines heranrollenden Wagens laut.

Man hatte des nicht acht, bald aber dröhnten schnelle Tritte auf der Stiege, und man hörte draußen eine wohlbekannte Stimme, welche alle berührte wie ein Blitzstrahl.

Im nächsten Augenblick stand der Doktor Martinus auf der Schwelle.

Er wollte in das Gemach eintreten, aber beim Blick auf das Bett versagten ihm die Glieder, so war er erschrocken, und mit rauher Stimme rief er: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!"

Dann trat er näher und rief Melanchthon bei Namen.

Keine Antwort.

Er rief ihn noch einmal und lauter — keine Antwort.

Da wandte er sich zum Fenster, fiel nieder auf seine Kniee und hob an zu beten, so kindlich demütig und so mannhaft mutig zu beten, wie nur ein Luther es vermochte. Es war, als sollte der Himmel einfallen, denn er drang in den Herrgott mit solchem Ungestüm der Fürbitte und hielt ihm alle Verheißungen vor, die in der heiligen Schrift zu lesen, daß er gewiß war, er müsse ihn erhören, wenn er anders seinen Verheißungen trauen solle.

Danach trat er abermals an das Bett heran, ergriff Melanchthon bei der Hand, rüttelte ihn und rief ihm zu: „Mein lieber Philippus, sei getrost und habe guten Mut: du sollst nicht sterben, sondern leben. Denn ob Gott gleich Ursach hat zu töten, will er doch nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Du darfst nicht dem Trauergeist Raum geben, dadurch du zum Mörder an dir selber wirst, sondern sollst dem Herrn vertrauen, der da töten und wiederum lebendig machen, schlagen und heilen kann."

Aller Augen waren starr auf den Kranken gerichtet, denn siehe, der wie tot gelegen und auf keine Anrede mehr Antwort gegeben hatte, er begann wieder Atem zu ziehen, leise erst und langsam, allmählich aber immer stärker und geschwinder, bewegte auch ein wenig die Lippen, als wollte er etwas sagen, konnte aber lange Zeit nichts hervorbringen, sondern sah nur den Doktor Martinus unbeweglich an, bis er endlich leise und kaum vernehmlich sprach: „Haltet mich nicht auf, sondern lasset mich von hinnen ziehen, denn ich auf guter Fahrt bin und mir nichts Besseres widerfahren kann."

Luther wehrte mit der Hand. „Mit nichten, du mußt unserm Herrgott noch weiter dienen." Dann gab er Befehl, etwas zu essen herbeizuschaffen.

Da dieses gebracht ward und Melanchthon sich hartnäckig weigerte, es anzunehmen, rief ihn Luther gestrenge an: „Hörst du, Philippe? Kurzum, du mußt mit mir essen, oder ich tu' dich in den Bann!"

Die Ärzte entsetzten sich ob solcher Kur, ließen es aber geschehen, da ja doch sowieso nichts mehr zu hoffen oder zu verderben war.

Melanchthon quälte sich wirklich etwas Speise hinein, und siehe, in das blasse Totengesicht kam langsam wieder Farbe und in das verwelkte Herz wieder Leben. Zusehends erstarkte er — es war ein Wunder vor aller Augen, und mit heiliger Scheu sahen alle auf den Mann, dessen Wort im Himmel so viel vermochte.

Die Genesung schritt so schnell vorwärts, daß Melanchthon schon nach einigen Tagen die Reise nach Hagenau fortzusetzen vermochte. —

Er hätte sich die Mühe sparen können, denn bei dem Religionsgespräch kam nichts heraus. Zwar die vom Kaiser bestellten Theologen brachten den besten Willen mit, aber der päpstliche Nuntius Morone, welcher auch die Nase mit hineinsteckte, verdarb alles, indem er die Sache erst durch eine Menge von Äußerlichkeiten hinzog und dann, als das Gespräch eine dem päpstlichen Ansehen gefährliche Wendung zu nehmen drohte, in den Kaiser drang, dem Handel ein Ende zu machen.

Ungern ging Karl V. auf dieses Drängen ein, gab aber den Gedanken einer Vereinbarung zwischen Rom und Wittenberg darum noch nicht auf. Auf dem Reichstag, welchen er im folgenden Jahr zu Regensburg hielt, ließ er von neuem eine Anzahl Theologen zusammenkommen, und die getroffene Auswahl weckte die besten Hoffnungen, denn es waren alles Männer von der mildesten Richtung und der versöhnlichsten Gesinnung. Auch der teilnehmende päpstliche Nuntius Conterini gehörte jener italienischen Partei an, welche darauf aus war, den schroffen Gegensatz zwischen dem alten und neuen Glauben zu vermitteln und die offenbaren Schäden der römischen Kirchenlehre zu beseitigen.

Die Sache nahm in der Tat einen guten, vielversprechenden Anlauf. Man hatte sich bereits über eine Reihe von Glaubenssätzen geeinigt, da scheiterte alles an der Lehre vom heiligen Abendmahl, indem die katholischen Theologen auf der Verwandlung des Brotes und Weines bestanden. — So mußte der Kaiser wohl nun einsehen, daß auf diesem Weg nichts zu erzielen war.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Noch ein Triumph.

Es ist mir leid um dich, mein lieber Jonas! Oder sage ich richtiger: Es ist mir leid um mich, daß ich dich lassen und allein bleiben soll. Und doch ist mein Herz voll Freude, daß ich dich senden kann. Gehe hin in Gottes Namen und sage den Christen in Halle, denen ich schon manches Trosteswort gesendet, meinen Gruß. Mit offenen Armen werden sie dich empfangen, denn voll Begierde sind sie nach dem lieben Evangelio, um welches sie schon Gut und Blut gelassen. Ziehe hin, mein Jonas, und bestelle auch dem Kardinal Albrecht, meinem lieben Freunde, meinen Gruß. Er wird dir keine Palmen

streuen, sondern dir Dornen und Steine in den Weg werfen, denn er ist verhärtet und will sich nicht bekehren lassen. Aber seine Stunde ist gekommen, denn das Maß seiner Sünden ist voll."

Es war an einem Apriltag des Jahres 1541, als Luther dem scheidenden Freunde diese Worte zurief. Im Nebengemach machten inzwischen die beiden Frauen der Freunde, welche ebenfalls in dem herzinnigsten Verhältnis zueinander gestanden hatten, ihren Abschied.

Der Wagen fuhr vor und entführte die Geliebten nebst ihren Kindern nach Halle, der Stadt, welche Kardinal Albrecht, der Kurfürst-Erzbischof von Mainz und Magdeburg, zu seiner Lieblingsresidenz erkoren hatte. Die Bürgerschaft hatte Luther um einen Verkündiger des Evangeliums gebeten, und dieser hatte ihr das Opfer gebracht, einen seiner treuesten Helfer, einen seiner besten Freunde herzugeben. — —

Es war dem Doktor Martinus eine ganz besondere Genugtuung, das lautere Wort an derjenigen Stätte verkündigt zu wissen, welche der Kardinal als sein vornehmstes und stärkstes Bollwerk gegen die Ketzerei betrachtet hatte. Waren schon seit langer Zeit in der Bürgerschaft reformatorische Neigungen vorhanden, so hatte der Kardinal alles aufgeboten, dieselben zu erdrücken. Daß der Prediger Magister Georg Winkler, der es gewagt hatte, in Abwesenheit des Kardinals in dessen Kathedrale nach Luthers Art zu predigen, auf dem Rückweg von einem Verhör in Aschaffenburg meuchlings ermordet worden war, wurde allgemein dem Kardinal auf die Rechnung geschrieben, wenn es auch niemand beweisen konnte. Albrecht hatte ferner in seinem neuen Stift eine Universität gegründet, die sollte ein Trutz-Wittenberg werden und die Studenten von der Elbe an die Saale locken — was freilich nicht in Erfüllung ging. Harte Maßregeln waren ferner von dem Kardinal gegen diejenigen Bürger erlassen worden, welche es wagten, in den umliegenden Ortschaften evangelische Predigt zu hören, und besonders gegen einen Teil des Rats, der sich den Anforderungen des Prälaten widersetzt hatte: sie mußten ihren Trotz in der Verbannung büßen. Immer straffer war damit die Spannung geworden und immer brennender das Verlangen der Bürgerschaft nach evangelischem Gottesdienst.

Da trat ein Ereignis ein, welches ganz das Ansehen gewann, als wollte es dem Kardinal den Boden unter den Füßen wegziehen. Sein Kämmerer, Hans von Schönitz, welcher nicht bloß die Aufgabe hatte, die ununterbrochene Geldnot zu beseitigen, sondern auch seinen geheimen Neigungen und Leidenschaften zu dienen, war plötzlich verschwunden: man erfuhr bald, daß derselbe in seiner Wohnung gefangen genommen und in das

Verlies der nahen Feste Giebichenstein abgeführt worden sei. Warum? Es kreuzten sich allerlei Gerüchte, und die allgemeine moralische Überzeugung ging dahin, daß der Kardinal einen unbequemen Mitwisser seiner Sünden und Schanden los sein wolle. Schönitz beteuerte dem Kerkermeister seine Unschuld, trotzdem wurde er ohne vorheriges Verhör zum Tode verurteilt und auf dem Burghof erhängt.

Nun erhoben aber die Seinen ein lautes Geschrei gegen den Meuchelmörder im Purpur. Einer wendete sich an Luther, und dieser nahm nun die Gelegenheit wahr, ein letztes Wort mit seinem alten Widersacher zu reden. Er tat es in einem offenen Brief, den er in die Welt hineinfliegen ließ. Da öffnete der unerschrockene Mann den Mund zum Zeugnis wider den, den niemand anzutasten wagte, ob ihn gleich in der Stille viele verurteilten. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Buße und Vergebung der Sünden zuvor, hochgeborener Fürst, gnädigster Herr!

Es beweget mich, diese Schrift an Ew. kardinalische Heiligkeit zu tun, nicht in der Hoffnung, daß ich damit einen Nutzen schaffen werde, sondern meinem Gewissen genugzutun. Es hat mich Ludwig Rabe einen Brief lesen lassen, darinnen ihm Ew. kardinalische Heiligkeit dräuet, weil er über Hans Schönitz allerlei geredet habe. Da nun selbiger Ludwig Rabe mein Tischgenoß ist, so kann ich nicht anders denken, als daß Ew. kardinalische Heiligkeit m i ch damit durch den Zaun stechen und stochern will, als habet Ihr Verdruß darüber, was ich und gute Leute von der Sache hören und reden. Da kann ich mit gutem Gewissen bezeugen, daß Ludwig Rabe an meinem Tisch sitzet wie ein Jüngferlein, still und bescheiden, und nicht in der Stadt herumläuft und lose Rede machet. Auch war schon die ganze Stadt voll von Schönitzens Unfall, ehe ich von Ludwig Rabe erfuhr, was mir ganz unmöglich war zu glauben, daß Hans Schantz, Eurer kardinalischen Heiligkeit zuvor so hoch geliebter Diener, sollte so plötzlich gehenket sein von seinem liebsten Herrn. Solches hätte weder Ludwig noch ich ausgebracht noch erdichtet: des Kardinals Name ward ohne unser Zutun verspeiet und verdammet. Ist nun das die Meinung, daß i ch damit gestochert werde, so bitte ich, Ew. kardinalische Heiligkeit wollten mir meinen Tisch- und Hausgenossen ungemeistert lassen. Denn ich will hören und glauben, was ehrliche Leute von Hans Schantzen reden, auch mir erlauben nachzusagen, was ich von guten Freunden vernommen. Ich sitze wahrlich nicht allhier, um alle die aufs Maul zu schlagen und Lügen zu strafen, die von

Hans Schantzen Gutes und von dem Kardinal Böses reden, hoffe auch, Ew. kardinalische Gnaden werden mit mir nicht so wie mit Hans Schantzen zum Galgen eilen. So will ich meine Gedanken und Glauben frei und unverboten haben. Sollte Ew. kardinalische Heiligkeit alle diejenigen henken, so von dem höllischen Kardinal übel reden, so würden in Deutschland nicht Stricke genug erfunden werden. Überdem werden auch nicht viele sein, die sich so leichtlich werden henken lassen wie Hans Schantz. Wenn aber dieser frei und ungefangen außerhalb Halle wäre gerichtet worden, so wäre er ungehenkt geblieben. Wenn aber Ew. kardinalische Gnaden den Ludwig Rabe in Halle hätten, er wäre vielleicht auch längst gehenket, um ihm über Hans Schantzen den Mund zu stopfen. Gelüstet aber Ew. kardinalische Heiligkeit zu erfahren, was für ein schön Geschrei in deutschen Landen über Euch gehet, so darf ich wohl daran erinnern, was vor fünfzehn Jahren geschehen, und von dem Ablaß erzählen und was sonst von Eurer Seite geschehen, wiewohl es Ew. kardinalischen Heiligkeit nicht zu raten ist, den Dreck wieder aufzurühren. Wenn aber Ew. kardinalische Heiligkeit solch bös Geschrei gern los sein will, so müßtet Ihr es außerhalb Halle verbieten mit des Papstes Bann. Daß man aber in Halle mit Gewalt verbeut, davon zu reden, schadet Hans Schantzen nicht, seiner Sache auch nicht, und machet des Kardinals Geschrei desto ärger, gleichwie Magister Georg Winklers Blut, das ich dazumal gern vom Bischof zu Mainz gewendet und zugescharret hätte, je länger desto heftiger schreiet, und besorge, es werde sich auch nicht stillen lassen, bis es gehöret und gerochen wird.

Diesen Brief will ich Ew. kardinalischen Heiligkeit zuletzt geschrieben haben, wie der Prophet Elia dem König Joram (2. Chron. 20), und damit vor Gott und Welt entschuldigt sein; getröste mich auch, daß ihr zornigen Heiligen nicht alle henken werdet, die euch feind sind, sondern werdet unserm Herrgott an seiner Kirche den Ring an der Tür lassen und etliche leben lassen, bis der rechte Henker einst über euch komme. Amen.

Gegeben zu Wittenberg am letzten Tag des Juli 1535.

Doktor Martinus Luther.

Das waren furchtbare Keulenschläge, welche hier auf den Rücken des mächtigen Mannes, des Fürsten Primas von Deutschland fielen, und alle Welt hielt den Atem an, was da erfolgen würde.

Was tat der Kardinal? Er schwieg, er ließ alles über sich ergehen. Damit hatte er sich selbst das Urteil gesprochen.

Aber Luther beruhigte sich dabei nicht. Er macht's wie immer, dachte er, er will die Sache totschweigen. Das soll ihm aber nicht gelingen!

Es dauerte nicht gar lange, so flog eine neue Schrift durch die Welt, noch schärfer und zorniger als die erste:

„Gnade und Friede in Christo, unserm Herrn,
und mein arm Paternoster.

Gnädigster Herr! Ich hab's nun oft vernommen, wie sich Ew. Kurfürstliche Gnaden bemühen, des armen Hans von Schönitz Blut zu verscharren, gleichwie Ihr zuvor das unschuldige Blut Magister Georgen auch zudecken wolltet, und ich auch noch dazumal meinen närrischen Dienst dazu tat, da ich von dem Kardinal zu Mainz gute Gedanken hatte und solch Blut auf die Domherren von Mainz schob. Weil ich nun merke, daß sich Ew. Kurfürstliche Gnaden darauf verlässet und meinet, Ihr seiet nun sicher und wollet Euch mit Ehren aus beiden Händeln ziehen, die Schande aber auf dem Toten ruhen lassen, so will ich nun anfangen und schicke Ew. Kurfürstlichen Gnaden hiermit eingeschlossen eine neue Zeitung, daraus zu merken, daß Hans Schantzens Blut in deutschen Landen nicht so still schweiget wie in Ew. Kurfürstlichen Gnaden Kammer unter den Ohrenbläsern. Und hoffe, Ew. Kurfürstliche Gnaden werden wider Willen Amen dazu sagen.

Aber auch ohne diese Zeitung weiß ich, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden Hans Schantzen, dessen Sache doch beim Reichskammergericht gehangen und für den seine Freundschaft Bürgschaft geboten, gleichwohl gehenket hat, ohne Wissen der Freundschaft und der ganzen Stadt Halle; dazu habet ihr auch dem armen Manne keinen Advokaten noch Verantwortung gestattet, welches doch einem solchen großen Herrn löblich und billig gewesen wäre. So sagt man auch für gewiß und wahr: weil Ew. Kurfürstliche Gnaden die Schuld nicht zu bezahlen gewußt, so habe es Hans Schantz mit dem Tode auf sich nehmen müssen; und hat doch der Bischof kein Recht noch Macht über Leib und Leben.

Weiter habe ich auch gelesen, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden die Schuld von Hansens Hinrichtung auf seine Freundschaft schiebet. Ich habe manche böse Tat von Kardinälen gehöret und gelesen, aber für einen solchen unverschämten, bösen Wurm hätte ich Ew. Kurfürstliche Gnaden nicht gehalten, daß Ihr mit den armen Leuten auch noch Euren Spott und Hohn haben könntet. Weil denn Ew. Kurfürstliche Gnaden des Kaisers Kammergericht verachtet, der Stadt Halle die Freiheit und dem

Schwert des Burggrafen sein Recht nimmt, so wird unser Herrgott durch unser Gebet es einmal schicken, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden den Dreck selber wird ausfegen müssen. Wenn Hans Schantz ein Dieb gewesen ist (was ich nicht glaube), so müßte man den Kardinal von Mainz längst zehnmal gehenket haben an einen Galgen, der höher wäre denn drei Giebichensteine, als der St. Moritzens Gut so schändlich vernarret und vertut mit Gaucherei und Pupperei und das Bistum ohne Unterlaß brandschatzet und schändet; wie er denn auch die arme Elsa von Kotze selige um Ehr und Gut gebracht, auch die Kirchen und Klöster beraubet, die guten Bürger von Halle verjaget, und was der edlen Taten mehr sind.

Darauf will ich Ew. Kurfürstlichen Gnaden anzeigen, was ich tun will, als den die törliche Schrift vom Magister Georgen reuet, sonderlich weil die Domherren von Mainz sehr wider mich murren, als habe ich ihnen unrecht getan. Ich will Hans Schantzens letzte Worte, da er Zeter über Gewalt geschrieen, laut in alle Welt verkünden und Ew. Kurfürstlichen Gnaden eine Fastnacht bereiten, die soll gut und lustig sein mit Gottes Hilfe. — Hiermit Gott befohlen.

Doktor Martinus Luther."

Kardinal Albrecht, dem dieser offene Brief zu Gesicht kam, war außer sich vor Wut. Hätte er Luthers habhaft werden können, er hätte ihm das Schicksal Schönitzens bereitet. Aber er war ohnmächtig, er mußte still halten.

Da gedachte er seiner Anverwandten, die sollten ihm helfen. Nach Berlin und Königsberg ritten schnelle Boten, die sollten den Kurfürsten von Brandenburg und den Herzog von Preußen bewegen, auf den Kurfürsten von Sachsen zu wirken, daß er den „Lästerer" in Wittenberg zum Schweigen bringe.

Man war erbötig, sich für den bedrängten Kardinal ins Mittel zu legen, und ließ bei Luther behutsam anfragen, was er denn gegen den Kardinal noch ferner zu schreiben gedenke.

Da kam aus Wittenberg die Antwort: „Lasset euch das nicht kümmern! Der Kardinal hat bis anher unsres Herrn Jesu Christi genug gespottet und arme Leute geplaget; möget ihr ihn dahin bringen, daß er sich bessert, das wird mehr nützen, als daß ihr euch über mein Schreiben bemühet. Nicht ich, sondern der Kardinal tut eurem Stamme Schmach an: ich habe nur einem Buben die Wahrheit gesagt. Kein Stamm ist so gut, es trägt einer zuweilen auch einen faulen Ast. Verklaget mich doch, wenn's euch geliebet!

Ich werde Red' und Antwort stehen, habe auch schon eine Schrift fertig, die dritte und ausführlichste, da die beiden ersten Streiche in die Luft gegangen."

Der Königsberger legte sich noch einmal mit aller Dringlichkeit drein: er möge die gedrohte Schrift zurückhalten. Er habe ja im Grunde recht, aber er solle doch nicht so strenge richten: Mißbräuche im geistlichen Amt seien allerorten zu finden, man müsse Geduld haben.

Luther erwiderte: „Ich verdenke es dem Anverwandten nicht, daß er sich des Bischofs von Mainz annimmt; aber Fürstliche Gnaden würden selber nicht viel Gutes von dem Bischof sagen, wenn sie meine Ursachen hören. Der Kardinal überbietet es mit Bosheit und Schalkheit. Hat doch, wie Ew. Fürstlichen Gnaden bekannt ist, jüngst in der Versammlung der Brandenburger mit dem sächsischen Kurfürsten zu Zerbst einer die Äußerung getan: ‚Ach daß der Kardinal nicht ein brandenburgischer Prinz wäre!' Derhalben bitte ich Ew. Fürstliche Gnaden, wie schon oft: man wolle den Prälaten dazu bringen, daß er gegen den Luther die Gerichte anrufe. Ich will ihm ja kein Unrecht tun, es soll ihm nur sein Recht werden."

Auf eine noch dringendere Bitte des Herzogs von Preußen ließ sich Luther endlich bewegen, die erwähnte Schrift in den Kasten zu legen.

Siehe, da tat endlich der Kardinal den Mund auf. Es erschien eines Tages einer seiner Hofbeamten bei Luther in Wittenberg und brachte die Bitte seines Herrn: er, Doktor Martin Luther, solle Schiedsrichter sein.

Luther war verblüfft — er hätte sich eher des Himmels Einsturz vermutet als diesen Antrag. Bald aber hatte er die List durchschaut: der Kardinal erbittet von mir, davon er weiß, daß ich es ihm nicht gewähren kann, er aber meinet nun, seine Pflicht getan zu haben und der Sache ledig zu sein.

Er wandte sich zu dem Boten und sprach: „Gehet hin und saget Eurem Herrn wieder, er habe an die falsche Tür geklopft, der Luther könne nicht Richter sein in einer Sache, in welcher er als Kläger erscheine."

Nachdem der Erzbischöfliche hinweg war, trat der Doktor zu seinem Wandschrein und langte hinein.

„Nun komm hervor, mein Vögelein — jetzund ist es Zeit, auszufliegen und zu singen."

Er las die Schrift wider den Kardinal, welche die Sache am eingehendsten behandelte, noch einmal durch und schickte sie alsdann in die Druckerei.

Dieser dritte Schlag war der wuchtigste, er mußte bis aufs Mark

gehen, und den Freunden ward um den kühnen Anwalt des Gemordeten bange.

„Das Blut", so hieß es in der Schrift, „schreiet von der Erde zum Himmel. Ich bin nicht Richter, bin nur der Briefträger des hohen Richters; ich schelte auch nicht den Kardinal als einen Räuber und Mörder, sondern der hohe Richter droben tut's.

Ans Licht, Bischof! — — Siehe, ans Licht will der Bischof nicht! Zur Rechnungslegung wollte er seinen Kämmerer nicht bringen, aber henken konnte er ihn! Ho, ho, besser am hohen Galgen sterben, denn im tiefen Abgrund der Höllen! —

Ein reicher Mann, der Kardinal! Laß ihn aber gleich zehntausend Juristen haben, die mit ihm schreien und speien, so heißet doch Gott uns nach dem andern Mann fragen. Wer ist der andere Mann? Dort hängt er am Galgen. Gütiger Gott, wer hat ihn gehenket? Der Bischof. Warum? Der Bischof allein wollte reden, sein Gegenpart sollte still schweigen, denn der Bischof will den Gänsen predigen. Was sagt Gott hierzu? Man soll dem Kardinal als dem einen Mann nichts glauben, bis er den andern Mann darstellet zur Antwort.

Wo bleibet hier das natürliche Recht? Ei, Se. fürstliche Güte erbeut sich ja zu Recht im Reichskammergericht. Was soll das aber? Da Hans Schantz noch lebete und hätte antworten können, da wollte der Kardinal nicht ins Kammergericht, dahin er doch zu kommen berufen war, und flohe das Licht. Nun aber der Hans Schantz tot ist und nicht antworten kann, will er ins Kammergericht und allda alle Welt zu Gänsen machen.

O über des Papstes heilige Leute! Sie wollen Kardinal sein und die ganze Kirche regieren, aber Gottes Wort verachten sie, wollen es auch tilgen. Geschiehet ihnen ganz recht, daß sie anlaufen und sich an den Kopf stoßen, wie der Kardinal mit seinen Buhlen und Rechtsverdrehern. Ach, daß ich ihm könnte das Gewissen rühren zur Buße, der so fein sein gegebenes Wort gehalten! Wollte doch Gott, daß sich der Kardinal erkennete und Gottes Barmherzigkeit endlich nicht verschmähete, so hätte ich mit diesem harten, scharfen Scheltbüchlein ein groß fröhlich Werk ausgerichtet. Will er aber nicht hören, so habe ich doch Hans Schantzen mit der christlichen Liebe Pflicht gedienet und weiß, daß nach meinem Tod mein Zeugnis mehr gelten wird als des Kardinals, welcher auch bei den Seinen übel genug riechet . . . ."

Die Welt las das Büchlein, der Kardinal las es auch, aber sein Herz verstockte sich, und er fand keine Buße. Mehr und mehr ging's mit ihm bergab, das böse Gewissen machte ihn unsicher in seinen Entschlüssen und feig in

seinen Befehlen. In seinem Erzstift wuchs ihm die evangelische Bewegung immer mehr über den Kopf, auch in seiner eignen Stadt Halle gestalteten sich die Dinge immer bedenklicher, so daß der Boden unter seinen Füßen zu wanken begann. Der Rat weigerte ihm die aufgelegte Steuer von 22 000 Gulden, wenn er nicht dem Evangelio freien Lauf ließe. Es kam zu den schlimmsten Auftritten zwischen der evangelischen und der altgläubigen Partei, bis die erstere den Mut faßte zu dem Entschluß, sich von Leipzig einen evangelischen Prediger zu bestellen. Das gelang nun zwar nicht, aber als der Kardinal in Regensburg auf dem Reichstag saß, kam von anderer Seite Hilfe: Luther, an den man sich gewendet, verhieß einen Mann zu schicken, der nicht nur eine Zunge habe zum Reden, sondern auch Zähne zum Beißen. —

In stiller, schweigender Nacht kehrte der Kardinal von Regensburg nach Halle zurück. Er wollte ungesehen in seine Residenz einziehen, er verschmähte feierlichen Empfang, der doch nur ein erheuchelter gewesen wäre.

Am andern Morgen trat er an das Fenster seines Schlafgemachs in der Moritzburg und ließ die Augen nach der Stadt hin gehen. Von allen Seiten strömte das Volk in festlichem Schmuck dem Marktplatz zu.

Der Kardinal besann sich: „Was gibt es da? Ist denn ein Festtag heute?“

Der Diener, an welchen diese Frage gerichtet war, gab zögernd zur Antwort: „Justus Jonas ist in die Stadt gekommen und prediget das Evangelium.“

Der Kardinal wankte. Das war zu viel. Er war vernichtet — der Mönch hatte über den Kardinal gesiegt. —

Wenige Zeit darauf stand die große Moritzburg in Halle öde: der Kardinal Albrecht war aus seiner Stadt entflohen, um sie nicht mehr zu sehen und in Mainz nachzudenken über Gottes Gerichte.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Tiefes Leid.

Von den Kindern umspielt saß Luther mit Frau Käthe einmal unter dem Birnbaum auf dem Hof, und die Rede kam von ungefähr auf Isaaks Opferung. „Lieber Gott“, äußerte sich Luther, „wie mag sich ein

Herzbrechen in Abraham erhoben haben, da er seinen einigen, allerliebsten Sohn Isaak hat sollen töten. O, wie wird ihm der Gang an den Berg Moriah sauer angekommen sein! Er wird wohl der Sarah nichts davon gesagt haben. Ich wollte wahrlich mit Gott disputieret haben, wo er mir solches vorgelegt und zugemutet hätte."

Frau Käthe tat einen tiefen Seufzer. „Ich kann es nicht in meinen Kopf bringen, daß Gott so grausam Ding von uns begehren sollte, sein Kind selbst zu erwürgen."

Durch solche Einrede ward aber Luther wieder auf die richtige Fährte gebracht und sprach: „Liebe Käthe, kannst du denn das glauben, daß Gott seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn und Heiland Jesum Christum, hat wollen für uns sterben lassen? Da er doch nichts Lieberes im Himmel und auf Erden gehabt hat, denn diesen geliebten Sohn, so lässet er ihn dennoch für uns kreuzigen und den schmählichsten, schmerzlichsten Tod erleiden. Sollte allhier die menschliche Vernunft nicht urteilen und sagen, daß sich Gott viel väterlicher, holdseliger und freundlicher erzeiget hätte gegen Kaiphas, Pilatus, Herodes und andere, denn gegen seinen eingeborenen Sohn? Abraham hat müssen glauben, daß eine Auferstehung der Toten sein würde, als er seinen lieben Sohn Isaak opfern sollte, von dem er doch die Verheißung hatte, daß durch ihn der Messias sollte geboren werden."

Katharina mußte ihrem Eheherrn recht geben, aber mit schmerzlichem Blick ruhte ihr Auge auf den Kindern, und das Herz zuckte ihr drinnen zusammen bei dem Gedanken, daß Gott ihr eines derselben abfordern könnte, wenn auch nicht auf so grausame Art. Sie zog das Lenchen, welches gerade neben ihr stand und andächtig zugehört hatte, stürmisch an ihre Brust und küßte ihr Mund und Wangen.

Dieses Gespräch war im Lauf der Zeit wieder vergessen worden, und die blühende Gesundheit der Kinder, die selten einmal durch eine leichte und vorübergehende Unpäßlichkeit gestört ward, beseitigte vollends in der Mutter Herzen den letzten Rest von Furcht.

Und doch hatte es der Todesengel grade auf die schönste, holdeste Blume abgesehen.

Es war im September 1542, als das Lenchen plötzlich über Schmerzen in der Brust zu klagen anfing. Der schnell herbeigerufene Arzt untersuchte das Kind mit aller Sorgfalt, konnte aber den Sitz und Ursache der Krankheit nicht entdecken. Er verordnete zwar etwas, doch nur, um erst eine Probe zu machen.

Das Mittel traf den rechten Punkt nicht, und das Übel wuchs mit erschreckender Schnelligkeit.

Vater und Mutter wichen nicht von des Kindes Lager und sahen einander an, als suchte einer bei dem andern Trost, und wendeten sich dann in ihrer Hilflosigkeit an den, der allein vom Tode zu erretten vermag.

Das Kind hatte viel Schmerzen und Beängstigung, aber es lag still und ergeben. Es sagte nichts, es klagte nichts, man erriet es nur an den zuckenden Muskeln des marmorbleichen Gesichts, das in der Nähe des Todes immer schöner und lieblicher ward, als schimmerte durch die durchsichtig werdende Haut die Seele hindurch, die reine, lautere, engelhafte Seele.

Ach, ist das ein Schmerz, wenn ein Vater, eine Mutter ihr Kind leiden sieht und möchte ihm gern helfen und kann doch nicht, möchte ihm gern die Schmerzen abnehmen und vermag's doch nimmermehr!

Manchmal, wenn Frau Katharina nicht imstande war, die Tränen zurückzuhalten, wandte das Lenchen den Kopf herum, und ein halb bittender, halb tröstender Blick ihrer lieben, sanften Augen sprach der Mutter zu: Weine nicht!

Als so mehrere Tage vergangen waren, richtete sich das Kind eines Morgens in seinem Bettlein mühsam auf und sagte zu dem dasitzenden Vater: „Lieber Vater, mich verlanget herzlich, meinen Bruder Johannes zu sehen, denn ich habe ihn sehr lieb. Möchtest du nicht gen Torgau schicken und den Magister Krodel bitten, daß er ihn auf etliche Tage aus dem Unterricht entließe? Der Johannes ist ja so fleißig, wie der Herr Magister schreibet, er wird das Versäumte bald nachholen."

Luther streichelte liebkosend die feuchtkalte Stirn und sagte dem Lenchen die Bitte zu.

Nach zwei Tagen war Johannes schon zur Stelle. Er hatte keine Ahnung gehabt von der Ursach der Zurückberufung, denn Luther hatte in seinem Brief an den Magister Markus Krodel, dessen Unterricht der Hans seit einiger Zeit genoß, diesem streng verboten, von Magdalenens schwerer Erkrankung etwas verlauten zu lassen. Um so größer war der Schrecken des armen Knaben, als er, zur Tür hereintretend, sein geliebtes Schwesterlein mit ganz verändertem Gesicht im Bett liegen sah.

Die Tage schlichen hin, und die Herzen wurden zwischen Fürchten und Hoffen hin und her geworfen. Mit angstvoller Spannung hingen der Mutter Augen an dem Gesichtsausdruck des Arztes, und sie wagte nicht zu fragen, denn sie fürchtete zerschmetternde Antwort.

Schon zwei ganze Wochen hindurch war sie in kein Bett gekommen. Die Liebe hatte sie stark gemacht, die Liebe, die sich selbst vergißt. Endlich aber forderte die Natur ihre Rechte: der müde Leib sank aufs Lager, und in

tiefem Schlummer schenkte ihr Gott einige Stunden Vergessenheit, zeigte ihr auch im Traum ein lieblich Bild: von lichtem Glanz umflossen, wie ein Engel schwebte ihr Magdalenchen auf einer rosigen Wolke, und zwei junge, schöne Gesellen kamen, sie zur Hochzeit zu holen.

Sie erzählte den Traum am andern Morgen ihrem Gatten und fügte hinzu: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Ich nehme das Traumgesicht als eine gute Vorbedeutung."

Melanchthon, welcher gerade anwesend war, verzog schmerzlich lächelnd den Mund und sagte, nachdem sich Frau Katharina entfernt hatte: „Deutest du den Traum auch also, liebster Martinus? Deinem Weibe scheute ich mich zu widersprechen, dir aber muß ich es sagen, was das Traumbild sei, denn von dir weiß ich, du hast das Kind dem Herrn schon übergeben. Die beiden Gesellen sind die lieben Engel, die werden kommen und diese Jungfrau in das Himmelreich zu dem rechten Bräutigam heimführen."

Luther antwortete nichts; er neigte das Haupt und faltete die Hände auf der Brust.

Nach einer Weile hob er den Kopf wieder und sprach: „Ich habe sie sehr lieb und wollte sie gern behalten, wenn sie mir unser Herrgott wollte lassen. Aber ist es dein Wille, lieber Gott, daß du sie dahinnehmest, so will ich sie gern bei dir wissen."

Nachdem Melanchthon wieder gegangen war, begab sich Luther nach der Krankenstube und setzte sich an das Bett. Des Kindes Augen waren schon am Brechen, und die Haut wurde immer durchsichtiger, als sollte die Verklärung schon anheben.

„Magdalenichen, mein Töchterlein", sprach der Vater mit wankender Stimme, „du bleibest gern hier bei deinem Vater und ziehest auch gern zu jenem Vater?"

Da antwortete es leise, ganz leise aus dem Bett: „Ja, Herzensvater, wie Gott will."

Die Mutter kniete in der Ecke am Boden und barg das Gesicht in beide Hände und weinte laut — sie konnte des Kindes Sterben nicht sehen.

Luther versuchte ihr zuzusprechen und sie aufzurichten: „Liebe Käthe, bedenke doch, wohin sie kommt! Das Los ist ihr gefallen aufs liebliche, ihr ist ein schön Erbteil geworden." Aber auch ihm versagte beim Anblick des nun folgenden Todeskampfs die Kraft: er sank am Bett nieder und weinte bitterlich.

Da flog leise ein Engel Gottes durch das Gemach und küßte die Himmelsbraut auf die Stirn und holte sie heim zu ihrem himmlischen Bräutigam. — — —

Drüben in der großen Stube saßen die andern Kinder dicht beieinander und hatten sich bei den Händen gefaßt und wagten keinen Laut von sich zu geben. Auch die Mägde schlichen auf den Zehen im Haus umher und waren verstummt.

Da kommt die Sibylla mit dick geweinten Augen und spricht: „Ach, nun ist das Lenichen tot!“

Die Kinder schreien auf und strecken abwehrend die Hände nach der Überbringerin der Trauerkunde und schauen sie an mit einem Blick, als sollte sie das Wort zurücknehmen. Und der Paul springt auf, schüttelt den Kopf und spricht in ungläubigem Trotz: „Es ist nicht wahr, sie ist nicht tot!“

„Es ist nicht wahr, sie ist nicht tot“, wiederholt das Gretchen und will hinüber zu dem Schwesterlein. Da kommt die Mutter ihr entgegen, und aus deren Gesicht sieht das Kind, daß es doch wahr ist. — —

Ach, wie war's so still jetzt in dem ganzen Hause! Niemands Hände waren an der Arbeit, aller Füße schritten leise, als schliefe das Lenchen nur und dürfte nicht gestört werden. Und nicht im Lutherhaus allein, in ganz Wittenberg flossen die Augen von Tränen.

Mit zitternder Hand schrieb der tiefgebeugte Vater an seinen Herzensfreund Justus Jonas in Halle:

Mein herzliebster Jonas!

Du sollst wissen, daß meine liebe Tochter Magdalena wiedergeboren ist zum ewigen Reich Christi. Wohl sollten wir, meine Frau und ich, nun nichts als danken und uns freuen über einen so glücklichen Heimgang und seliges Ende, dadurch sie der Macht des Fleisches, der Welt, des Türken und des Teufels enthoben ist; aber die Kraft der natürlichen Liebe ist so groß, daß wir ohne Schluchzen und Herzseufzer, ja ohne groß Herzbrechen das nicht können. Denn zu tief im Herzen sitzet uns die fromme, folgsame Tochter, die uns nicht ein einiges mal gekränket hat, ihre Blicke, ihre Worte, ihr ganzes Wesen, wie sie war im Leben und im Sterben, daß auch Christi Tod das nicht ganz verwischen kann, wie es doch sein müßte. Sie war, wie Du weißt, von einer milden, sanften Gemütsart und bei jedermann beliebt. — Gelobet sei unser Herr Jesus Christus, der sie berufen, erwählet und herrlich gemacht! O daß doch mir und allen Unsrigen ein solcher Tod, ja ein solches Leben zuteil würde! Das ist das einzige, was ich mir von Gott, dem Vater alles Trostes und aller Barmherzigkeit erflehe.

Martinus Luther.“

Er wischte sich die Augen und stand auf, um nach der Leiche zu gehen. Wie er in die Totenkammer trat, siehe, da kniete die Mutter bei dem toten Kind und hatte es mit einem weißen Kleid geschmückt und ihm das Haar glatt gestrichen, und steckte ihm eben ein Rosmarinzweiglein in die Hand.

Ach, wie sie so schön und hold auf ihrem Bettlein dalag, die liebe Magdalene, als dürfe der Tod an ihr nichts zerstören, als müsse er gleich alles verklären, wie am jüngsten Tage, wo die Toten auferstehen.

Am dritten Tage lag das Lenchen, mit vielen Blumen geschmückt, im offnen Sarg, den man wegen des stark herzuströmenden Volks im Hof unter dem Birnbaum aufgestellt hatte.

Luther trat herzu und gab ihr den letzten Kuß. „Du liebes Lenichen, wie wohl ist dir geschehen! Ach, du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne. Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig. Das Fleisch will nicht heran, das Scheiden vexieret einen über die Maßen sehr. Ein wunderlich Ding ist, wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch traurig sein."

Das Volk drängte sich herzu und weinte sein Beileid daher. Luther dankte den Leuten herzlich und fügte hinzu: „Es soll euch lieb sein, denn ich habe eine Heilige gen Himmel geschickt, ja eine lebendige Heilige. O hätten wir einen solchen Tod, einen solchen Tod wollte ich auf diese Stunde annehmen."

„Ja, Herr Doktor", meinte einer aus dem Volk, „es ist wohl wahr, doch behält ein jeder gern die Seinen."

Luther erwiderte: „Fleisch ist Fleisch und Blut ist Blut. Ich bin froh, daß sie hinüber ist. Keine Traurigkeit ist da, als die des Fleisches."

Der Sarg wurde zugemacht und aufgehoben. Draußen auf dem Gottesacker ward dem Lenchen neben ihrem Schwesterlein Elisabet die Ruhestatt bereitet, und zum andernmal mußte der Wolfgang die zitternden Hände zur Anfertigung eines Kreuzes zwingen, auf welches Luther die Worte schrieb:

Hier schlaf ich, Magdalenichen,
Des Doktor Luthers Töchterlein,
Und ruh mit allen Heiligen
Mich aus in meinem Kämmerlein.
Die ich in Sünde war geboren,
Hätt' ewig müssen sein verloren,
Doch leb ich nun und hab es gut,
Herr Christ, erlöst mit deinem Blut.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Trüber Ausblick.

Zwei Meilen südwärts von Leipzig, an der Landstraße nach Altenburg im Amt Borna lag zwischen grünen Wiesen, wogenden Saatfeldern und rauschenden Eichen ein kleines Landgut mit Namen Zulsdorf. Still und einsam lag es da, wie verloren in der weiten, breiten Ebene; auch hatte es ein ziemlich unscheinbares Ansehen: die Gebäude waren dürftig und zum Teil altersschwach.

Es war ein sonniger, wonniger Julimorgen. Auf allen Gräsern und Blättern glitzerte und funkelte der Tau, um die Feldblumen am Weg summten Bienen und Hummeln, berauscht von dem würzigen Duft. Aus dem Wald rief unermüdlich der Kuckuck, und aus dem Weizenfeld gab ihm die Wachtel Antwort. Auf der Wiese mähten in gleichmäßigem Takt die Schnitter das Gras, und still sinnend stand, auf seinen Stab gelehnt, der Hirt bei der auf dem Abhang weidenden Herde. Dort, wo aus dem Schilf die Frösche quakten, hielt, auf einem Bein stehend, der Storch seine Morgenbetrachtung und hörte dabei der Lerche zu, welche hoch oben in der Luft wie unbeweglich schwebend dem Schöpfer ihren Lobgesang daher tirilierte.

Stiller Friede lag auf der Welt, und die beiden Männer, welche in einem leichten Wägelein auf der Landstraße von Leipzig nach Altenburg hinfuhren, tranken in vollen Zügen all die Wonne der Natur.

„Wir sind nun bald an Ort und Stelle", sagte der eine von ihnen. „Wenn wir an jenen Linden vorüber sein werden, sehen wir es liegen. Wie ein Kind freue ich mich darauf, in dieser Stille zu rasten.

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet,*)

so sage ich mit dem alten Horatius."

Der Sprecher war kein anderer als der Doktor Martinus und der Angeredete Professor Kruziger. Außerdem befanden sich Luthers ältester Sohn Johannes und einer seiner Tischgesellen, Ferdinand von Maugis auf dem Wagen. Es galt eine Erholungsreise, die der Doktor sich nach einem wiederholten schweren Krankheitsanfall gönnen wollte. Bei dieser Gelegenheit

*) Vor allen Orten in der Welt
Mir dieser Winkel wohlgefällt.

wollte er Zulsdorf berühren, ein Landgütlein, welches er von einem in bedrängter Lage befindlichen Verwandten seiner Frau um 610 Gulden käuflich erstanden und auf welchem Frau Käthe mit besonderer Lust und Eifer bauend, bessernd und wirtschaftend gewaltet hatte.

„Siehe, da ist es", fuhr Luther nach einer Weile freudig bewegt fort, „da ist es, mein liebes Zulsdorf! Und da kommt auch schon Heinz, der Vogt, der alte, gute, treue Mann, zu dem der Herr einstmals gewißlich sprechen wird: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen: gehe ein zu deines Herrn Freude!"

„Grüß Gott, Herr Doktor und ihr Herren allzumal!" rief der Vogt schon von weitem, das Haupt entblößend und den gebrechlichen Körper in eine schnellere Gangart setzend. O, gelobt sei Gott, daß ich Euer Angesicht wieder schauen darf als eines Genesenen! Bin in rechter Sorge um Euch gewesen, da die böse Zeitung kam, und habe alle Tage für Euch ein Gebetlein gesprochen."

„Sei gegrüßet, guter Heinz", antwortete es aus dem Wagen. „Siehe, auch ich freue mich, dir die Hand schütteln zu können. Hätte dich schier nicht wiedergesehen, denn mein Peiniger, der Stein, hatte am Johannistag das Absehen, mich zu erwürgen; doch hat es Gott anders gewollt."

„Ei, so wird Euch die Ruhe und Stille in Zulsdorf sanfte tun", versetzte der Vogt mit freudig lächelndem Gesicht. „Will Euer auch nach Kräften pflegen und warten. Siehe, die Kirschen sind reif und auch die Erdbeeren. Wie lange gedenket Ihr allhier zu weilen, hochwürdiger Herr Doktor?"

„Bis morgen", erwiderte Luther.

Damit war nun aber der Heinz nicht zufrieden, und er ließ nicht ab mit Bitten, bis er noch einen Tag erhandelt hatte.

Der Wagen rollte durch das Tor in den Hof, und die Reisenden traten in das Wohnhaus ein.

„Wie kühl ist es allhier!" rief Kruziger. „Hier ist gut sein, hier lasset uns Hütten bauen!"

Luther lächelte still. „Ja, so oft ich allhier geweilet, hat die Stille sänftigend auf mich gewirket und mir Leib und Seel erquicket. Ob auch alles so gar schlicht und unscheinbar ist, so tausche ich doch mit vornehmen Fürsten nicht. Welch ein stolzes Schloß ist die Lochau, aber wer weiß, ob unser Kurfürst daran solche Freude hat als der Luther an seinem Zulsdorf."

Der Vogt lud die Herren ein, sich in die Laube des Gartens zu setzen, er wolle derweil einen Imbiß auftragen.

Luther begab sich mit den andern hinaus, zeigte ihnen im Hof das Vieh und im Garten die Bäume und Früchte und sprach sein Bedauern aus, daß seine Käthe nicht zugegen sein könne, um mit Augen zu sehen, wie gar schön das von ihr Gepflanzte und Gesäete gekommen sei.

Darauf kehrte man in die Stube zurück und erfrischte sich an den aufgetragenen Speisen. Nach dem Essen schweifte der Hans mit dem Ferdinand hinaus ins Freie, während Luther mit dem Freunde in der Laube trauliche Stunden verplauderte.

Nur zu schnell ging die Zeit hin, und als endlich der Wagen vorfuhr, um die Reisenden nach Zeitz weiterzuführen, siehe, da ward diesen der Abschied fast schwer.

Luther war unterwegs sehr schweigsam, daß sich Kruziger darüber verwunderte. „Was ist Euch, Herr Kollega? Habt Ihr etwa keine gute Nacht gehabt?"

„Ihr habet es getroffen", versetzte Luther. „Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan und bin in der schweigenden Dunkelheit von bösen Geistern heimgesucht worden, nämlich von argen, schwarzen Gedanken, welche endlich einen großen Entschluß in mir zur Reife gebracht haben. Als ich so schlaflos auf meinem Bette lag, trat mir unser Geschlecht und unsre Zeit vor die Augen und machte mir das Herz gar schwer. Auf der einen Seite hat es ja wohl ein gutes und tröstliches Ansehen, wenn ich das äußere Wachstum des Evangeliums bedenke, denn dasselbe hat ja neue Siege errungen: das Land des trotzigen Herzogs Heinrich von Braunschweig ist nun auch dem Evangelio geöffnet, und größere Freude ist uns zuteil geworden durch die wundersame Kunde, daß auch einer der Erzbischöfe, Kurfürst Hermann von Köln, den Mut gehabt hat, der erkannten Wahrheit in seinem Erzstift eine Stätte zu bereiten. Auch hat sich ja der Kaiser, der wieder einmal der Hilfe des Reichs bedurfte, sich uns jetzund gnädiger erzeigt denn je, indem er auf dem Reichstag zu Speier nicht nur das Versprechen gegeben, auf ein gemeines, freies, in Deutschland abzuhaltendes Konzil hinzuwirken, sondern auch zugesagt hat, daß er, wenn der Papst sich abermals weigere, die religiöse Frage auf einem Reichstag zu Ende bringen wolle. Dieses alles mag mich wohl erfreuen und trösten. Wie anders aber empfindet mein Gemüt, wenn ich nicht nach außen blicke, sondern nach innen! Das Licht des Evangelii leuchtet über das ganze Reich, wie viele aber sind, die in dem Lichte w a n d e l n? Das Reich Gottes ist zu allen Deutschen gekommen, sind denn aber auch alle Deutschen in das Reich Gottes gekommen? Ach, schon damals, als wir visitierend durch die sächsischen Kurlande zogen, wie habe ich da klagen müssen, daß so viele die

Gnade vergeblich empfangen! Und diese meine Klagen sind in der folgenden Zeit nicht stiller, sondern nur noch lauter geworden."

Er sank in düsteres Brüten und fuhr, als Kruziger etwas sagen wollte, fort: „Ich bin von Wittenberg hinweggezogen, daß ich wollte Ruhe und Stärkung finden nach der leiblichen Anfechtung. In dieser Nacht aber hat sich mein Sinn gewandelt zu dem Vorsatz, gar nicht wieder gen Wittenberg zurückzukehren, sondern an einem andern Ort meine Tage zu beschließen."

Kruziger fuhr zusammen. Was war das? Schon vor einem Jahr hatte Luther voll Unmuts erklärt, er sehne sich von Wittenberg, der Stätte, da so viel Greuel der Verwüstung herrsche, hinweg und werde bald von dannen gehen, und sein Entschluß war so ernst gemeint gewesen, daß nur die inständigsten Bitten und Tränen der Freunde ihn zum Bleiben vermocht hatten. Jetzt sprach er nun wieder so, und der Ton seiner Rede war ein solcher, daß an dem Ernst seines Entschlusses nicht zu zweifeln war.

„Ihr scherzet, liebster Luther", fiel Kruziger ein. „Was könnte Euch zu solch seltsamer Entschließung bewegen?"

„Weil Wittenberg ein Sodom geworden!" rief Luther im Ton der innersten Entrüstung. „Ich mag nicht länger bleiben in einer Stadt, da des wüsten, unordentlichen Wesens immer mehr wird und meiner Stimme niemand mehr achten will, da die Theologen nicht mehr feststehen und eine Spaltung drohen, da unter dem jungen Volk das alte Schwelgen und lüderliche Wesen wieder aufbricht, da die fahrenden Frauen in Haufen zuströmen und sonderlich die Studenten verderben, da auch die ehrbaren Mägdlein sich üppig kleiden mit unzüchtiger Blößung der Brust, da auch die Juristen des bösen, unordentlichen Wesens Helfer sind durch Begünstigung der heimlichen Verlöbnisse. Ich kenne ein Sprüchlein: ‚Je näher Rom, desto bösere Christen'; ach gilt das nicht auch uns, daß man sagen muß: ‚Je näher Wittenberg, desto bösere Christen?'"

„Ihr sehet zu schwarz", fiel Kruziger ein. „Es stehet bei uns nicht schlechter denn anderswo, zumal in der römischen Kirche."

Luther sah den Kollegen befremdet an. „Soll das ein Trost sein? Wie, ist denn das Evangelium vergeblich da? Soll es nicht gleich einem Sauerteig den Teig durchsäuern? Wo ist aber von der heiligenden Kraft desselben etwas zu spüren? Sehet die Bauern an, wie sie in eigensinniger Gleichgültigkeit und Stumpfheit die Zeit ihrer Heimsuchung versäumen! Sehet den Bürgerstand, wie er in Üppigkeit und Mammonssucht die dargebotene Gnade verachtet! Sehet den Adel an, wie er die Reformation der

Kirche nur darum willkommen heißet, um die Hände nach dem freigewordenen Kirchengut zu strecken! Wenn nun die Widersacher mit Fingern auf uns zeigen und sprechen: ‚Wo sind die Früchte eures Glaubens?‘ was sollen wir ihnen antworten? —

Ach, liebster Kruziger, wie war ich einst so fröhlich in Hoffnung, wie träumte ich von einem großen, schnellen Sieg des Evangeliums, meinend, das Wort brauche nur gepredigt zu werden, so werde alles kommen zu hören, und alle Herzen sich erneuern! Nun aber erkenne ich mit Trauern, daß ich mich getäuschet, daß ich von unserm deutschen Volk eine zu hohe Meinung gehabt; und mit Schrecken gedenke ich des Heilandsworts: ‚Die Hochzeit war zwar bereitet, aber die Gäste waren es nicht wert.‘ O, wenn ich meine Augen aufhebe und in die Zukunft hineinblicke, ich sehe schwere Zeiten kommen, ich sehe eine große Trübsal hereinbrechen, durch welche die Bekenner des Evangeliums erst müssen gesichtet und geläutert werden. Ich sehe Krieg und Blutvergießen, ich höre Heulen und Wehklagen, ich sehe den Satanas die Zähne fletschen und höre den Papst in Rom frohlocken, als habe er das Spiel gewonnen; mir ist's, als triebe alles auf das Ende zu, als wäre der jüngste Tag nicht mehr fern.“

Kruziger versuchte Luther auf andere Gedanken zu bringen, dieser wehrte indes entschieden ab. „Was frommet es, sich die Augen zuzuhalten? Sehet doch nur hin, wie die Dinge laufen! Sehet den Kaiser an und seinen Bruder Ferdinand: was ist nun geworden aus ihren großen Worten, da sie prahleten, sie wollten nach dem Frieden mit Frankreich die christlichen Waffen der deutschen Nation mit aller Macht wider den Türken kehren? Siehe, jetzt betteln sie bei dem Sultan demütig um einen Waffenstillstand und haben, um demselben gefällig zu sein, ihre Gesandten in türkische Kleider gehüllet, sich auch nicht entblödet, dem Großtürken einen Tribut anzubieten. O der Schmach und Schande! Also führet man jetzt Krieg mit demjenigen, welchen man so lange Jahre hindurch als Feind des christlichen Namens ausgeschrieen und um deswillen der römische Satan durch den Ablaß und unendlich viele andere Räubereien der Christenheit Geld abgepresset hat. Wozu aber sucht der Kaiser den Frieden mit dem Erbfeind der Christenheit? Wozu? Allein um alsdann seine ganze Macht wider das Evangelium zu kehren und ihm den Garaus zu machen. Längst schon hätte er das getan, wären ihm nicht bis anher durch den Franzosen und den Türken die Hände gebunden gewesen. — — Nun, so ziehe er nur das Schwert wider den Herrn und seinen Gesalbten, — der im Himmel wohnet, lachet seiner und wird über ihn kommen mit seiner göttlichen Kraft, denn das Ende der Dinge ist da, der Tag der

Erlösung ist nahe, der Herr wird den Türken samt dem Papst und seinem Helfershelfer demütigen in seiner Herrlichkeit."

Diesen mit dem Herzton tiefster Empfindung gesprochenen Worten folgte ein langes Schweigen, denn Kruziger wußte nichts mehr zu erwidern. —

Als man endlich in Zeitz angekommen war und die Herberge bezogen hatte, griff Luther alsobald zur Feder und schrieb an seine Frau:

„Gnade und Friede.

Liebe Käthe! Wie unsre Reise gegangen, wird Dir Hans wohl alles sagen, wiewohl ich noch nicht gewiß bin, ob er nicht bei mir bleiben soll; so wird's Dir doch der Doktor Kaspar Kruziger und Ferdinandus wohl sagen. Ernst von Schönfeld hat uns zu Löbnitz schön gehalten, noch viel schöner Heinz Scherle in Leipzig.

Ich wollt's gern so machen, daß ich nicht dürft' wieder gen Wittenberg kommen. Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gern mehr da bin; wollt' auch, daß Du verkaufteſt Garten und Hufe, Haus und Hof, so wollt' ich meinem gnädigen Herrn das große Haus*) wieder schenken. Und wäre das beste, daß Du Dich gen Zulsdorf setzteſt, dieweil ich noch lebe, und könnteſt Dir mit meinem Sold wohl helfen, das Gütlein zu bessern. Denn ich hoffe, mein gnädiger Herr wird mir den Sold noch folgen lassen, bis ich sterbe. Nach meinem Tod werden Dich die vier Element' zu Wittenberg doch nicht wohl leiden, darum wäre es besser bei meinem Leben getan, was getan sein will. Vielleicht wird Wittenberg, wie sich's anläßt, mit seinem Regiment nicht St. Veits Tanz, noch St. Johannis Tanz, sondern den Bettlertanz oder Beelzebubtanz kriegen, wie sie angefangen haben, die Frauen und Jungfrauen zu blößen hinten und vornen, und niemand ist, der da strafe und wehre, und wird Gottes Wort dazu gespottet. Nur weg und aus dieser Sodoma! Ich habe auf dem Lande mehr gehört, denn ich zu Wittenberg erfahre, darum ich der Stadt müde bin und nicht wiederkommen will, da mir Gott helfe!

Übermorgen werde ich gen Merseburg fahren, denn Fürst Georg hat mich sehr darum lassen bitten. Will also umherschweifen und lieber Bettelbrot essen, ehe ich meine armen, alten, letzten Tage mit dem unordentlichen Wesen zu Wittenberg martern und verunruhigen will mit Verlust meiner sauern, teuern Arbeit. Magst solches, wo Du willst, Doktor Pommern

*) Das Klostergebäude.

und Magister Philippsen wissen lassen und ob Doktor Pommer wollt' hiermit Wittenberg von meinetwegen gesegnen. Denn ich kann des Zorns und der Unlust nicht länger erleiden. Hiermit Gott befohlen.

Dienstag, Knoblochstag den 28. Juli 1545.

Dein alt Liebchen
Martin Luther."

Zwei Tage später ging die Reise weiter nach Merseburg, wo es die Weihung des zum Administrator des Bistums ernannten Fürsten Georg von Anhalt galt. Der Fürst hatte gewünscht, von Luther in sein Amt eingeführt zu werden.

Justus Jonas.
Nach dem Gemälde Kranachs v. J. 1543.

Es war früh am Morgen. Der Doktor Martinus hatte sich eben den Bart scheren lassen und war im Begriff, sich zu der feierlichen Handlung zu schmücken, als an die Tür geklopft ward und vier Herren hereintraten, bei deren Anblick Luther vor Überraschung das Wams, welches er eben in der Hand hatte, zur Erde fallen ließ. Es waren Melanchthon, Bugenhagen, Ambrosius Reuter, der Bürgermeister von Wittenberg, und Doktor Ratzeberger, der Leibarzt des Kurfürsten Johann Friedrich.

„Ich weiß wohl, was ihr wollet", rief ihnen Luther, der sich schnell wieder besonnen, entgegen. „Eure Reise ist aber vergeblich getan."

„Solche Antwort darf ich meinem gnädigen Herrn nicht bringen", rief Doktor Ratzeberger. „Schrecken und Trauer hat den Kurfürsten erfüllet, da er von Eurem Vorhaben Kunde erhalten. Er gibt Euch die heiligsten Versprechungen, mit seinem landesherrlichen Ansehen dafür einzustehen, daß die Ursachen Eurer wohlberechtigten Klagen abgetan werden. Euer Weggang würde auch nicht das Mittel sein, die Zustände zu bessern, sondern nur sie zu verschlimmern. Derhalben sollet Ihr von Eurem Vorsatz lassen und wieder umkehren an den Ort, dahin Ihr gehöret."

„Auch ich, ehrwürdiger Herr Doktor, hebe meine Stimme auf", setzte

der Bürgermeister dazu. „Gedenket doch der Schmach, die durch Euren Weggang unsrer Stadt angetan, und des Lästerns der Feinde, welches alsdann über uns ergehen würde."

„Wolleſt dich auch unsrer Universität erbarmen", flehte Melanchthon, „und deines Freundes Philippus, der ohne dich nicht stehen würde."

Luther leistete hartnäckigen Widerstand, bis es endlich den vereinten Bitten der Freunde gelang, ihn zum Weichen zu bringen. Am folgenden Tage setzte er, nachdem sich die Wittenberger Herren verabschiedet, seine Fahrt fort. Es verlangte ihn, da er so nahe bei Halle war, seinen lieben Justus Jonas wiederzusehen. So fuhr er durch das Galgtor in die alte Salzstadt ein und stieg auf der Schmeerstraße vor dem „güldenen Schlößlein", der Wohnung seines Freundes, ab, ließ sich auch durch ihn sowohl wie durch die Bürgerschaft erbitten, in der Marienkirche eine Predigt zu tun. — —

Wie ein Triumphzug war's, als am 16. August Luther auf einem mit Blumen geschmückten Wagen des Rats in Wittenberg einfuhr. Die bessern Elemente jauchzten dem Geliebten, Verehrten entgegen, von den Irregegangenen kehrten viele reumütig um und gegen die Unverbesserlichen schritten scharfe Verordnungen der Universität wie des Rates ein.

Luther sah das mit Genugtuung und nahm mit erneuter Freudigkeit seine amtlichen Obliegenheiten wieder auf.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

In die Heimat.

Der Sturm heulte und peitschte zornig den Schnee gegen die Fenster des Lutherhauses. Die armen Dohlen kauerten in ihren Mauerritzen und suchten darin Bergung; wo sich aber einmal eine des täglichen Brotes halber hinauswagte, da wurde sie vom Winde übel zerzaust. Die Zweige des Birnbaums auf dem Hof, schon schwer genug vom Schnee belastet, ächzten unter den Stößen des Sturmes, und der Wolfgang hatte seine liebe Not, von der Haustür nach dem Hoftor Bahn zu schaufeln.

Frau Katharina kniete vor einem Reisekoffer und packte, von der Margarete unterstützt, Kleidungsstücke hinein. „Das wollene Tuch dort noch reiche mir her", sprach sie. „Der Vater wird es brauchen. — Hu, das

Wetter! Man jagt nicht gern einen Hund hinaus, und dem lieben Vater mutet man solch eine weite Reise zu! Bin den mansfeldischen Grafen gram um ihre Herzenshärtigkeit und Unversöhnlichkeit, daß um ihretwillen der Doktor Luther bereits zweimal hat nach Eisleben fahren müssen und hat sie doch nicht zum Frieden bringen mögen. Mir ist so bange, daß ich ihn bei diesem Wetter abermals soll ziehen lassen! Immer klingen mir in den Ohren die Worte, die er vor etlichen Tagen zu unsern Tischgesellen sprach, da dieselben von dem schweren Fall erzählten, den eine Schlaguhr um Mitternacht getan: Erschrecket nicht — dieser Fall bedeutet mich, daß ich bald sterben werde."

Margarete seufzte vor sich hin und die Tränen traten ihr in die Augen. —

Ja, so war's: zweimal schon hatte der altersschwache Mann die Reise nach Mansfeld machen müssen, um durch seinen Schiedsspruch einen durch die Habsucht entzündeten Streit der mansfeldischen Grafen zu stillen: das erstemal im Oktober 1545 mit Melanchthon und Jonas, wo aber die Verhandlungen in der Mitte mußten abgebrochen werden, indem Graf Albrecht in den Sattel steigen mußte wider Herzog Heinrich von Wolfenbüttel; das anderemal zu Weihnachten mit Melanchthon allein, wiederum vergeblich, weil Melanchthons Erkrankung schleunige Heimkehr heischte. Aber er mochte das angefangene Friedenswerk nicht unvollendet lassen; so achtete er der Schwachheit des abgelebten Leibes nicht und rüstete sich nach zwei Wochen zu der dritten Fahrt.

Es war am Sonnabend nach Fabian Sebastian, den 23. Januar, als in den vorgefahrenen Wagen der Doktor Martinus nebst seinen drei Söhnen und deren Lehrmeister Ambrosius Rutfeld einstieg. Immer wieder ergriff Frau Katharina seine Hand, sie wollte ihn nimmer von sich lassen, so angst und weh war ihr zumut, also daß er vollauf zu tun hatte, ihr Mut einzusprechen, ob er gleich selber sehr traurig im Herzen war.

Mühselig quälte sich das schwerfällige Gefährt durch den tiefen Schnee, mehrmals war es nahe am Umschlagen. Doch gelangte man am 25. Januar ungefährdet nach Halle.

Hier sollte Rast gemacht werden, um bei Justus Jonas, dem hallischen Superintendenten, vorzusprechen.

Das war ein fröhlich wehmütiges Wiedersehen. Man vermochte sich nicht so von Herzensgrund zu freuen; denn erstens war Justus Jonas inzwischen Witwer geworden: seine treue Katharina, jene edle Frau, von welcher Luther gehofft hatte, sie werde seiner Witwe einmal Zuflucht, Trost

und Stütze sein, war inzwischen heimgegangen; sodann aber waren Luthers eigne Gedanken immer auf sein nahes Abscheiden gerichtet. Und dieser Stimmung gab auch die Inschrift eines Bechers von venetianischem Glase Ausdruck, den Luther dem Freunde zum Andenken verehrte:

Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut vitro fragili similem se noscat uterque.*)

Der Aufenthalt in Halle wurde gegen Luthers Willen verlängert durch die Saale, welche durch ihren Austritt aus den Ufern gegen die Weiterreise entschiedenen Einspruch erhob.

Den Hallischen Bürgern war das gerade recht, bekamen sie doch auf diese Art noch eine Predigt vom Doktor Martinus zu hören. In der Kirche zu Unsrer Lieben Frauen, welche Kardinal Albrecht neu hatte bauen lassen, stand Luther auf der Kanzel und tat vor einer dichtgedrängten Menge von Hörern seinem großen Feinde, der etliche Monate vorher aus dieser Welt geschieden war, einen Nachruf.

Gleich nach seiner Ankunft in Halle hatte er nach Papier und Feder gegriffen, um den Seinen Nachricht zu geben.

„Meiner lieben, freundlichen Käthe Lutherin in Wittenberg zu Handen.

Gnade und Friede im Herrn.

Liebe Käthe! Wir sind heute früh acht Uhr zu Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren, denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckte und uns dräuete mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulde, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stilleliegen. Nicht daß uns danach dürstete zu trinken, sondern wir nahmen gut torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labeten und trösteten wir uns derweil, ob die Saale wollte wieder auszürnen. Denn weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selber geschäftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen, denn der Teufel ist uns gram und wohnet im Wasser, und ist besser verwahret, denn beklaget, und ist nicht not, daß wir dem Papst samt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten. Ich hätte nicht gemeint, daß die Saale eine solche Sod machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpelt.

*) Jonas, dem Glas, weiht Luther dies Glas, der selber ein Glas ist,
Beiden zur Lehre, daß sie zerbrechlichem Glase nur gleichen.

Jetzo nicht mehr. Betet für uns und seid fromm. Ich halte, wärest Du hier gewesen, so hättest Du uns auch also zu tun geraten, so hätten wir Deinem Rate auch einmal gefolgt. Hiermit Gott befohlen. Amen.

Zu Halle am Tag St. Pauls Bekehrung Anno 1546."

Bis Donnerstag den 28. mußte man liegen bleiben, dann konnte man die Überfahrt wagen.

Justus Jonas gab dem Freunde das Geleit. Es war ihm so seltsam zumut: eine innere Stimme sprach zu ihm: Weiche nicht von deinem Freunde!

Als man sich der mansfeldischen Grenze nahte, hob Luther seine Augen auf und fragte: „Was ist das? Ist das nicht Kriegsvolk, auf dessen Harnischen der Sonnenschein glänzet?"

Es war in der Tat eine Schar Gewappneter, welche sich den Kommenden entgegenbewegte, doch nicht in feindlicher Absicht, sondern im Gegenteil dem Doktor Martinus zu Ehren von den Grafen gesandt, einhundertunddreizehn Reiter.

Da das Wetter einigermaßen erträglich war, verließ Luther den Wagen, um die von dem langen Sitzen steifgewordenen Gliedmaßen durch eine Fußwanderung wieder zurechtzubringen. Nach einer halben Stunde stieg er wieder ein. Gar bald aber fühlte er sich unwohl: es befiel ihn eine große Schwäche mit Schwindel und Brustbeklemmung, daß die Begleiter in die größte Angst gerieten. Er hatte sich bei dem Fußmarsch erhitzt und dann auf dem Wagen bei dem eisigen Windhauch, der ihm durchs Barett ging, erkältet.

Man dankte Gott, als man endlich in Eisleben angekommen und in dem Haus des Stadtschreibers Johann Albrecht abgestiegen war. Die sofort vorgenommene Reibung mit warmen Tüchern tat das ihre: am Abend nahm der Doktor Speise und Trank zu sich und versicherte, daß die Anfechtung vorbei sei. Man spürte das auch an der heitern Rede, zu welcher er sich am andern Tage wieder erhob, desgleichen an der Predigt, welche er am folgenden Sonntag, den 31. Januar, in der St. Andreaskirche tat. Darüber war bei den Grafen sowie in der ganzen Stadt große Freude, und auch Frau Katharina in Wittenberg dankte ihrem Gott, nachdem sie den Brief gelesen, der, vom 1. Februar datiert, in ihre Hände gekommen war, ein Brief, in jenem scherzhaften Ton gehalten, wie sie es sonst von ihrem Eheherrn gewohnt war. Der Brief lautete so:

„Meiner lieben Hausfrauen Katharina Lutherin, Doktor Zulsdorferin, Säumärkterin und was sie mehr sein mag.

Gnade und Friede in Christo und meine alte, arme und, wie ich weiß, unkräftige Liebe zuvor.

Liebe Käthe! Ich bin schwach gewesen auf dem Wege vor Eisleben, das war meine Schuld. Aber wenn Du wärest da gewesen, so hättest Du gesagt, es wäre der Jüden oder ihres Gottes Schuld gewesen. Denn wir mußten durch ein Dorf hart vor Eisleben, da viele Jüden inne wohnten; vielleicht haben sie mich so hart angeblasen. So sind hier in der Stadt Eisleben jetzund diese Stunde über fünfzig Jüden wohnhaftig. Und wahr ist's: da ich bei dem Dorfe war, ging mir ein solch kalter Wind hinten im Wagen ein auf meinen Kopf durchs Barett, als wollte mir's das Hirn zu Eise machen. Solches mag nun zum Schwindel etwas geholfen haben; aber jetzo bin ich, gottlob, wohl geschickt, ausgenommen, daß die schönen Frauen mich so hart anfechten, daß ich weder Sorge noch Furcht habe vor aller Unkeuschheit.

Ich trinke naumburgisch Bier, fast des Geschmacks, den Du von Mansfeld mir etwa hast gelobet. Es gefällt mir wohl, macht mir auch des Morgens wohl drei Stühle in drei Stunden.

Deine Söhnichen sind von Mansfeld gefahren ehegestern, weil sie Hans von Jena so demütig gebeten hatte; weiß nicht, was sie da machen. Wenn's kalt wäre, so möchten sie helfen frieren. Nun es warm ist, konnten sie wohl etwas anderes tun oder leiden, wie's ihnen gefällt.

Hiermit Gott befohlen samt allem Hause, und grüße alle Tischgesellen.

Dein altes Liebchen

Martin Luther."

In der großen Stube des Hauses, da der Doktor Martinus Luther seine Herberge hatte, fanden die Verhandlungen zwischen den Grafen von Mansfeld statt. Als Mittelspersonen waren neben Luther Fürst Wolfgang von Anhalt und Graf Heinrich von Schwarzburg gegenwärtig.

Es handelte sich da um Mein und Dein. Durch die Ränke der Juristen verwirrt und gehetzt, waren die Brüder so in Verbitterung gegeneinander geraten, daß sie sich nicht ansahen, viel weniger einen Gruß boten, und Luther hatte zwischen den feindlichen Parteien einen schweren Stand. Aber das Gewicht seines persönlichen Ansehens wirkte Wunder: die feindlichen Brüder sahen

mit Ehrfurcht auf ihn und nahmen seine Friedensmahnungen zu Herzen, daß in ihnen die Reue zu nagen begann.

Schon war alles auf dem besten Wege, als die leidigen Juristen mit ihren Rechtsverdrehungen abermals Mißverständnis und gegenseitiges Mißtrauen wachriefen. Luther, der vorher schon manchen harten Strauß mit diesen Menschen hatte ausfechten müssen, war darüber im höchsten Grade aufgebracht und schrieb an Melanchthon, er möchte ihm einen kurfürstlichen Rückberufungsbefehl auswirken, damit er loskomme und den Wagen schmieren könne zur Heimfahrt.

Mit dem Entschluß war's ihm aber doch kein rechter Ernst: er mochte nicht zum drittenmal unverrichteterSache von Mansfeld scheiden.

Nebenbei geriet er zweimal in Lebensgefahr. Eines Morgens, da er noch in dem Bett lag, wurde er durch Feuerlärm erschreckt. Es brannte in seiner nächsten Nähe. Man ward jedoch des Elementes sehr bald Meister. Dann löste sich im heimlichen Gemach ein großer Stein aus der Decke und polterte herab, hart an Luthers Kopf vorüber.

Inzwischen hatte es mit den Verhandlungen wieder eine bessere Wendung genommen. Die entfremdeten Gemüter näherten sich immer mehr, und am 14. Februar konnte er nach Wittenberg schreiben:

„Meiner freundlichen, lieben Hausfrauen, Katharina Lutherin von Bora in Wittenberg zu Handen.

Gnade und Friede im Herrn!

Liebe Käthe! Wir hoffen diese Woche wieder heimzukommen, ob Gott will. Gott hat große Gnade hier erzeiget, denn die Herren durch ihre Räte fast alles verglichen haben bis auf zwei Artikel oder drei, unter welchen ist, daß die zwei Brüder Graf Gebhard und Graf Albrecht wiederum Brüder werden, welches ich heute soll vornehmen und will sie zu mir zu Gaste bitten, daß sie auch miteinander reden; denn sie bis daher stumm gewesen und mit Schriften sich hart verbittert haben. Sonst sind die jungen Herren Grafen fröhlich, fahren zusammen mit den Narrenglöcklein auf Schlitten und die Fräulein auch und bringen einander Mummenschanz und sind guter Dinge, auch des Grafen Gebhard Sohn. Also muß man preisen, daß Gott Gebete erhört.

Ich schicke Dir Forellen, so mir die Gräfin Albrecht geschenket: die ist von Herzen froh der Einigkeit. Deine Söhnichen sind noch in Mansfeld. Jakob Luther will sie wohl versorgen. Wir haben hier zu essen und zu trinken als die Herren, und man wartet unser gar schön, nur allzu schön,

daß wir Euer wohl vergessen möchten zu Wittenberg. So ficht mich der Satan auch nicht an. Aber Doktor Jonas' Bein wäre schier quad geworden, so hat's Löcher gewonnen auf dem Schienbein; aber Gott wird auch helfen. — Hiermit Gott befohlen.

Zu Eisleben am Sonntag Valentini, den 14. Februar 1546.

Martin Luther, Doktor."

Frau Katharina schickte, nachdem sie diesen Brief gelesen, ein heißes Dankgebet zum Himmel empor, und Margarete eilte in vollem Lauf mit hochroten Wangen durch das Gartenpförtlein hinter der Stadtmauer entlang zu Melanchthons Kindern, um ihnen die frohe Botschaft zu verkünden: der Vater kommt!

Sechzigstes Kapitel.

Ins ewige Vaterhaus.

„Daß ich meine Ätzsalbe vergessen, ist mir leid und verdrießet mich sehr!" klagte am Morgen des 15. Februar Luther gegen Justus Jonas. „Siehe, die Wunde an meinem Fuß, so doch nach des Arztes Vorschrift immer künstlich offen gehalten werden muß, ist nun zugeheilet. Das wird mir arge Pein machen, besorge ich."

„Hättest auch die Predigt gestern nicht tun sollen", sagte Justus Jonas im Ton des Vorwurfs. „Es war an den drei andern genug."

Luther lächelte. „Es ist ein eigen Ding um die Heimat. Sie bestricket einem Herz, Sinn und Gemüt und machet in uns alles lebendig, daß auch ein Greis wieder jung wird und stark. Auch über mich hat die Heimat ihre Macht geübet, daß ich mich wohlgemut und stark gefühlet habe. Doch wollte es gestern in der Predigt auf einmal nicht mehr vorwärts, daß ich mußte vor der Zeit abbrechen. Jetzo nun fühle ich mich sehr müde und matt. Wenn ich wieder heimkomme gen Wittenberg, so will ich mich alsdann in den Sarg legen und den Würmern einen feisten Doktor zu essen geben."

Die Tür ging auf, und fröhlich rief's herein: „Botschaft aus Wittenberg, Herr Doktor! Die Frau Doktorin sendet Arznei zur Stärkung!"

Es war Herr Rutfeld, der diese Botschaft brachte.

„Ist auch die Fußsalbe dabei?“ fragte Luther hastig und neigte enttäuscht das Haupt, als Rutfeld verneinte.

Die Arznei wurde eingenommen, tat aber keine Wirkung. Der Tag ging jedoch leidlich hin wie auch der folgende.

Am 17. verschlimmerte es sich. Luther verbrachte den Nachmittag auf seinem Stüblein, bald auf dem Ruhepolster liegend, bald auf und ab gehend. Zum öftern blieb er am Fenster stehen, hob seine Augen auf gen Himmel und betete, zum öftern auch wandte er sich an Jonas und den ebenfalls anwesenden gräflich mansfeldischen Hofprediger Magister Michael Coelius mit der Äußerung: „Ich bin allhier zu Eisleben getauft — wie, wenn ich allhier bleiben sollte?“

Er blieb dabei aber immer heiter, begab sich auch zu Mittag hinunter in das Erdgeschoß zum Essen und nahm etwas Speise zu sich, auch hier wieder zum Scherz aufgelegt, dann aber das Gespräch von dem Irdischen auf das Himmlische und vom Zeitlichen auf das Ewige wendend.

Am Abend wurde das Drücken auf der Brust, welches er schon vorher gefühlt, heftiger. Man rieb ihn am ganzen Körper mit warmen Tüchern und gab ihm einen Trank ein, doch ohne irgend einen Erfolg.

Magister Coelius nahm den Diener beiseite: „Ich gedenke, daß die Frau Gräfin Albrecht ein gar seltsam und köstlich Heilmittel besitzt, so man Einhorn nennet. Gehe hin und bitte, daß sie dasselbige hergebe für den Herrn Doktor. Sie wird es mit Freuden tun.“

Der Diener ging und kehrte bald mit dem Grafen und einem von dessen Räten zurück.

Graf Albrecht schabte selbst das Einhorn und gab's dem Kranken ein. Bald darauf fiel derselbe in Schlummer, welcher bei einer Stunde währte, bis um zehn Uhr.

Als er beim Erwachen die Anwesenden um sich her erblickte, fragte er: „Möchtet ihr nicht zu Bett gehen? Siehe, ich will selbst in meine Kammer gehen und mich zur Ruhe begeben.“

Er erhob sich von dem Polster und schritt, ohne von jemand unterstützt zu werden, nach der anstoßenden Schlafkammer. Über die Schwelle tretend sprach er: „Walt's Gott, ich geh zu Bette. In deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, du treuer Gott.“

Nachdem er sich niedergelegt, reichte er, wie er zu tun gewohnt war, einem nach dem andern die Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Doktor Jonas und Magister Coelius und ihr andern, betet für unsern Herrgott und

ſein Evangelium, daß es ihm wohl gehe, denn das Konzilium zu Trient und der leidige Papſt zürnen ihm hart."

Nicht lange, ſo ſchlief er ein. Der Atem ging ganz ruhig, und die Hände lagen auf der Bruſt gefaltet.

Um ein Uhr erwachte er wieder und rief dem Rutfeld zu: „Mein lieber Ambroſius, möchteſt du nicht Feuer in den Ofen tun? Es iſt gar kalt allhier."

Man verwunderte ſich des, denn im Ofen loderte ein helles Feuer, und die Stube war ſchön warm.

Während nun Rutfeld ging, die Bitte zu erfüllen, ſprach Luther zu Jonas, der dicht am Bett ſaß, gewendet: „Ach Herr Gott, mir iſt ſehr wehe! Ach, lieber Doktor Jonas, ich achte, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getaufet bin, auch ſterben. Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!"

Es wurde ihm im Bett zu ängſtlich; ſo ſtand er auf und ging einige Male durch die Stube. Nachdem er ſich wieder niedergelegt, ſprach er: „Es drücket mich um die Bruſt gar hart, doch ſchonet es noch des Herzens."

Man holte jetzt den Stadtſchreiber, der dem Doktor Martinus befreundet war, ſamt ſeiner Frau und noch zwei Ärzten. Bald kamen auch die andern Grafen von Mansfeld und der Graf von Schwarzburg mit ſeiner Gemahlin: alles war in geängſteter Liebe um ihn bemüht und verſuchte allerlei Stärkungsmittel; Luther aber wies dieſe zuletzt ab, indem er ſprach: „Lieber Gott, mir iſt ſehr weh und angſt, ich fahr dahin!"

„Seid getroſt, liebſter Herr Doktor", ermahnte Magiſter Coelius, ich fühle auf Eurer Stirn einen Schweiß, der wird Euch heilſam ſein."

Luther ſchüttelte den Kopf und ſagte dumpf: „Es iſt der Todesſchweiß."

Er faltete die Hände auf der Bruſt und betete: „O mein himmliſcher Vater, du Gott und Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti und Gott alles Troſtes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jeſum Chriſtum geoffenbaret haſt, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt, den ich geliebet und gelobet hab, welchen der leidige Papſt und alle Gottloſen ſchänden, verfolgen und läſtern. Ich bitte dich, mein Herr Jeſu Chriſte, laß dir mein Seelichen befohlen ſein. O himmliſcher Vater, ob ich ſchon dieſen Leib laſſen und aus dieſem Leben hinweggeriſſen werden muß, ſo weiß ich doch gewiß, daß ich ewig bei dir bleibe, und daß aus deiner Hand mich niemand reißen kann."

Er warf ſich mehrmals von einer Seite auf die andere, dann ſagte er dreimal hintereinander lateiniſch den Spruch: „Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben"; und dann

den Vers des 68. Psalms: „Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet."

Coelius reichte ihm noch einmal einen Löffel voll Arznei, und er nahm sie auch willig zu sich, setzte aber alsbald hinzu: „Ich fahr dahin, meinen

Luthers Sterbehaus.

Geist werde ich aufgeben. Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott."

Danach ward er still. Man rüttelte und rieb ihn und rief ihn an, er öffnete aber weder Augen noch Mund. Die Gräfin von Mansfeld im Verein mit den Ärzten strich und rieb ihm den Puls mit den stärkenden Wassern, welche Frau Katharina gesendet hatte — ohne Erfolg.

Magister Coelius beugte sich zu ihm hernieder und fragte: „Ehr=

würdiger Vater, wollet Ihr auf Christum und die Lehre, welche Ihr gepredigt, beständig bleiben?" Da antwortete aus dem Bett ein lautes, vernehmliches Ja.

Hiermit wandte Luther sich auf die rechte Seite und fiel in Schlummer, der eine Viertelstunde anhielt.

Man sah sich gegenseitig an mit Blicken der Hoffnung, als könne es der Genesungsschlummer sein. Bald aber verfärbte er sich im Gesicht, Füße und Nase wurden ganz kalt. Noch einmal holte er tief Atem, dann war das Ende da, und die befreite Seele ging heim aus dem Leid zur Freud, aus dem Kampf zum Frieden.

Solches geschah um drei Uhr frühe, am Donnerstag den 18. Februar 1546.

* * *

„Es ist nicht wahr, er ist nicht tot!" So hieß es an dem Lager des Doktor Martinus, als die Ärzte mit feierlichem Schmerz die traurige Gewißheit verkündigten, so hieß es auch allenthalben in der Stadt, als die Trauerkunde von Gasse zu Gasse lief. Und nach dem Haus des Stadtschreibers war's nun ein Wallfahrten, als wäre dort ein wundertätig Muttergottesbild. Noch vor Tage kamen die hohen Herrschaften, welche um der Streitsache willen in Eisleben anwesend waren, und viele Bürger, den Leichnam zu sehen. Da ward ein großes Weinen und Jammern.

Flugs mußte Meister Melchior der Zinngießer herbei, um das Maß zum Sarg zu nehmen. Mit ihm erschien zugleich ein Maler aus Eisleben, der bildete das Totenantlitz ab.

Man legte nun den Leichnam in weißem Sterbekleid auf ein anderes Bett. Dort lag er, bis der Zinnsarg fertig war. Er wurde in denselben gebettet und danach dem Volk zur Schau ausgestellt. Zu Hunderten strömte es herbei, und man mußte sich nun mit Augen überzeugen: es ist doch wahr, der Doktor Martinus ist tot!

Inzwischen waren zwei Eilreiter von dannen gejagt, der eine nach Wittenberg, der Frau Katharina die Trauerbotschaft zu bringen, der andere zum Kurfürsten, welchem die Grafen von Mansfeld zugleich die Bitte vortragen ließen, das sterbliche Gebein des großen Mannes in ihrem Lande behalten zu dürfen, ohne jedoch dem Ermessen des Kurfürsten vorgreifen zu wollen. Am Abend des 19. traf von Torgau die Antwort ein, Martin Luther solle zu Wittenberg in der Schloßkirche seine Stätte finden, deshalb möchten die Grafen die Leiche bis zur kursächsischen Grenze ihm entgegenführen.

Am Vormittag desselben Tages war der Sarg in die Andreaskirche

getragen worden. Dort hatte Justus Jonas unter Zugrundelegung des Textes 1.Thess. 4, 13—18 die Leichenpredigt getan. Über Nacht blieben zehn Bürger bei dem Sarg, dem Doktor Martinus die Leichenwacht zu halten.

Am folgenden Morgen füllten sich die Räume der Kirche noch einmal mit Andächtigen, um aus dem Munde des Magisters Coelius die Abschiedspredigt zu hören.

Gegen Mittag wurde der Sarg, mit einem schwarzsamtenen Bahrtuch bedeckt, auf den Wagen gehoben, die Kirchenglocken taten ihren Mund auf zum Abschied, und der Trauerzug setzte sich in Bewegung. Sämtliche Fürsten, Grafen und Herren nebst einer ungeheuren Menge Volks gaben demselben unter dem Gesang von Sterbeliedern das Geleit bis zum Stadttor. Da wandte man wieder um, zwei junge Grafen aber und bei fünfzig Reisige ritten mit gen Wittenberg.

Allenthalben wimmerte in den Ortschaften, durch die man zog, von den Türmen die Totenklage. Niemand gedachte der Arbeit, alles stand in schwarzem Trauergewand, den Leichenzug zu empfangen und ihm eine Strecke Weges das Geleit zu geben, weinend und wehklagend.

Gegen 5 Uhr nahte sich der Leichenzug der Stadt Halle, aus der eine große Menge Volks daherströmte. Am Moritztor angelangt, wurde der Sarg empfangen von den beiden Pfarrern zu St. Moritz und St. Ulrich nebst allen Dienern des Evangeliums, auch von dem ehrbaren Rat der Stadt, den Schulmeistern und den Knaben sämtlicher Schulen. Und so groß war das Weinen und Wehklagen, daß man darüber die Worte des Geistlichen von St. Moritz nicht vernehmen konnte. Auch war, als man in die Gasse bei St. Moritz einfuhr, das Gedränge des Volkes so stark, daß man oft mußte stillhalten und der Sarg erst sehr spät, fast halb sieben Uhr in die Kirche zu Unsrer Lieben Frauen hineingetragen werden konnte.

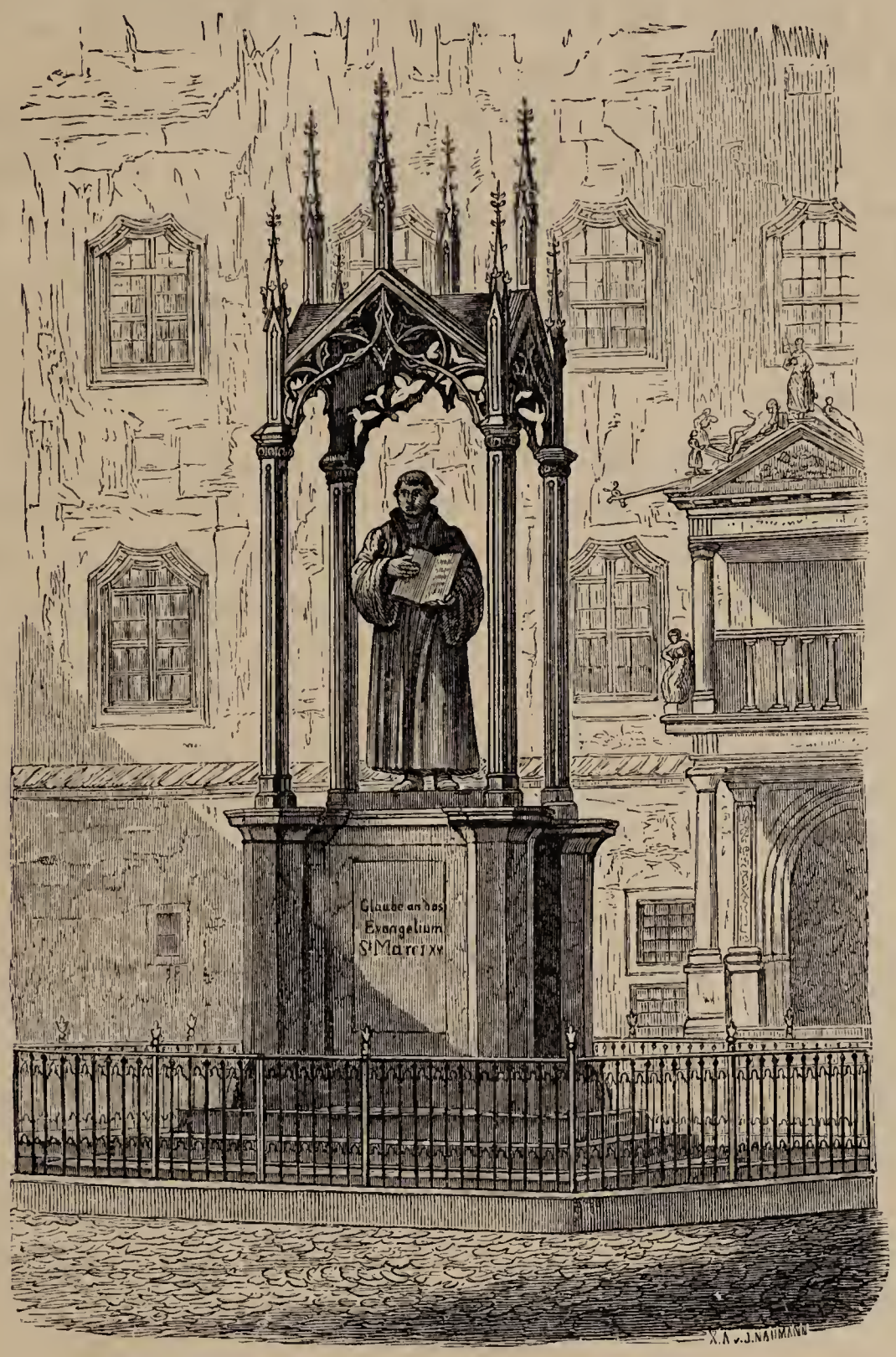
Da lag nun die Leiche die Nacht über, und man benutzte die Gelegenheit, das Gesicht in Wachs abzubilden.

An der Landesgrenze bei Bitterfeld stand bereits die Gesandtschaft des Kurfürsten gesammelt, die empfing den Trauerzug und führte ihn auf Kemberg zu.

Nachdem man auch hier übernachtet, langte man am Montag, den 22. Februar, in Wittenberg an.

Je näher der Zug der Stadt gekommen war, desto stärker war er angeschwollen. Alle Stände waren in demselben vertreten: nicht das geringe Volk allein gab seinem lieben Vater das letzte Geleit, auch Hohe und Vornehme schritten in dem Zug, um zu bezeugen, daß der Verstorbene aller Vater gewesen sei.

In Wittenberg fingen die Glocken an zu läuten. Siehe, da wich die gedrängte Menge scheu zurück: auf einem Wägelein kam langsam Frau



Luther-Denkmal zu Wittenberg.

Katharina daher, die ärmste der Witwen, mit ihrem einzigen noch übrigen Töchterlein Margarete, der ärmsten der Waisen.

Das war ein herzzerreißender Augenblick, da sie zu dem Sarge trat und dann ihre drei Söhne umarmte. Alles entblößte die Häupter und weinte mit den Weinenden.

Und wieder spaltete sich die Menge: barhaupt erschien in einem Wagen der Kurfürst Johann Friedrich mit seiner Gemahlin und seinen drei Söhnen. Alle waren in tiefes Schwarz gekleidet und schämten sich auch der Tränen nicht.

Der Sarg hielt, die Ritter stiegen von den Rossen, und wie auf Verabredung fiel alles auf die Kniee.

So grüßten sie den Allgeliebten, mit fast übermenschlicher Ehre Erhobenen. Ein Augenblick heiliger, feierlicher Stille — die Übermacht des Schmerzes dämpfte die Brust und staute den Tränenkanal; dann aber, als leis und bang der Chor anhob: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir", da löste sich die Herzspannung, und unter herzbrechendem Weinen und Wehklagen fuhr der liebe Sarg zum Elstertor, vorüber an dem Augustinerkloster, in die Stadt Wittenberg ein.

Die Pforten der Schloßkirche taten sich auf, wie mit offenen Armen empfingen sie den müden Pilger und luden ihn zur Ruhe in geweihter Erde, zur Ruhe an der Seite edler Fürsten, er selber der größte von allen. Es füllten sich des Gotteshauses weite Räume, Tausende aber mußten draußen bleiben und lauschten durch die offenen Türen den Worten, welche mit gebrochener, oft von Weinen erstickter Stimme Doktor Bugenhagen der Stadtpfarrer und nach ihm Magister Philipp Melanchthon dem Verklärten nachrief. Darauf trugen etliche Magister den Sarg zu der Stätte, wo er ruhen sollte, ohnweit der Kanzel, und ließen ihn langsam in die Erde hinab. —

Da schläft er nun, der größte aller Deutschen, der Prophet Germaniens, dem Tag der Auferstehung entgegen. An der Stätte, von welcher einst die Hammerschläge des Augustinermönchs die Welt durchdröhnt hatten, ruhet das Gebein des Zeugen der Wahrheit, und wer nun Ohren hat zu hören, dem dröhnen diese Hammerschläge immer noch in den Ohren, ein Weckruf zum Glauben an das Evangelium, ein Mahnruf zum Dank gegen Gott, der dem deutschen Volke diesen Mann gegeben, den Ritter ohne Furcht und Tadel, den Retter aus der Nacht des römischen Aberglaubens.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Martin Luther und Graf Erbach.

Historische Erzählung
aus der
Reformationszeit
von
Armin Stein
(H. Nietschmann).

Dritte Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. geh. ℳ 2,40; geb. ℳ 3,10.

Katharina von Bora,

Luthers Ehegemahl.

Ein Lebensbild
von
Armin Stein
(H. Nietschmann).

Mit einem Bildnis der Katharina nach Lukas Cranach.
Vierte Auflage. geh. ℳ 3,—; geh. ℳ 3,70.

Das Buch vom Magister

Melanchthon

von
Armin Stein
(H. Nietschmann).

geh. ℳ 2,70; geb. ℳ 3,40.

August Hermann Francke.

Zeit- und Lebensbild

aus der Periode des deutschen Pietismus
von
Armin Stein
(H. Nietschmann).

Dritte Auflage. Mit einem Bildnis in Stahlstich, 6 Vollbildern u. 2 Textbildern.
geh. ℳ 3,60; geb. ℳ 4,50.

Christian Fürchtegott Gellert.

Ein Lebensbild
von
Armin Stein
(H. Nietschmann).

Zweite Auflage. Mit einem Titelbild. geh. ℳ 2,40; geb. ℳ 3,10.

Paul Gerhardt.

Ein Lebensbild
von
Armin Stein
(H. Nietschmann).

Mit einem Bildnis. geh. ℳ 3,—; geb. ℳ 3,70.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Martin Luther

ausgewählt, bearbeitet und erläutert

von

Dr. Rich. Neubauer,

Professor.

Erster Teil: Schriften zur Reformationsgeschichte und verwandten Inhalts. Mit einem Holzschnitt nach Lukas Cranach. Dritte verbesserte Auflage. ℳ 2,40; kart. ℳ 2,60.

Zweiter Teil: Vermischte Schriften weltlichen Inhalts, Fabeln, Dichtungen, Briefe und Tischreden. Zweite verbesserte Aufl. ℳ 2,—; kart. ℳ 2,15.

Güldenes Schatz-Kästlein

der Kinder Gottes,

deren Schatz im Himmel ist;

bestehend in auserlesenen Sprüchen der heiligen Schrift,

samt beygefügten erbaulichen Anmerkungen und Reimen

von

Carl Heinrich von Bogatzky.

Vierundsechzigste Auflage. Zwei Teile. 1900. quer 12, nebst Register. geh. ℳ 1,—, in einem Kalikoband ohne Goldschn. ℳ 2,—, mit Goldschn. ℳ 2,25.

Des Güldnen Schatzkästleins Erster und Zweyter Theil

in eins gebracht und zu einem

Biblischen Gebetbuche

über alle darin befindlichen Sprüche der heiligen Schrift eingerichtet

daß es auf alle Morgen und Abend des ganzen Jahres zu gebrauchen.

Zu allgemeinem Nutzen aufgesetzt

von

Carl Heinrich von Bogatzky.

Zehnte Auflage. In Leinen ohne Goldschnitt ℳ 4,40, mit Goldschnitt ℳ 4,80.

Der Weg zu Gott unserm Vater.

Eine Einführung ins Vaterunser als Einleitung in die christliche Lehre

von

Samuel Jäger.

geh. ℳ 2,—; geb. ℳ 2,60.

Das Buch Hiob

nach seinem Inhalt, seiner Kunstgestaltung und religiösen Bedeutung.

Für gebildete Leser dargestellt

von

Dr. Julius Ley.

Mit einem Vorwort von D. E. Kautzsch, Professor an der Universität Halle.

geh. ℳ 2,—; geb. ℳ 2,60.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

Storage BR325 .S673 1904 c.1
Stein, Armin, 1840-1 060104 000
Das Buch vom Doktor Luther / v
3 9306 00105037 2
CONCORDIA THEOLOGICAL SEMINARY

STORAGE BR 325 .S673 1904
Stein, Armin, 1840-1929.
Das Buch vom Doktor Luther
134154

STORAGE BR 325 .S673 1904
Stein, Armin, 1840-1929.
Das Buch vom Doktor Luther
134154

DEMCO